



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

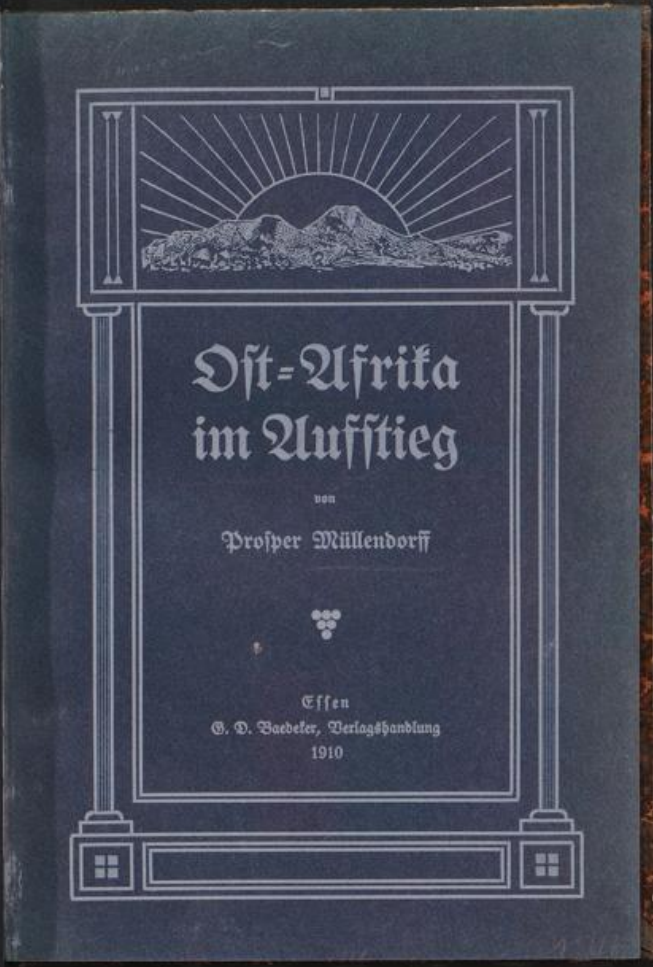
**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

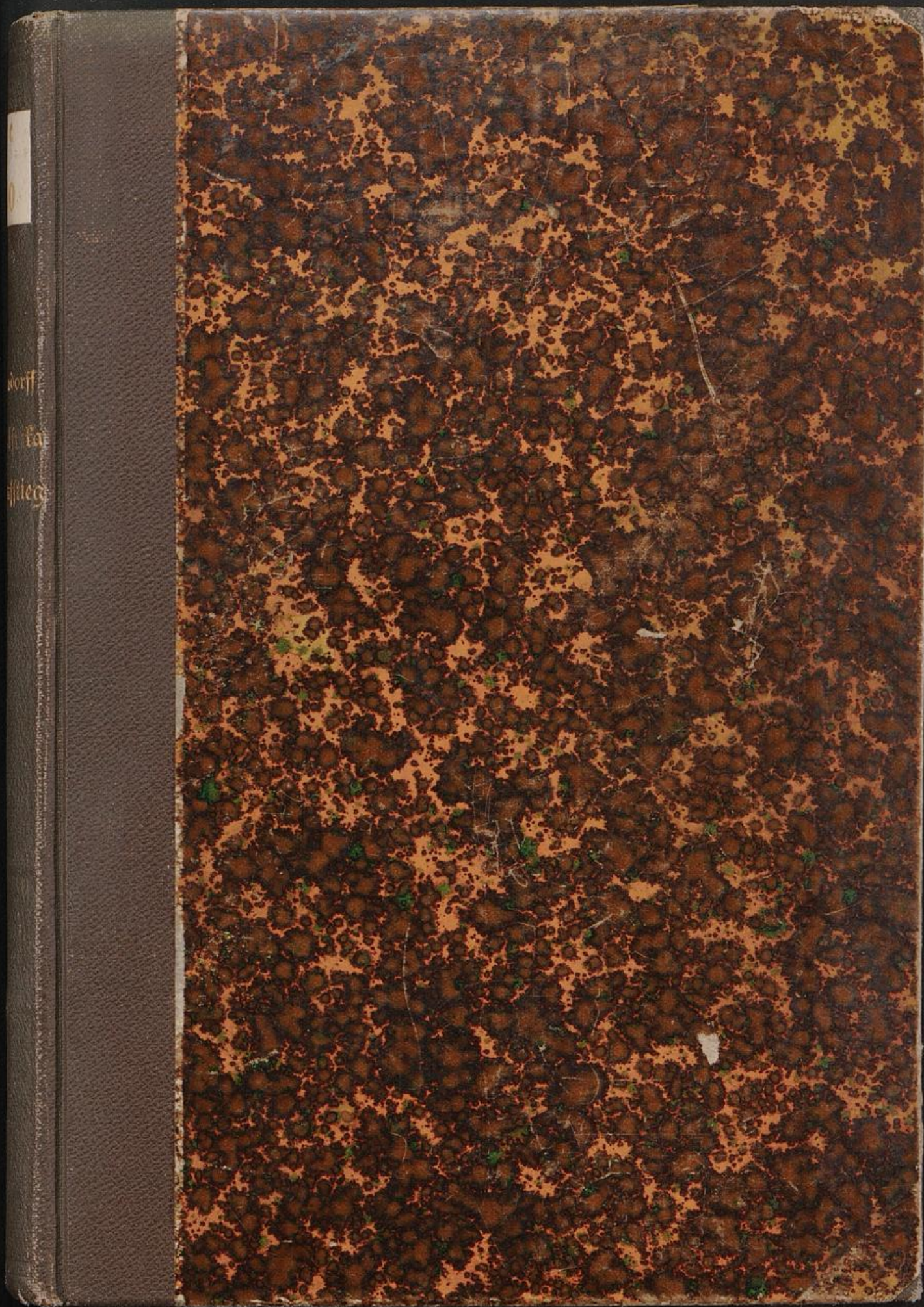
### **Ost-Afrika im Aufstieg**

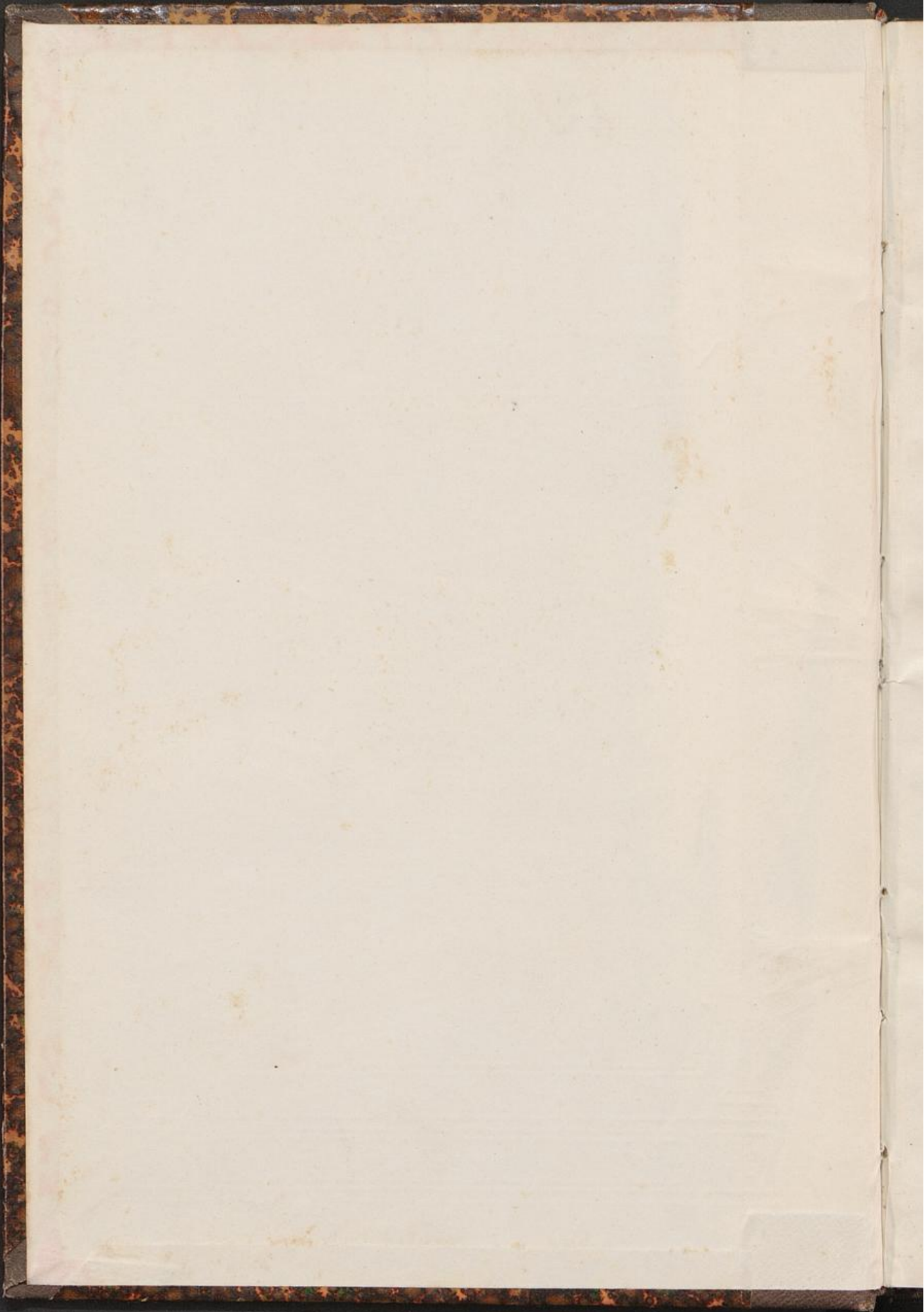
**Müllendorff, Prosper**

**Essen, 1910**

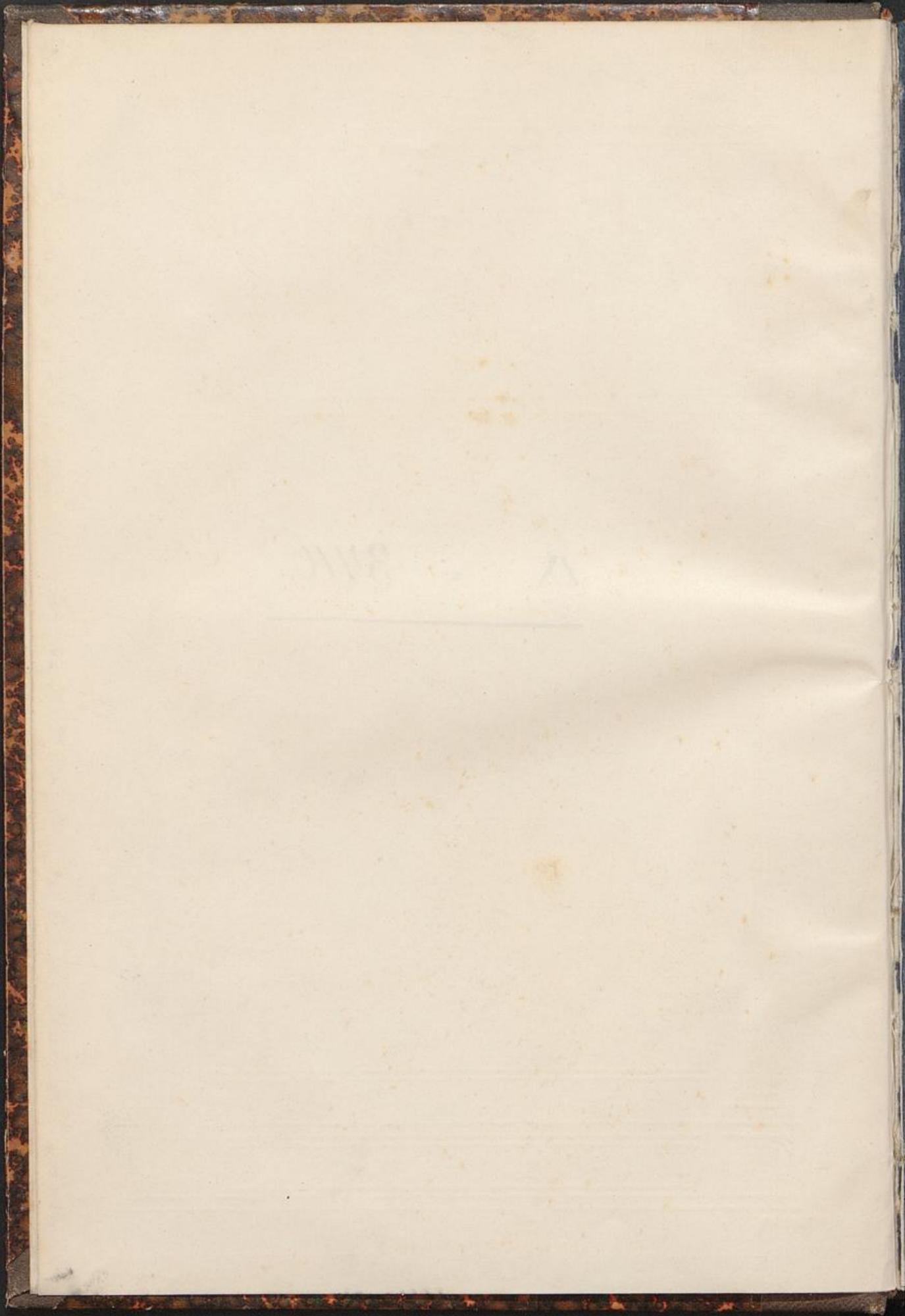
**urn:nbn:de:gbv:46:1-11187**







IX . c . 3410





# Ost-Afrika im Aufstieg

von

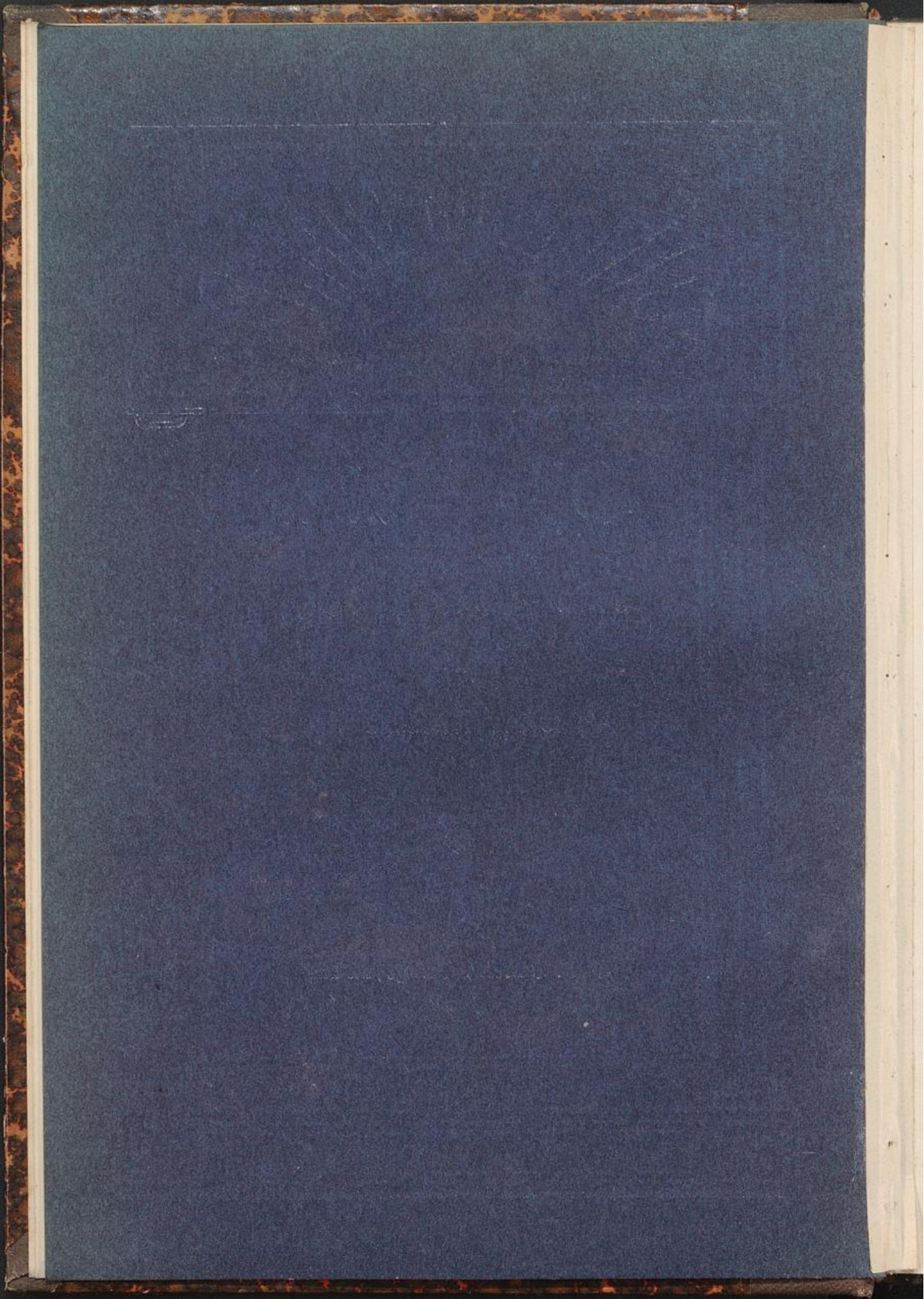
Prosper Müllendorff



Essen

G. D. Baedeker, Verlagsbuchhandlung

1910



# Ost-Afrika im Aufstiege

:: von ::

Prosper Müllendorff



IX.c.3410

Essen  
G. D. Baedeker, Verlagsbuchhandlung  
1910.

1771-1772

im 1771-1772

1771-1772

## Geleitwort.

Die Reise, deren Ergebnisse in den folgenden Blättern dargestellt sind, wurde, wie auch meine früheren in Westafrika (1898/99) und Südwestafrika (1903/04) im Auftrage der Kölnischen Zeitung unternommen. Anlaß dazu war eine Anregung des Studiendirektors der Kölner Handelshochschule, Prof. Dr. Chr. Eckert, zur Teilnahme an einer Studienreise von Professoren und Studenten, die im Sommer 1908 angetreten wurde. Da diese Reisegesellschaft für die Dauer der Fahrt auf die akademischen Ferien beschränkt war, beschloß ich im Einvernehmen mit dem Verlag der Zeitung, länger zu verweilen, um noch einige andere Gebiete als die in dem gemeinsamen Reiseprogramm vorgesehenen zu besuchen.

Am 6. August dampften wir auf dem Markgraf von der Deutschen Ostafrikalinie von Neapel als geschlossene Bordgesellschaft ab. Nach der Landung in Mombassa traten wir die zweitägige Bahnfahrt nach dem Viktoria Nyansa an; in Port Florence schifften wir uns auf dem Dampfer Element Hill zu einer zehntägigen Rundfahrt um den See ein. Auf der Rückfahrt nach der Küste verweilten wir einige Tage in Nairobi. Dann fuhren wir auf dem Regierungsdampfer „Kaiser Wilhelm II.“ von Mombassa nach Tanga, dessen nähere Umgebung ich besichtigte, während die Reisegesellschaft Umani besuchte, wo ich später hinreisen sollte. Auf demselben Dampfer setzten wir nach Sansibar und nach zwei Tagen von dort nach Daresalam über. Hier trennte ich mich von den Reisegefährten, die noch die Zentralbahn bis Morogoro befuhren und dann auf dem Markgraf die Heimreise antraten.

Den Verlauf und die Wirkungen der sehr ergiebigen Studienreise der Handelshochschule haben die Professoren an verschiedenen Stellen geschildert. Ich verweise dafür auf die Berichte Prof. Kurt Wiedenfelds in der Deutschen Kolonialzeitung hin, die mit einer vortrefflichen Abhandlung über die weltwirtschaftliche Bedeutung des Sueskanals beginnen. Daher kann ich mir die Eindrücke von der Ausreise erlassen, doch nicht ohne der Deutschen Ostafrikalinie, auf deren Prinzregent ich heimfuhr, für manches liebenswürdige Entgegenkommen hier zu danken mit dem Bemerkten, daß ihre oft geschilderten Einrichtungen von deutschen wie von fremden Reisenden bestens gewürdigt werden.

Einmal allein, benutzte ich eine Reisegelegenheit von Darressalam nach der Palmeninsel Mafia, und nach der deutschen Hauptstadt zurückgekehrt, fuhr ich nach Morogoro, besichtigte dessen Umgebung und den Bahnbau in der Richtung auf Kilossa bis zur Bauspitze. Auf einem Europadampfer reiste ich abermals nach Tanga, wo ich Vortehrungen für eine Karawanenreise traf, vor der ich Ost- und Westusambara besuchte. Von Mkumbara, der damaligen Endstation der Nordbahn, wanderte ich in acht Tagen mit meinen Trägern nach dem Kilimandscharo, und eine weitere Landreise brachte mich nach Voi an der Ugandabahn, die ich bis Mombassa benutzte, um mich dort am 16. November zur Heimreise einzuschiffen. Soviel über den Verlauf der Reise.

In diesem Bande will ich den Stand der kolonifatorischen Tätigkeit der Deutschen in Ostafrika in dem Jahre feststellen, das durch die lange verzögerte Aufschließung des Gebietes durch größere Bahnen als ein glücklicher Merkstein gelten kann. Besondere Aufmerksamkeit habe ich den europäischen Großunternehmungen und der beginnenden oder wünschenswerten Vervollkommnung der technischen Methode, sowie der unleugbaren Besiedlungsmöglichkeit gewidmet. Nebenher habe ich allen Dingen, die ich auf meinen Wegen beobachten konnte, die gebührende Beachtung geschenkt. Nicht allen Dingen, die überhaupt zum kolonialen Leben gehören, denn alle zusammen vermag niemand mehr zu umfassen, dazu ist die Entwicklung schon zu weit voran. Indem ich mich an alle Kreise wende, die der kolonialen Sache Interesse entgegenbringen, hoffe ich meine Leser zu überzeugen, daß trotz mancher Mängel erspriessliche Arbeit in einem reichen und aussichtsvollen Neulande geleistet worden ist und wird, daß Ostafrika tatsächlich auf dem Aufstieg ist.

Zahlreiche Personen, auch auf britischem Gebiet, das wegen der Nachbarlage zu manchen Vergleichen herangezogen werden konnte, haben mir draußen bereitwillig Rat, Belehrung und Führung geboten. Ich bin ihnen allen zu Dank verpflichtet, in erster Linie dem deutschen Gouverneur, Frhrn. v. Rechenberg, dann seinem britischen, inzwischen nach Westindien versetzten Kollegen Sir Hayes Sadler, K. C. M. G., ihren Stäben und den örtlichen Beamten. Mögen sie, wie auch die Ingenieure, Pflanzler, Kaufleute und Farmer durch den Erfolg für ihre mannigfaltigen und rastlosen Bemühungen zur Hebung Afrikas entschädigt werden.

Köln, Mitte September 1909.

P. Müllendorff.

## Inhaltsverzeichnis.

Geleitwort . . . . .	III
Erster Teil.	
Vom Indischen Ozean zum Viktoria-Nyanza . . . . .	1
Erster Abschnitt: Mombassa . . . . .	1
Zweiter Abschnitt: Auf der Ugandabahn . . . . .	17
Dritter Abschnitt: Nairobi und die Besiedlung . . . . .	24
Vierter Abschnitt: Vom Hochland zum Viktoria-Nyanza . . . . .	35
Fünfter Abschnitt: Entebbe . . . . .	49
Sechster Abschnitt: Deutsche Arbeit am Viktoriassee . . . . .	59
Zweiter Teil.	
Daresſalam und die Zentralbahn . . . . .	77
Erster Abschnitt: Daresſalam . . . . .	77
Zweiter Abschnitt: An der Zentralbahn . . . . .	97
Dritter Teil	
Eisenbahn und Safari im Norden . . . . .	118
Erster Abschnitt: Tanga . . . . .	118
Zweiter Abschnitt: Von Tanga zum Kilimandscharo . . . . .	128
Dritter Abschnitt: Vom Kilimandscharo zur Ugandabahn . . . . .	149
Vierter Teil.	
Ostafrikanische Großbetriebe . . . . .	181
Erster Abschnitt: Das Biologisch-Landwirtschaftliche Institut Umani . . . . .	181
Zweiter Abschnitt: Kautschuk . . . . .	187
Dritter Abschnitt: Hanf und Baumwolle . . . . .	191
Vierter Abschnitt: Aus Afambara . . . . .	203
Fünfter Teil.	
Die Palmeninsel Mafia . . . . .	229



Inhaltsverzeichnis

Seite

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

1-100

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

101-200

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

201-300

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

301-400

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

401-500

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

501-600

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

601-700

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

701-800

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

801-900

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

901-1000

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

1001-1100

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

1101-1200

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

1201-1300

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

1301-1400

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

1401-1500

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

1501-1600

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

1601-1700

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

1701-1800

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

1801-1900

Die Geschichte des Landes von Wilhelm-Wendling

1901-2000

## Erster Teil.

# Vom Indischen Ozean zum Viktoria Nyansa.

## Erster Abschnitt.

### Mombassa.

Eine geschichtliche Stätte. — Araber und Portugiesen. — Der Ausgangspunkt der Ugandabahn. — Das Stadtbild. — Die alte Feste als Gefängnis — Eine Wanderung durch die Stadt. — Klub und Geschäfte. — Arabische Straßen. — Das Indierviertel. — Die Eingeborenen. — Der Markt. — Fischreichtum. — Leuchtturm und Villenviertel. — Staatskirche und Missionswesen — Ein praktisches Gerichtsgebäude. — Das geltende Recht. — Die Rechtspflege. — Besoldung der Richter. — Die Landwirtschaft im Küstenreich — Ein deutsches Ausfuhrverbot. — Versuchsfelder. —

Mombassa ist eine historische Stätte und trägt wahrlich das Gepräge davon, denn mit Ausnahme der fern im Grau der Zeiten verschwindenden Phöniker haben alle Völker, die dort hausten oder herrschten, ihre Spuren hinterlassen, lebende oder steinerne, bis die Briten kamen und mit kräftiger Hand die Eisenspuren legten, die nach dem Viktoria Nyansa, der Ugandakolonie und dem Nil hinweisen. Im 10. Jahrhundert setzten sich die Araber in diesen Landen fest, und im folgenden Jahrhundert lobte ein arabischer Chronist die Ausdehnung und die Fruchtbarkeit Mombassas, was auch Vasco de Gama, der am 7. April 1498 dort landete, nicht unterließ. Doch der einheimische Name der Stadt lautet Mwita, der Krieg, und seit dem Besuch Vascos ist ihr der Krieg nicht erspart worden. Schon 1500, zwei Jahre nachdem der Entdecker des Seeweges nach Indien vorbeigefahren war, suchte Cabral sie mit Feuer und Schwert heim, fünf Jahre später seufzte sie unter den Streichen Franciscos de Al-

meida, der auch Sansibar, das heute deutsche Kilwa im Süden und andere Küstenstädte verheerte, doch ohne die portugiesische Herrschaft fest begründen zu können. Erst 1528, nach einer viermonatigen Belagerung, fiel Mombassa in die Gewalt Nunhos da Cunha, und Portugal behauptete sich dort bis 1535, wo seine Vertreter einem türkischen Korsaren weichen mußten. Dann kam vom Sambesi der kriegerische Stamm der Simba, der „Löwen“, im Siegeszug durch Ostafrika und berannte 1589 Mombassa, worauf zuerst die Türken, dann die Portugiesen wieder erschienen und alle drei Parteien sich um den Besitz der Stadt stritten, bis im Bunde mit den Simba die Portugiesen zunächst die Türken vertrieben und dann mit Hilfe der Wassegeju aus dem Innern auch die Simba aus dem Felde schlugen. Ein einheimischer Sultan wurde nun, 1592, unter einem portugiesischen Statthalter eingesetzt, gleichzeitig wurde der Bau der heute noch vorhandenen Jesusfeste begonnen.

Nach mancherlei Mißhelligkeiten zwischen den Sultanen und den Gouverneuren, worunter die Stadt häufig zu leiden hatte, empörte sich ein christlicher Sultan gegen seine Oberherren, es gab wieder einen jahrelangen Krieg, der 1631 mit der Einnahme der Feste und der Niedermessung aller Portugiesen endigte. Erst 1635 waren die allerge treuesten Könige wieder Herren in der Stadt, die Sultanswürde war aufgehoben, die Festung wurde neu aufgebaut. Da riefen die Einwohner den Imam von Maskat zur Hilfe, und nun begann ein langer Kampf um die Herrschaft, die am Ende des Jahrhunderts den Arabern zufiel. Furchtbar war der Ausgang dieses Kampfes. 33 Monate hatten die Araber die Stadt belagert. Zuletzt flüchteten die Portugiesen, fünfzig an der Zahl, mit 2500 Eingeborenen in die Jesusfeste, die Pest brach unter ihnen aus, und nur eine Handvoll Krieger hielt noch stand, als von Mosambik Entsatz kam. Nun begann wieder eine Belagerung der Araber durch die Portugiesen, allein erstere brachten ein starkes und gut bestücktes Geschwader auf, das im Dezember 1698 den endgültigen Sieg erfocht; die Portugiesen im Fort mußten über die Klinge springen. Zwei Tage später erschien eine portugiesische Flotte die jedoch vor den Arabern kehrt machte. Dreißig Jahre blieben diese Herrscher der Küste, bis ihre Wäls oder Statthalter sich untereinander bekämpften und einer von ihnen die Hilfe der Portugiesen von Goa anrief, die ohne besondere Mühe die Küstenländer wiedergewannen. Die harte Behandlung, die sie den Eingeborenen angedeihen ließen, warf diese abermals in die Arme der Araber, die 1729 der kaum zweijährigen Herrschaft,

und der Herrschaft der Portugiesen in Äquatorial-Ostafrika überhaupt ein Ende machten. Noch versuchte der Vizekönig von Indien durch ein starkes Geschwader das Land wiederzugewinnen, allein ein Sturm zerstörte es, und 1200 Mann von der Besatzung kamen um.

Hier hat das Schicksal eine ähnliche Arbeit verrichtet wie 1588 mit dem Sturm, der die Unüberwindliche Armada auseinanderblies und damit die spanische Seemacht brach. Wäre Ostafrika portugiesisch geblieben, so wäre es vielleicht heute noch nicht erschlossen, es gäbe kein britisches und kein deutsches Ostafrika. Wie teuer aber hat der Erdraum den geschichtlichen Dienst entgelten müssen, den die Araber ihm auf diese Weise geleistet haben, indem es bis in unsere Tage hinein in sein Innerstes von den Sklavenjagden durchschauert wurde. Die „Portugiesenzeit in Ostafrika“ hat ein deutscher Kaufmann, Justus Strandes, in einem maßgebenden Werke vorzüglich geschildert.

Lange zögerten nach den Portugiesen die neuen Herren des Weltmeers, die Briten, bis sie sich an der Küste festsetzten. Ihr erster Vertreter, der am Subafluß an Land ging, wurde 1798 von den Eingeborenen erschlagen.. Das Schiff, von dem er abkommandiert worden war, sah den Halbmond über Mombassa wehen und segelte nach Sansibar weiter, wo der Union Jack sich da zum ersten Male zeigte. Schon wies die arabische Herrschaft Anzeichen des Verfalles auf. Ihre Vertreter an der Küste suchten sich von dem Imam von Maskat unabhängig zu machen, der seit 1784 seinen Sitz auf Sansibar hatte, während die Masrui, der herrschende Araberklan, ihnen viel zu schaffen machten. Ein Häuptling der Masrui stellte sich 1823 unter den Schutz der Briten, die damals im Indischen Ozean den Sklavenschiffen nachstellten. Wiederwillig verkündigten sie die Schutzherrschaft und setzten einen Leutnant als Befehlshaber in Mombassa ein, gaben jedoch auf Wunsch des Imams die Niederlassung wieder 1825 auf. Bemerkenswert ist das erste Erscheinen eines amerikanischen Rauffahrers, der 1830 nach Sansibar zum ersten Male die Baumwollgewebe brachte, die heute in großen Mengen über Alden nach Ostafrika und dem Seengebiet versandt werden. Diese „Merikani“ wurden sehr bald die wichtigste Tauschware im Verkehr mit den Eingeborenen. In Mombassa nahm 1837 die Herrschaft der Masruihäuptlinge, die der Imam von Sansibar zweimal vergeblich zu brechen versucht hatte, durch Verrat ein jähes Ende. Merkwürdigerweise waren die Vereinigten Staaten die erste Nation, die Verträge mit Sansibar abschloß und sich konsularische

Vertretung und Rechte dort sicherte. Das war in den 1820er und 1830er Jahren, die Briten folgten erst 1841.

Bis zur Aufteilung Afrikas vor 25 Jahren bietet die Geschichte Mombassas und Ostafrikas wenig Wechselfälle. Ein Versuch des Bizekönigs von Ägypten, Ismail Pascha, sich an der Zubamündung festzusetzen, wurde 1875 auf die Vorstellungen Großbritanniens hin aufgegeben. Jetzt kamen endlich die Großmächte an die Reihe. Mombassa kam bei dem Ringen Großbritanniens und Deutschlands für letzteres nicht in Frage, es war längst das britische Einfallstor. Durch den Vertrag von 1890, den wir heute Caprivi als einen schweren Fehler anrechnen, kamen aber auch Witu mit Sansibar und dem ganzen Küstenstrich zwischen Umba und Suba unter die britische Schutzherrschaft, und der Sultan von Sansibar wurde wenigstens auf dem Festlande als Herrscher ganz ausgeschaltet. Von 1888 regierte in dem britischen Schutzgebiet die von dem Schotten Sir William Macinnon ins Leben gerufene British East Africa Company. Ein Standbild dieses um die Erschließung des Erdteils hochverdienten Mannes steht in Mombassa an hervorragender Stelle. Auch wir dürfen achtungsvoll daran emporblicken, denn er war, wie für die Bahn von Mombassa nach dem Viktoria Nyansa, so für eine von Daresalam nach dem Süden des Tanganjikasees eingetreten, und wenn, mit Abzweigung von Kilimatinde an der Zentralbahn, Deutsch-Ost diese Verbindung erhält, kann es Macinnons Namen dankbar mit demjenigen Wilhelm Schelhäusers, des Förderers unserer Zentralbahn, verbinden.

Die Gesellschaft breitete sich bis nach Uganda, dem kulturell hochstehenden Königreich nördlich vom Viktoriasee, aus, erreichte dort aber nur wenig, so daß der Generalkonsul in Sansibar, Sir Gerald Portal, zur Erkundung des Landes ausgesandt wurde, das daraufhin 1894 unter die unmittelbare Reichshoheit kam; im folgenden Jahre löste das Reich die Gesellschaft auch in den Landschaften zwischen der Küste und dem Viktoriasee ab, und nach einer längeren Verwaltung durch das Auswärtige Amt gingen vor einigen Jahren die beiden Kolonien, Britisch-Ostafrika und Uganda, in diejenige des Kolonialamtes über. Beide sind für uns wichtig als Nachbargebiete, Britisch-Ost dazu als Besitzerin der Verkehrsader, die uns die deutschen Landschaften am Viktoria Nyansa und vorläufig auch noch diejenigen am Kilimandscharo zugänglich gemacht hat: der von 1895 bis 1902 erbauten, 940 km langen Eisenbahn von Mombassa nach Port Florence, der Ugandabahn, die zwar die Hinterlandkolonie Uganda

nicht berührt, aber in den Bereich der britischen Gewalt gebracht hat.

Ehe wir den Zug nach dem Viktoriassee besteigen, sei der Hafensstadt ein Besuch gewidmet.

Mombassa liegt auf einer Insel von etwa 5 km Länge und 3 km Breite, zwischen den drei Meerkanälen Port Mombassa im Osten, Kilindini im Westen und Port Tudor im Norden; über letztern führt eine Eisenbahnbrücke; vom Bahnhof in der Altstadt über Kilindini geht die Strecke aus. Unser Dampfer wirft in dem tiefem Kilindiniarm Anker. Nach den öden, nur stellenweise schwachbewohnten Ufern des Roten Meeres, an denen nur der Anblick der weißen Häuser von Mocha eine Abwechslung brachte, nach den kahlen Horsten von Uden und dem Kampf gegen den Monsun im Indischen Ozean kann der Reisende sich an der satten Farbenpracht freuen, die hier das Meer und der dichte Baumwuchs der Ufer bieten. Blendend hell nach der griesgrämigen Sturmatmosphäre auf hoher See erscheint die Natur. Die Hitze machte sich alsbald geltend, doch wir achten nicht darauf. Unweit von unserm Dampfer, schon unter Dampf, liegt einer, der nur noch unsere Post abwartet, um nach Europa zu fahren, während ein anderer dem Verkehr zwischen Ostafrika und Bombay dient; und alle drei führen die deutsche Flagge, sie gehören der Ostafrikalinie, die in diesen Gewässern nur einen beschränkten Wettbewerb einer französischen Linie und einiger weniger englischer Post- und Frachtdampfer zu begegnen hat. Am Inselufer wird eifrig an großen Stadenanlagen gebaut, die in einiger Zeit einen unmittelbaren Verkehr zwischen Schiff und Bahn ermöglichen werden; einstweilen geschieht der Übergang noch durch Ausbooten. An dem großen Zollschuppen vorbei begeben wir uns auf eine breite Straße, die durch üppig bewachsenes Land führt. Kokospalmen ragen keck aus dem Bestande hervor und wiegen sich über den herrlichen Mangobäumen, breiter und schöner als Kastanienbäume; launisch bedeckt sich der Mango immer nur auf einer Seite mit jungem, hellbraunem Laub und leichten Blütenkolben. Im Schatten der Mangobäume läuft die ganz schmale Bahn, auf der die von Negern gedrückten Wagen die Reisenden und ihr Gepäck nach den Gasthöfen bringen, soweit man nicht die ebenfalls von Menschen gezogenen, auch in den deutschen Küstenstädten heimisch gewordenen Rickschas vorzieht; doch die Zugmenschen sind in Ostafrika weit schwächer und träger als an der Westküste, wo die Rickscha auch längst im Verkehr eingeführt ist. Und da ich gerade Westafrika erwähne, sei auch der topographischen Ähnlichkeit zwischen Mombassa und Conakry, der

Hauptstadt von Französisch-Guinea, gedacht: eine Insel, und über den Meeresstreifen, die sie vom Festlande trennt, eine Eisenbahnbrücke. Indes, Mombassa ist eine alte Kulturstätte, und Conakry ist, wie Lome in Togo, ein liebenswürdiger Emporkömmling von europäischer Gradlinigkeit, gemildert durch afrikanischen Pflanzenwuchs. Und drüben geht in diesen Städten der Hosenneger, den Europäer nachäffend, einher, auf der Ostseite des Erdteils dagegen ist das eigentliche Bekleidungsstück der Kansu, das bis auf die Knöchel reichende Hemd, und auch wenn der Neger eine europäische Weste oder Jacke darüber anzieht und irgendeine Kopfbedeckung, wie wir sie tragen, an Stelle des Fes' aufsetzt, ist seine Tracht doch geziemlicher.

Eigentlich muß eine Wanderung durch Mombassa von einem geschichtlichen Mittelpunkt ausgehen, und das kann nur die portugiesische Feste sein, die sich gegenüber der alten, schmalen Buchteinfahrt auf graubraunem, verwittertem Korallenkalk erhebt und ihre vieleckigen Bastionen von den Wellen bespülen läßt. Drinnen, von einer kleinen Askariwache in Zucht gehalten, die Gefangenen, die aus dem nahen Gerichtshof der Bezirksrichter auf kürzere oder längere Zeit hinaussendet. Ihn halten die Ansiedler für einen allzu milden Herrn, der wie einer seiner Londoner Kollegen Strafen von 7 Sch. 6 P. verhängen soll, wie sie einem dortigen Trunkenbold zukommen, da wo, wie sie behaupten, eine mehrwöchige Kettenstrafe mit harter Arbeit am Plage wäre. Möglich, daß der aus der heimischen Bar hervorgegangene Richter den heimischen Maßstab zu Unrecht anlegt, doch dies vermag ein fremder Beurteiler nicht zu würdigen und es ist zweckmäßig, auf der Reise durch Britisch-Ost manchen Abstrich von dem zu machen, was die Ansiedler über die Verwaltung sagen, da sie mit ihr in hartem Streite lagen. Die Gefangenen werden in Mombassa nicht zur Arbeit auf die Straße geschickt, sondern arbeiten in den verschiedenen Räumen der Feste, flechten Matten, weben Baumwolle und verrichten sonst nützliches Werk, dessen Ergebnis in einem kleinen Schuppen am Fuß der Feste öffentlich verkauft wird. In Deutsch-Ost würden manche dieser Art Beschäftigung den Vorzug vor der Kettenarbeit geben, doch ich kann dieses Thema den Kriminalisten überlassen, sie werden doch darüber nicht einig werden. In der Küche wird aus Mehl- und Ölfrüchten ein schmackhafter Brei als Gefangenenkost bereitet. Eine schöne Aussicht bietet von den vielen Terrassen der Feste, die noch manche portugiesische Inschriften und Hoheitszeichen aufweist. Ein Kanonenschuß zeigt die Mittagsstunde an. So steigen wir hinab und sehen wir uns in

dem Knäuel von Bauten um, deren mannigfaltige Dächer wir von oben betrachtet haben. Aber ist es nicht eigentümlich, wie man in kolonialen Städten immer sofort auf das Gefängnis stößt? Es ist im überseeischen Leben aber immer so gewesen, und Chateaubriand macht uns darauf aufmerksam, daß in Amerika die Europäer Kerker bauten, bevor sie dort Grabstätten besaßen.

Mitten in das orientalische Gefüge der Altstadt greift der Europäer heute mit starker Hand ein. Er zeigt sie nicht sofort, denn das erste Gebäude, das sich dem Besucher von der Feste aus, an der *Ndia Kuu*, der Hauptstraße, bietet, ist unverfänglicher Art: der Klub. Er ist ganz zu ebener Erde angelegt und kehrt seine Hauptfronten dem Meere zu, so daß alle Räume eine kühle Brise durchzieht. Briten und Deutsche, letztere in der Minderzahl, finden sich hier zusammen, leider nicht im eigenen Hause mit eigenem Betrieb, sondern im „Proprietor's Club“, also unter der Regie eines Geschäftsmannes. Der Durchreisende wird eingeführt und darf dann selbst zahlen, was an einem Orte mit so vielen Passanten für Mitglieder und Gäste gleich angenehm ist. Unweit vom Klub eine öffentliche Bibliothek — eine Einrichtung, die den deutschen Kolonialstädten sehr zu wünschen wäre. Alle Gebäude in der Altstadt sind im arabischen Stil. Meist sind es, in der *Ndia Kuu* und der gleichlaufenden *Vasco da Gama*-Straße, Geschäftshäuser von Europäern und Goanern, den in Ostafrika in mancherlei Berufen zahlreichen asiatischen Untertanen der Krone Portugal. *Hansing & Co.*, *D'Swald & Co.* haben ihre Geschäftsstätten in diesem Viertel. Das kleine Warengeschäft überlassen sie andern, Farbigen und Europäern, und widmen sich der Ausfuhr von Stapelwaren. Bei *Hansing*, wo die Vertretung der Deutschen Ostafrika-Linie liegt, sieht es aus wie in einem Bankgeschäft, nur recht bunt, denn an der Schranke drängen sich die schwarzen Läufer der Kaufhäuser und Agenturen. In dem Wirrsal von Gassen, die die beiden genannten Straßen verbinden, stehen Post und Zollhaus, und, dem Meere zugekehrt, das deutsche Konsulat, in dessen Vorhalle nach arabischer Art auf einer steinernen Bank Dienerschaft und *Askari* ihrer Aufträge gewärtigen; oben große Räume mit orientalischer Täfelung und Ausstattung, und auf luftigem Altan die Altentische des Konsulatsverwesers *Affessors Schmidt*. Sonderbar: wie es im Innern des Landes aussieht, muß er sich von den Durchreisenden erzählen lassen, für eine Reise ins Land reichen die Mittel des Reiches offenbar nicht.

Weiterhin nach der Binnenstadt hört die gerade Linie, die in

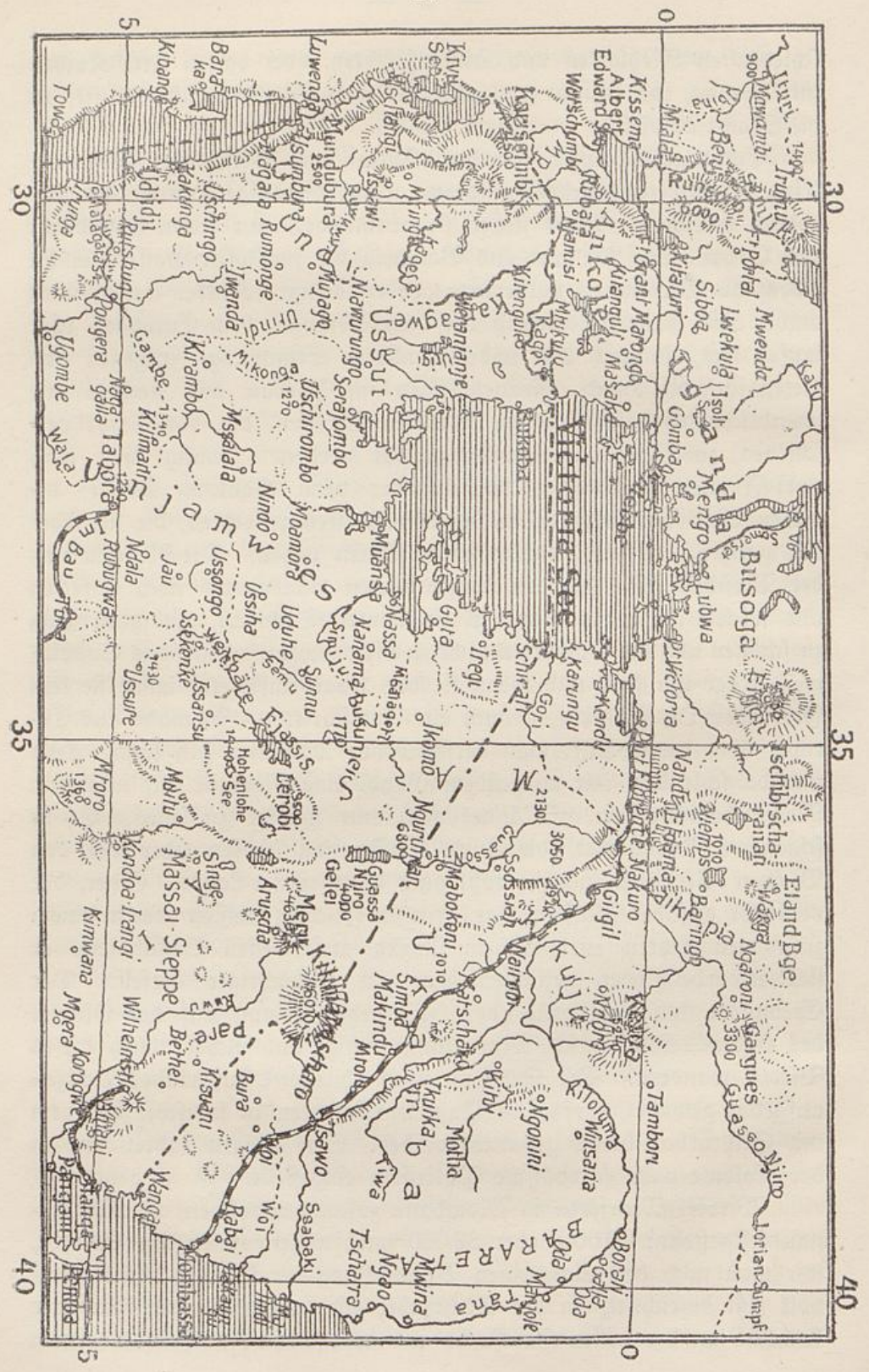
den beiden Hauptadern wenigstens angestrebt ist, ganz auf, die orientalische Verschlingung und Verknotung macht sich geltend, auf und ab geht die Gasse, ohne Pflaster, auf dem nackten Korallenstein, voll Ecken und Winkel. Da haufen in kleinen, alten Heimstätten die Vertreter des Arabertums, das sich nur selten noch in echten Abkömmlingen mit stark semitischem Typus, in weißem Gewande mit dunklem, goldgesticktem Raftan, mächtigem Turban und roten Sandalen, im Gürtel den silbernen, reich zifelierten Dolch, offenbart. Die meisten dieser Abkömmlinge, die Suahilimischlinge, können sich die alte Tracht nicht mehr leisten und tun nach Negerart über ihren Kamsu an, was ihnen in die Finger fällt; die Weiber dagegen kennen nur die nicht häßliche, bunte Toga. Bald laut kreischend, bald stumm und abwartend handeln sie an einem offenen Stande, wo Früchte, Backwerk, Mehl, Betelnüsse und dergleichen feilgeboten werden. Nach dem Ufer zu senkt sich das Gelände. Dort steht ein großes Gebäude, das Kaufhaus eines feisten Hindu. Unter ortskundiger Führung treten wir in einen großen, dunkeln Laden ein, wo europäische, indische und afrikanische Waren, Altes und Neues, neben- und aufeinander gestapelt sind, frei und in Kojen. Eine geheimnisvolle Tür tut sich auf, und wir sind in einem kleinen Raum, dessen Boden über und über mit großen und kleinen Elefantenzähnen bedeckt ist, manche davon mammutgroß, einzelne gar  $2\frac{1}{2}$  m lang. Noch steigen wir einige Gassen auf und ab. Die blaue Himmelsdecke lugt zwischen den Dächern und den hölzernen Balkonen durch, die ihr geschnitztes Geländer weit hinausenden und ihre braunen Streben in das grauweiße Mauerwerk tauchen lassen. Das ist der reine unverfälschte Orient, ganz das bekannte Bild von Decamps: „Eine Straße in Smyrna“.

Es dauert noch eine geraume Zeit, bis man sich wieder in Zentralafrika fühlt. Aus dem arabischen Knäuel gelangt man in ein Viertel mit schmalen, aber ebenen und beinahe geraden Gassen, die meist von Indiern bewohnt werden, Trödlern und Millionären nebeneinander, beide oft in einer Person, dazwischen Handwerker, Silberschmiede, Bäcker, Schuster, Drechsler und was sonst noch. Den ganzen Tag sitzen sie mit untergeschlagenen Beinen und hämmern und nesteln, während ihre Frauen in schmutzigen Pumphosen, goldenen oder silbernen Schmuck in der Nase, Spangen an den Knöcheln, mit ihnen nach der Rundschaft gierig auslugen. Andre Indier, die es erst zu etwas bringen müssen, hocken in einer langen breiten Zeile, die zum Eingeborenenviertel überleitet, vor vollgefüllten Körben mit den ver-

schiedensten Mehllarten und Hülsenfrüchten, oder backen fette Kuchen im Vorbau, wo sich ihr ganzes Leben von Tagesanbruch bis tief in die Nacht abspielt.

Europäer, Goaner, Araber, Indier und Mischlinge haben die Eingeborenen zurückgedrängt, deren graue, viereckige Hütten wir nun endlich erreichen. Dicht stehen sie aneinander, nur selten unterbricht eine Gruppe von Palmen und Bananen die farblosen Gassen, in die jedoch die Menschheit pulsierendes Leben bringt. Kinder laufen nackt umher und flüchten schreiend vor dem Msungu, dem Europäer, oder laufen ihm, je nach der unberechenbaren Stimmung, entgegen und bieten ihm die Hand. Frauen sitzen im Vorbau und flechten mit unendlicher Geduld Gras zu schmalen Streifen, die, von Farbe verschieden, zu Matten aneinander genäht werden. Häufig kann man zwei Frauen beobachten, die einander beim Haarpuz helfen: die kurzen Wollhaare werden in schmale Streifen geflochten, die sich über den ganzen Kopf in gleichlaufenden Linien ziehen. Die Negerin von der Westküste läßt sich den so geordneten Haartwuchs noch einfetten und wickelt ihr Haupt dann in ein buntes Tuch ein, um ihren Puz zu schonen und die Operation nicht zu oft durchzumachen; das Suahiliweib trägt ihn frei, und wenn sie das Haar einfettet, nimmt sie kein Fett oder Öl, sondern — auch ein Fortschritt — Pomade aus Europa, über deren Duft man verschiedener Meinung sein kann! Hier und da schlendert mit wiegendem Gang eine Negerin mit indischem Nasenschmuck einher. Männer sind nur wenige zu sehen. Es ist schwarzes Proletariat, die Leute müssen am Hafen oder bei den Weißen Verdienst suchen, wohl auch draußen im Lande. Einer, der vielleicht auf der Mission war, tritt in frischem weißen oder in einem zusammengesetzten europäischem Anzug auf, dessen Bestandteile er sich erworben oder gestohlen hat: ein verdächtiger Gesell. Der Exemplare sind nicht viele, der Hofenneger kommt auf der Ostseite des Erdteils nicht auf. Man kann ruhig und sicher durch dieses Viertel wandern. Die Ordnung wird ohne viel äußerliches Polizeiaufgebot gewahrt, wofür im Quartier Soldaten in indischer Uniform mit Sikhturban bereit gehalten werden. Seit einigen Jahren sind in der Kolonie auch europäische Polizisten eingestellt.

Wieviel Menschen in Mombassa zusammenwohnen, ist nicht genau festgestellt: 20 000, eher 30 000 wird angenommen, die Suahili, wie man nach der allgemeinen Vermischung der Rassen das Küstenvolk jetzt bezeichnet, in der Mehrzahl; die echten Suahili darunter kenntlich an der hellen Hautfarbe und dem feinen Knochenbau, einem



Erbteil der arabischen Vorfäter. In das Negerviertel reicht eine Moschee hinein; bekennt sich doch alles zum Islam. Im Gegensatz zu dieser verknöcherten Kultur steht, daß die Grundstückspetulation sich geltend macht und nur selten neue Hütten entstehen. Weiter an der Peripherie jedoch ist Raum, da werden die Gassen breiter, die Hütten geräumiger, die Abstände zwischen ihnen häufiger, und allmählich mehren sich die Palmenhaine, die Bananenbüsche und die Maniokfelder, das Treiben ist weniger lärmend, die Luft freier. Doch wir müssen zurück in das Menschengewimmel, um noch den Markt zu besuchen, wo Fisch und Fleisch, und wie in den Läden Mehl und farbensatte Früchte, Streichhölzer, Seife und tausend Kleinigkeiten feilgeboten werden. Gering ist der Wert der Ware: da hockt ein Mann oder ein Weib den ganzen Tag vor einigen Maniokknollen, einem Korb Reis oder Bohnen, mehreren Häuflein Mehl und Schoten von rotem oder grünem Pfeffer, alles zierlich in Einheiten für den Verkauf geordnet. Das Geschäft geht hellerweise, der Lärm steht im umgekehrten Verhältnis zum Absatz des einzelnen, man stößt daher beim Eingang auf zahlreiche Wechsler, die abgezählte Haufen Cents vor sich haben, Kupfer oder von der neuen gelochten Aluminiummünze, denn die Höker haben kein Wechselgeld und der Wechsler gehört nun einmal auf den orientalischen Markt.

Wenden wir uns von den Fleischern ab — der Geruch! — zu den Fischverkäufern und schätzen wir die vielen Fischarten, besonders eine große mit zartrosa Schuppen, eine schmackhafte Gabe des Meeres, neben der Languste, die an der Küste das Prunkstück auf der europäischen Tafel bildet. Leider haben sich weder in Mombassa noch in den deutschen Küstenstädten die Europäer der Fischerei angenommen, die im Indischen Ozean sehr ergiebig wäre. In den Gewässern der Kapverdischen Inseln und Mauretaniens treiben seit einigen Jahren die Franzosen mit Erfolg Dampffischerei und versenden den an der Küste gedörrten oder zu Konserven verarbeiteten Fang bis nach Bordeaux. Hier, ferner schon von Europa, würde die Versorgung des Hinterlandes und Südafrikas lohnen, und für Mombassa im besondern hat ja schon der Fischversand auf der Bahn für die Europäer von Nairobi begonnen. Den Eingeborenen in weiten, flufarmen Gebieten Deutsch-Osts wären allerlei gedörrte Fische willkommen; vorläufig gehen dort fast nur Haisflossen auf der Zentralbahn weit landein, denn die sind den Negern der größte Leckerbissen, aber eine Abwechslung in der Küche liebt auch der Afrikaner.

Noch ein Rundgang bleibt uns zu machen. Unter der Feste hindurch, auf den Korallenfelsen über schmale Pfade, während die Meereswellen dicht neben uns anprallen, geht es in weitem Bogen an der auf einem kleinen Hügel stehenden Villa des Bezirksamtmanns vorbei nach dem Leuchtturm, dem Ziel des täglichen Spazierganges der wenigen Bewohner Mombassas, die vor Sonnenuntergang das Geschäft verlassen können. Schweigsam, gemessenen Schrittes, ergehen sich da zwei riesige Indier, ein ganz zierliches, in fein gemusterte Schleierseide gehülltes Weibchen in der Mitte. Vom Leuchtturm führt eine breite Straße zurück nach der Stadt. Die Villen der Kaufleute und Beamten, die an ihr entstehen, sind noch nicht zahlreich, es muß erst an Stelle der schon vorhandenen städtischen Kommission eine regelrechte Stadtverwaltung kommen, bis die Bautätigkeit rege wird, und dann kann der erste Bürgermeister Mombassas sich in Daresalam oder auch Tanga Vorbilder für die Anlage der Europäerstadt holen. Erst jetzt erhält die Stadt elektrisches Licht, dagegen ist die Wasserleitungsfrage noch nicht gelöst.

Nirgendwo prägt sich dem Beobachter so scharf wie Mombassa die Gewißheit ein, daß Ostafrika, gleichviel ob deutsch oder britisch, mohammedanisches Land ist. Die Schilderung der Altstadt würde auch auf Sansibar zutreffen, mit dem Unterschiede, daß dort der Orient mit der indischen Beimischung noch viel glühender erscheint. Was bedeutet gegenüber dieser islamischen Welt die prachtvolle Kathedrale, welche die Anhänger der englischen Staatskirche in der Stadt errichtet haben? Sie ist zwar in einem schönen maurischen Stil aufgeführt, aber sie sagt den Eingebornen nichts, sie wendet sich nicht einmal an sie, denn sie steht in der Hauptstraße des Europäerviertels; daneben der schmucke Palast des Bischofs. Briten und Deutsche geben ungemein viel Geld für die Unterhaltung der Missionen aus und glaubten einen Erfolg in den Berichten zu lesen, in denen die Missionsgesellschaften, ut aliquid fecisse videatur, die statistischen Ergebnisse ihrer Tätigkeit mit salbungreichen Sätzen verbrämen. Mit einer unberechtigten Unterscheidung zum Nachteil der übrigen Kolonialpioniere wird die Wirksamkeit der Missionare als besonders „segensreich“ und „aufopferungsfreudig“ bezeichnet. Bei einzelnen Missionaren auch mit Recht. Doch vielfach ist die Mission für ihre Träger weiter nichts als eine Versorgung, verbunden mit Pflanzertätigkeit, die man da gelten lassen kann, wo die Arbeiter den ortsüblichen Lohn erhalten und die Missionare sich nicht als Widersacher ihrer geschäftlichen Mitbewerber aufspielen.

Die Pflanzler und Ansiedler, die bei den Größenverhältnissen, welche die Dinge angenommen haben, die Erzieher zur Arbeit geworden sind, staunen über die geringen Erfolge der Missionen. Der Kleinarbeit des einzelnen stellen sie die Unfruchtbarkeit des Ganzen gegenüber und geben die Erklärung für letztere: wie kann man daran denken, die Masse für das Christentum zu gewinnen, solange im stillen der Islam in allen Winkeln des Erdraums wirbt und die Eingeborenen ihm zufallen, wenn sie nur die Bekenntnisformel aussprechen wollen und die Beschneidung da, wo sie nicht schon bei den Wascheni üblich ist, an sich vornehmen lassen? Wogegen die Leute dem Christentum erst nach einer Vorbereitung von einem halben oder einem ganzen Jahr zugerechnet werden, zu lange für einen dem Abstrakten abgeneigten Negerverstand. Im Mittelalter wurden oft Tausende auf einmal, gewissermaßen durch Zuruf getauft, häufig sogar gegen ihren Willen, und mußten dann die Folgen tragen; heutzutage meinen die Kirchen es ernst mit der Vorbereitung, und das ist die Sackgasse, in die sie geraten sind, geraten mußten. Bei höherstehenden Eingeborenen, wie den Waganda nördlich vom Viktoria Nyansa, mag das System sich bewähren. Es hat aber auch die Folge gehabt, daß vor der Verkündigung der britischen Schutzherrschaft Protestanten und Katholiken aufeinander schlugen; der Beweggrund, der neben dem Glaubenseifer dabei mitspielte, das Auftreten der nach den Protestanten erschienenen, für Frankreich werbenden Weißen Väter, ist zwar gegenwärtig nicht mehr vorhanden, allein es gibt in Uganda manche Beobachter, die befürchten, daß der scharfe Gegensatz zwischen den Anhängern der beiden Bekenntnisse noch unter der pax britannica in Tätlichkeiten ausarten kann.

Wenn man in Deutschland das Muster für ein praktisches Gerichtsgebäude haben will, muß man es in England suchen, wenn auch nicht im Londoner Justizpalast am Strand. Alle Gänge und Hallen verweisen auf den Sitzungsaal, dieser erscheint als das Herz des Gebäudes, die Schreibstuben sind Nebensache. Diese zentrale Gliederung hat man auch bei dem Bau des zweiflügeligen Justizpalastes von Mombassa eingehalten, das in bevorzugter Lage an der Hauptstraße, im Winkel zum Schahamt steht. In dem einen Flügel ist gerade Sitzung, treten wir ein. Der Saal ist sehr geräumig und luftig; die Fenster haben Holzblenden, und in einiger Entfernung von dem erhabenen Richtersitz weht in einem fort die Pünke Kühlung. Es wird eine Zivilsache, ein verwickelter Streit zwischen Eingeborenen um ein Stück Land verhandelt; der Saal, den beim Straf-

schauri Hunderte von Neugierigen füllen, ist daher leer. Frauen und Männer treten als Zeugen auf, und ihre Aussagen überträgt der Dolmetscher dem Richter aus dem Kisuahili ins Englische; in Deutsch-Ost würde eine solche Verhandlung mit Ausnahme der etwaigen Anwaltsreden, ganz auf Suahili geführt werden. An der Bar für die eine Partei ein schwarzer, für die andere ein weißer Anwalt. Sie führen das Kreuzverhör ganz wie in England, und der Richter, der nur ab und zu eine Frage dazwischen wirft, macht sich wie dort seine eigenen Notizen. Das Recht, das er anwendet, ist das mohammedanische Gesetz oder das einheimische Gebrauchsrecht, soweit sie sich mit dem europäischen Grundrecht vertragen, das Verfahren ist das englisch-indische; alles temperiert durch königliche Verordnungen, aber noch fern von einer für die Kolonie wünschenswerten Fortbildung, die sich erst aus der Erfahrung ergeben muß. Wo das mohammedanische und das Eingeborenenrecht keine Normen geben, tritt das englische Recht in die Lücke ein. Die Zuständigkeit dieses, des Provinzialrichters, reicht bis zu 5000 Rp. in Streitsachen zwischen Eingeborenen, und bis zu 1000 Rp. wenn Weiße beteiligt sind, während darüber hinaus der Obergerichter zuständig ist, vor den auch die schweren Kriminalfälle gehören. In den Außenbezirken sind, wie auch für gewöhnliche Strafsachen, die Bezirksamtänner (Commissioners) für Zivilsachen bis 2000 Rp. und bei Weißen bis 500 Rp. zuständig. Während in Nairobi, Mombassa und Kiffumu geprüfte Richter die Befugnisse der englischen Friedens- und Polizeirichter ausüben und ein Ersazrichter stets verfügbar ist, bleiben den arabischen Richtern, außer kleinen Strafsachen, Zivilprozesse unter Eingeborenen bis zu Objekten von 2500 Rp. überlassen, wenn sie nicht von vornherein vor die europäischen Richter gebracht oder von diesen angefordert werden. Endlich werden den Bezirksbeamten gewisse Befugnisse durch besondere Erlasse verliehen. Die Statistik der Strafsachen geht auf und ab; vor zwei Jahren wurde einmal dem Polizeirichter von Mombassa nach englischem Brauche ein Paar weiße Handschuhe überreicht, als für die Sitzung keine Strafsache ausstand; heute ist die Rolle so überladen, daß man die Entlastung des Berufs durch einen Polizeirichter empfiehlt.

In dem andern Flügel des Justizpalastes liegt der Saal für das Obergericht der Kolonie, das seinen Sitz noch in dem alten Mombassa und nicht in der neuen Hauptstadt Nairobi hat. Hier werden in dem bekannten Rahmen — in der Mitte, vor der Richterbank, der Stand des Angeklagten, zur Rechten der Bank der einge-

friedigte Zeugenstand, und letztern gegenüber die Geschworenenbänke — nicht nur die vor das Obergericht gehörenden Zivil- und Strafsachen verhandelt, sondern tagt auch der Berufungshof für Britisch-Ostafrika, Uganda und Nyassaland, bestehend aus den beiden Richtern für Sansibar und einem oder mehreren Richtern aus der gerade beteiligten Kolonie. Seinen eigentlichen Sitz hat er in Sansibar, doch ist die Verlegung nach dem Festlande jetzt beschlossen. Der ganze Stab für Britisch-Ost besteht aus einem Oberrichter (900 Pf. St.), einem Richter für nichtstreitige Sachen (700 Pf. St.), einem Richter mit 600 Pf., vier Lokalrichtern mit 400 Pf., einem Kronanwalt mit 500 Pf. und einem Hilfsanwalt ohne feste Bezüge, einem Registrar mit 400 Pf. und einer kleinen Anzahl von mäßig besoldeten Unterbeamten. Deutsch-Ost kommt dagegen mit einem Oberrichter (11 000 bis 14 100 Mk.), drei Bezirksrichtern (8400 bis 11 400 Mk.) und drei Sekretären (5400 bis 7500 Mk.) aus; die Gehälter der Bezirksrichter sind also von Anfang an höher als die der englischen.

Bevor wir Mombassa verlassen, sei mit einigen Worten der Landwirtschaft des Küstenstriches gedacht.

Sie hat sich noch später entwickelt als in dem deutschen Gebiet. Erst in den letzten Jahren sind größere Agaven-, Kautschuk- und in den unweit vom Meere ansteigenden höhern Lagen, Baumwollpflanzungen entstanden, die alle gut gedeihen. Bevorzugt ist für Großkulturen die nördlichste der Küstenprovinzen, das Subaland. Als im Britischen die Anpflanzung von Sisalagaven begann, wandte man sich naturgemäß nach Deutsch-Ost um Schößlinge, die dort zahlreich vorhanden und häufig nicht zu verwenden waren. Da baten die deutschen Pflanzler die Regierung, sie möge die Ausfuhr der Schößlinge durch einen Ausfuhrzoll erschweren, damit der britische Wettbewerb nicht aufkäme. Und die Regierung ließ den Pflanzern ein williges Ohr und verfügte den Ausfuhrzoll mit dem gewünschten Ergebnis, daß die Ausfuhr unmöglich wurde. Andere Kolonien sprangen gerne ein und versorgten die britischen Pflanzler ganz reichlich, so daß den Deutschen, auch denjenigen, die gern hätten nach Mombassa verkaufen wollen, ein ansehnlicher Nebengewinn entging, und der gefürchtete Wettbewerb doch kam. Das Bedenklichste dabei ist, daß der Zwischenfall in der britischen Kolonie unangenehm empfunden wurde und Stimmen für eine Erhöhung der Durchgangstarife, von dem deutschen Gestade des Viktoriasees über die Dampfer der Ugandabahn und auf letztere selbst, laut wurden. Wie leicht ist es der britischen Verwaltung zum Nachteil unserer Seebezirke da

Vergeltung zu üben! Unsere Fabriken wollen jetzt im Britischen Entfaserungsmaschinen einführen, da sie anerkanntermaßen die besten liefern, doch ihre Vertreter werden noch oft von der unnachbarlichen Maßregel hören müssen, die dem deutschen Reisenden in Britisch-Ost auf Schritt und Tritt vorgehalten wird. Die beiden Gebiete sind, auch abgesehen von der Ugandabahn, zu sehr aufeinander angewiesen, als daß solche überstürzten Beschlüsse gebilligt werden könnten. Die Pflanzer Usambaras reden nicht gern von der Sache, keiner will es gewesen sein, die meisten tadeln jetzt den Ausfuhrzoll.

Es fällt auf, wenn man auf der Ugandabahn landein fährt, wie wenig von dem vorzüglichen Pflanzerlande von Europäern belegt ist. Wenn man den schmalen, ebenen Küstenstrich verlassen hat und dank den Schneckenwindungen des Schienenstrangs, hinterwärts herrliche Ausblicke auf das wellige Ufergelände und hier und da auf das blaue Meer genießt, dann bemerkt man nur selten, außer den kleinen Eingeborenenkulturen, einige Anlagen von Europäern oder auch Indiern, doch habe ich den Eindruck gewonnen, als ob letztere nur der Spekulation halber gekauft hätten, denn die Schilder, auf denen sie ihren Besitz ankündigen, weisen auf unbebaute Flächen, auf denen höchstens ein Farnhaus steht, der Landordnung gerade zur Genüge. Auf dem ersten Teil der Strecke, noch in der Niederung, an der Station Maseras, legt die Regierung gegenwärtig ein größeres Versuchsfeld für den tropischen Teil der Kolonie an. Ein vor längerer Zeit vielleicht 10 km von derselben Station angelegtes Feld liegt zu weit ab, kaum zwei Ansiedler im Jahre holen sich dort Rat. Dicht an der Bahnstrecke kann die Gelegenheit nicht unbenutzt bleiben. Die Versuchsfelder und Versuchsfarmen in der Kolonie sind durchweg auf praktischen, verbenden Betrieb gestellt. Es soll den Pflanzern oder Ansiedlern gezeigt werden, wie ein acker- und viehwirtschaftliches Unternehmen sich lohnt. In den deutschen Kolonien dienen die staatlichen Kulturanstalten wie die von Umani in Ostusambara, wissenschaftlichen Forschungen, wenn auch nicht ohne große Versuchskulturen und ohne unmittelbar nutzbare Forschungen zum Besten der Erwerbsunternehmungen. Nur die Forstverwaltung in Deutsch-Ost arbeitet auf praktische Ziele hin und ist schon dahin gelangt, daß sie ihre Kosten trägt. Eigentliche Versuchsfarmen wie die von Mombo im Tieflande und die von Kwai im usambarischen Hochlande, können sich unter der fiskalischen Ordnung auf deutschem Gebiet nicht halten und werden verpachtet und dann verkauft, und

Pächter und Käufer finden dann ihre Rechnung. Kwai ist jetzt endgültig verkauft.

### Zweiter Abschnitt.

## Auf der Ugandabahn.

Das Leben auf der Fahrt. — Die finanziellen Ergebnisse der Bahn. — Steppe und Wild auf dem großen Jagdgrund. — Kosten einer Jagdsafari — Jagdschutz.

Vor uns steht der lange Zug. Güter- und Personenwagen sind eigenartig. Erstere bilden geschlossene Eisenkästen, bereit, die Baumwollmengen aufzunehmen, die Uganda demnächst liefern soll, und sie vor Regen und Funkenbrand sicher an den Pier von Kilindini zu bringen. Die Personenwagen haben nur zwei Abteile mit je einer Plattform, in der Mitte zwei Waschräume, keinen Durchgang. Die Sessel sind der Längsrichtung nach gebaut, und während die Reisenden an den Bahnstationen abends die Mahlzeit einnehmen, machen ihre Leibdiener, die Boys, das Lager mit den mitgenommenen Decken, Kissen, Wäschesäcken usw. zurecht. Platz ist in erster Klasse für vier, in zweiter für sechs Personen, doch in normalen Zeiten sind die Reisenden erster Klasse höchstens zu zwei zusammen. Man schläft vorzüglich in der Längsrichtung, und die Bahnverwaltungen im alten Europa können sich das merken. Sicher ist, daß man auf der deutsch-ostafrikanischen Zentralbahn solche Wagen haben muß, wenn die Strecke einmal lang genug ist, um einen Nachtverkehr zu rechtfertigen. Schutz gegen die Hitze bieten ein bis auf halbe Höhe des Wagens herabreichendes Überdach, Staubgitter und zur Schonung für das Augenlicht geblendete Fenster in verschiedenen Farben. Die Indier in der Zwischen-, die Eingeborenen in der dritten Klasse fühlen sich im Gedränge wohl und warm. Morgens bei Tagesanbruch erscheinen die Boys mit den frisch gepushten Schuhen, helfen bei der Reinigung des Menschen und reinigen den Raum, um dann, auf dem Trittbrett wie ein Schaffner turnend, ihr fahrendes Verließ aufzusuchen, wenn sie es nicht auf einer Station tun konnten. Denn hier gibt es keine Vorschriften, jeder macht es sich im Wagen oder auf der Plattform zurecht wie er will und steigt ein, wann er will; und wenn man vernünftig mit dem englischen Zugmeister redet, hält er einmal länger an, wenn man auf einer Station noch mit jemand reden muß. Einmal, hinter Nairobi, hatte mein Boy sich verspätet: der Zug wurde

zum Stillstehen gebracht, bis der Unerseßliche keuchend nachgelaufen war. Im Abteil keinerlei Bekanntmachung, nur eine Karte der Kolonie mit der Bahnstrecke.

Höher hinauf windet sich die Strecke. Mango, Bananen und Palmen verschwinden allmählich, Schirmakazien, Euphorbien und Sträucher, hier und da noch mächtige Laubbäume treten an ihre Stelle. Doch die Landschaft wirkt bald eintönig, und es wird Nacht. Wir steigen in Voi aus, um an dem banalen Mahl teilzunehmen, das in dem nicht übel gebauten Gast- und Speisehaus der Bahn von Goanern zubereitet und gereicht wird: Suppe ohne Charakter, Hammelfleisch mit abgekochtem, aber ohne Fettstoff zubereitetem Gemüse, Ziegenfleisch vom vorigen Mahl mit rohen Tomatenschnitten und grünen Salatblättern, vielleicht mit Essig, aber ohne Öl, Salz und Pfeffer, Currie mit Reis, zum Schluß eine schmierige Mehlspeise. Das war die Kost, die vierzehn Tage lang an der Bahn und auf dem Viktoriassee die Studiengesellschaft der Kölner Handels-Hochschule genießen mußte. Nur auf den Stationen des britischen Hochlandes gab es manchmal beim ersten Frühstück und dem Nachmittagstee frische Eier. Wenn es nur auf die Kochkunst ankäme, verdiente England nicht Weltmacht zu sein. Doch es hat in diesem Erdraum durch den Bau der Ugandabahn seine Ansprüche auf diese Eigenschaft erworben.

Die Kapitalausgabe für die rund 940 km lange Strecke sowie zwei Personen- und einem Frachtdampfer auf dem See betrug bis zum 31. März 1908: 5 456 760 Pf. St. = 111 317 904 Mk. oder rund 118 423 Mk. für das Kilometer. Letzterer Betrag ist nicht sehr hoch, wenn man die vielen technischen Schwierigkeiten, sowie die noch fortwährend vorgenommenen Verlegungen ganzer Teilstrecken in Betracht zieht; immerhin wird von berufener Seite zugegeben, daß man im Anfang hätte billiger arbeiten und 15 Millionen Mark ersparen können. Für die Anlage der Bahn hatte das Mutterland von 1896 bis 1905 Darlehen im Gesamtbetrage von 112 252 877 Mk. gewährt; es bleibt somit noch ein kleiner Rest übrig, der auch noch verwendet wird; die Verzinsung der Darlehen erfordert jährlich rund 6 410 000 Mk. Es werden indes weitere Darlehen notwendig sein, um Zweiglinien anzulegen, den Fuhrpark zu vermehren und andere Ausgaben vorzunehmen, die einen bessern Ertrag des schon aufgewendeten Kapitals gewährleisten sollen, indes sind hierüber noch keine Projekte bekannt geworden. Die Betriebsergebnisse waren: 1903/04 ein Verlust von 1,2 Millionen Mark und von da an

mäßige Überschüsse: 1904/05: 55 835 Mk., 1905/06: 1 156 231 Mk., 1906/07: 1 465 985 Mk. und 1907/08: 1 220 154 Mk. Das letzte Jahr, wie man sieht, brachte einen Rückschlag, und zwar hauptsächlich, weil infolge der Geschäftskrisis die Preise für die Ausfuhrwaren aus Deutsch-Ostafrika, Erdnüsse, Häute usw. auf dem europäischen Markte gefallen waren. Hier zeigt sich, wie sehr die britische Bahn wirtschaftlich noch auf unsere Kolonie angewiesen ist.

Gebaut wurde sie aus strategischen, reichspolitischen Gründen, um eine Verbindung zwischen dem Indischen Ozean und Uganda und dem Nil herzustellen; daher, wie schon erwähnt, der Name Uganda Railway, obwohl die Schienen das Gebiet dieser Binnenkolonie nicht erreichen, sondern am See in Port Florence oder Kiffumu Halt machen. Der dortige Hafen in der Kawirondobucht aber hat nicht genug Tiefgang für Frachtdampfer, wie sie später notwendig werden, mit mehr als 2,40 m, und dafür bietet sich dann das nördliche Port Victoria in der Nordoststrecke des Sees, das mit einer kleinen Fortsetzung der Bahn erreicht werden könnte. Darüber hinaus möchten wohl einzelne Persönlichkeiten, über den Nil hinweg, die Bahn bis in das Gebiet von Entebbe, in das Herz Ugandas, fortgesetzt sehen, doch dazu fordern die wirtschaftlichen Verhältnisse noch nicht auf und reichen die finanziellen Mittel der beiden Kolonien noch nicht, und nicht einmal die Fortsetzung bis Port Victoria ist beschlossen.

Voi, wo als Leiter der Deutsch-Englischen Ostafrika-Gesellschaft Herr *S u e b e n e r* den vom Kilimandscharo kommenden deutschen Landsleuten guten Rat auf britischem Boden erteilt; *T s a w o*, wo während des Bahnbaues Oberstleutnant *P a t t e r s o n* die bekannten hartnäckigen Kämpfe gegen die menschenfressenden Löwen auszuhalten hatte, liegen auf der Bahnfahrt hinter uns. Es dämmert. Fröstelnd recken wir die Glieder. Wir sind schon reichlich 1000 m über dem Meeresspiegel. In der Ferne, im Süden, der Kilimandscharo. Der Busch ist ganz niedrig, nur mehr dorniges Gestrüpp. Während der Zug einherpoltert, verschwindet auch dieses. Nichts mehr als Gras, lauter Gras, bald dichter, bald dünner. Oft auch ganz kahle, steinige Stellen. Keine Spur von menschlicher Wirtschaft, Stationen nur für Wasser und Holz, das, von Schienenstücken in langen Stapeln gehalten, von den Rottenarbeitern auf den Tender verladen wird. Die Leute hausen auf freier Strecke in Grasshütten der runden Pontockform, oder an den Stationen in Wellblechhäusern. Das wäre trostlos, wenn das Wild nicht wäre.

Raum haben wir uns die Augen gerieben, da zeigt es sich in ganzen Rudeln, bald rechts, bald links; der Mitreisende ruft: hierher! man zieht ihn auf die eigene Seite, dort ist es nicht minder interessant. Das Fenster ist zu eng, man setzt sich auf die rasselnde Plattform und schaut und schaut. Da, bei einer Krümmung, sieht man eine flüchtige Antilope vor der Lokomotive über die Schienen setzen. Da, vor uns, äst eine niedliche Gazelle, kehrt uns den Spiegel zu und läßt den Zug dahinsausen, ohne sich nur umzuwenden. Andere stehen, äugen und springen davon. Ganze Herden tummeln sich vor uns, lang- und kurzhörnige Zweihüfer, nicht immer gleich erkenntlich in dem dürrn Gras; am besten noch unterscheidet man auf den ersten Blick die mit einem langen schwarzen Strich über die Flanke gezeichnete Grantsche Gazelle. Zebras laufen davon, in einiger Entfernung schon so fahl wie der Boden und das Gelände. Weithin grasen Gnus, dunkle Flecken in der Landschaft. Auf einem Hügel hebt sich ein Büffel inmitten des Gestrüpps, das die Höhen krönt, vom Horizont ab, ein prächtiges Tier. Man ahnt, wie seine Muskeln vor Ärger zucken, gleich denen eines spanischen Corridastiers; von oben herab, recht verächtlich, schaut er unserm vielgestalteten Ungetüm nach, das seine Ruhe stört. Die wilden Bewohner der Einöde hatten nicht übel Lust gehabt, das fauchende, feurige Wesen, das ihre Ruhe störte, zu vernichten. Sie hielten Rat und beschloßen, es über den Haufen zu werfen. Doch die indischen Zugführer waren auf ihrer Hut und bremsten, wenn ein gehörnter Vertreter der Tierwelt es mit dem fahrenden Prellbock aufnehmen wollte, und es erging den Tieren wie den Menschen, man gewöhnt sich an alles, auch wenn man nur ein Büffel ist.

Und so fährt, nur noch hier und da von einem stummen Protest begleitet, der Zug durch das Heim der Antilopen, Gazellen, Wasserböcke, Quikerchen, der schweren Gnus und Hartebeester, und sie tummeln sich vor den Augen des Menschen. Denn das haben sie in Erfahrung gebracht, daß er ihnen nichts anhaben kann. Aus dem Zug wird selbstverständlich nicht geschossen, und auf der südlichen Seite der Strecke, von Tsawo an bis über Nairobi hinaus, nach Süden bis zur deutschen Grenze, zieht sich auf eine Fläche von 20000 qkm, also etwas weniger als das Königreich Belgien, das eine, das sogenannte Ukamba-Wildreservat hin, während das andere sich nördlich vom Baringo- bis zum Rudolfsee in einer Ausdehnung von beinahe 100000 qkm erstreckt. Das Wild weiß es, es braucht nur auf die linke Seite des Bahnkörpers zu wechseln. Freilich,

der Weidmann, der ihm nördlich davon nachgeht, weiß auch, daß es diese Vorsicht manchmal außer acht läßt.

Das Geheimnis der Ergebung in die störende Erscheinung liegt beim Wild darin, daß aus dem Schornstein der Lokomotive Feuerfunken sprühen, die Grasbrände entzünden; wenn dann der Regen niedergeht, spriezt gleich aus den schwarzgebrannten Stellen das zarteste Grün hervor. Buschleute, Massai und derartige Naturkinder denken in derselben Weise für ihr Vieh und zünden zur gegebenen Jahreszeit die Steppe an. Eine weite, schwarze Fläche, die nach Regen lechzte, war mir besonders auf der Höhe aufgefallen, die etwa bei Station Uthi das abflußlose Gebiet, die Wasserscheide zwischen dem Ozean, dem noch der Uthifluß zuliebt, und den Binnenseen bildet. Sie fiel besonders auf, weil vorher eine üppige Dase sichtbar gewesen war. Die Jagdgründe ziehen sich weiter an der Bahn hin. Strauße, deren wir vorher schon manche gesehen, zeigten sich hier, wie es schien, häufiger, dafür waren die Zebrarudel unten zahlreicher, denn an einer Stelle, mit dem ganzen Kilimandscharo im Hintergrunde, belebten auf einmal an hundert das nähere Gelände. Im allgemeinen schien es auch, als ob wirklich die geschützte Südseite die wildreichere sei.

Von allen Tieren interessieren die Strauße wohl die Neuankommenden am meisten. Mir war ihr Gebaren bekannt, ich war einer kleinen Herde von acht bei Otawi in Südwest lange nachgeritten. Doch das Schauspiel ist immer anziehend. Dort steht einer auf einem Bein und kratzt sich mit dem Schnabel unter den Flügeln. Ein anderer, der dicht am Bahnkörper gestanden hatte, läuft beim Heranbrausen der Lokomotive entsetzt, in gestrecktem Galopp von dannen, während eine Herde sich gemächlich in Bewegung setzt, aber doch Entfernungen zurücklegt, die mit der Leistung unserer Lokomotiven den Vergleich aushalten; man fühlt, wenn der Vogel auch nur läuft, daß er Flügel hat. Sonst bietet die Vogelwelt nur selten ihre Vertreter zum Ergötzen der Fahrgäste auf, dafür um so prächtigere, wie jener Königsvogel, der sich einmal auf der Rückfahrt nachmittags zeigte, als überhaupt einige Seltenheiten bemerkt wurden: ein Schakal, der breitbeinig den Zug musterte, und ein Rhinoceros, das aus gemessener Entfernung seine unförmigen Linien zeigte. Vom Morgengrauen bis ans Ende der Steppe, bis Nairobi, das waren sieben Stunden. Sie flogen dahin ohne Ermüdung.

Weidmanns Heil! Kein Wunder, daß echte Weidmänner vom Schlage Theodore Roosevelts eine Jagdsafari in Ostafrika als den

Traum ihres Lebens bezeichnen. Österreichische, deutsche und spanische Magnaten wandeln hier mit Blicke auf den Spuren Schillings' und hoffen im stillen, ein Abenteuer zu erleben. Warum auch nicht? Noch vor zwei Jahren blockierten vier Löwen die Afro-Amerikanische Pflanzung bei Voi derart, daß die Arbeit längere Zeit unterbrochen wurde. Große Vorbereitungen sind in dem unwirtlichen Lande für einen Jagdzug notwendig. Ein einzelner Jäger braucht einen Führer, der in der Regel Englisch spricht und die Befehle an die Karawane übermittelt. Er erhält bis zu 40 Mk. Monatslohn. Dazu kommen zwei Gewehrträger, zusammen mit 80 Mk., ein Koch für 40 Mk., ein Boy für 20 Mk., dann dreißig Träger für etwa 600 Mk., vier Zeltdiener für 120 Mk. und ein Dolmetscher für 30 Mk. Im allgemeinen müssen für alle Leute Lebensmittel, stellenweise auch Wasserfässer, mitgeführt werden. Dazu kommt der Bedarf des Jägers selbst, der sich nach seinen Ansprüchen an Küche und Keller richtet, aber auch wegen des unentbehrlichen Mineralwassers niemals gering sein kann. Erfahrene Jäger kommen auf einem längern Zuge mit 3000 Mk. auf den Monat aus; eine dreiwöchige Safari stellte sich für einen deutschen Weidmann auf 4000 Mk. Sind der Teilnehmer mehrere, so können die Ausgaben sich etwas niedriger stellen. Gegenwärtig werden Liebhaber wohlthun, sich nicht zu gering einzuschätzen, denn es sind sehr viele Partien im Gange, so zwar, daß es manchmal schwer hält, Leute für die wirtschaftlichen Betriebe der Kolonie zu behalten, denn das Umherschweifen mit der Aussicht, in Wildfleisch zu schwelgen, übt eine starke Anziehungskraft aus, aber die Trägerlöhne steigen. Der Jagdschein, den ich in obiger Pauschsumme mitgerechnet habe, kostet für den Sportsmann 1000 Mk., wie seit Anfang dieses Jahres auch in Deutsch-Ost. Der Inhaber eines solchen vollen Jagdscheines darf sich noch nicht alles erlauben. Giraffen, Elefanten mit Zähnen im Gewicht von unter 27 kg, Geier, Sekretäre, Eulen, Straußenhennen und -Rüfen, und stellenweise Kudus und Rhinocerosse sind überhaupt geschont; ferner Rhinocerosse, Nilpferde, Zebras, Chevrotains, Antilopen und Gazellen, sowie Elefanten, wenn sie ihre Jungen führen. Sodann wird für eine Anzahl Tiere die Schußfreiheit beschränkt, was namentlich für Elefanten, Rhinocerosse, Nilpferde und Zebras gilt, deren ein Jäger im Laufe eines Jahres nicht mehr als zwei erlegen darf. Der Beamte, der einen Jagdschein von 200 Mk. erläßt, hat dieselben Rechte wie der Sportsmann. Es gibt aber noch einen keinen Jagdschein von 60 Mk. für Ansiedler, er gilt in der Haupt-

sache nur für Gazellen und Antilopen; und bei einigen Arten von diesen ist die Schußfreiheit auf zehn Stück im Monat beschränkt. Reißende Tiere sind selbstverständlich für jedermann freigegeben.

Nach der seit Anfang d. J. in Deutsch-Ost geltenden Jagdordnung gibt es Jagdscheine für Antilopen, Gazellen, Büffel, Kolobusaffen und Marabus, entweder zu 25 Rp. mit Geltung für einen Bezirk oder zu 50 Rp. für das ganze Schutzgebiet, während der volle Jagdschein ebenfalls wie im Britischen 750 Rp. oder 1000 Mk. kostet, der Inhaber eines solchen indes noch für jeden Elefanten 200 Mk. Schutzgeld zahlen oder einen Zahn von wenigstens 10 kg an den Fiskus abliefern muß. Ob man durch diese Regelung dem Vorgehen der Berufsjäger und der Ausrottung der Elefanten in Deutsch-Ost einen Riegel vorschieben wird, kann erst die Erfahrung zeigen. Sicher ist, daß auf deutschem Gebiet an vielen Stellen sich ebenso wildreiche Jagdgründe bieten wie auf britischem. Ich erwähne nur die Steppe nördlich vom Paregebirge und westlich vom Meruberge, dann die Gegend bei Schirati am Viktoriassee, wo Herr Konrad Schauer aus Mombassa zur gegebenen Zeit ein Jägerheim im großen Stile zu errichten gedenkt, wenn ein anderes, das am Nainwaschasee im Britischen entstehen soll — der Plan soll an geeigneter Stelle nochmals erwähnt werden — sich bewährt hat. Auch sind auf dem Ndasseleraplateau ohne Zweifel vorzügliche Jagdgelegenheiten. Weil die in Betracht kommenden Gebiete auf deutschem Boden erst durch wochenlange Karawanenzüge zu erreichen sind, während auf britischem dank der Ugandabahn die Jagdgründe zugänglicher sind und ein Nachschub an Verpflegung immer möglich ist, haben unsere Nachbarn den großen Vorsprung bei den Weidmännern, und werden ihn auch behalten, weil bei ihnen die unwirtlichen Flächen einen so breiten Raum einnehmen. Der Küstenstrich ist etwas für sich, vielleicht nicht schlechter als der von Deutsch-Ost. Auf ihn folgt die heute geschilderte Steppe, etwa von Voi bis Nairobi, 360 km, als wirtschaftlich tote Strecke, und dann erst, hinter Nairobi, beginnt die Möglichkeit einer fruchtbaren Kolonisten- und Waldwirtschaft.

Dritter Abschnitt.

## Nairobi und die Besiedlung.

Die Hauptstadt einer Entschkolonie. — Eine Stadtanlage. — Koloniale Finanzen — Eine Verwaltung im Zeichen der Technik. — Die Eisenbahnwerkstätten. — Die Verwaltung der öffentlichen Arbeiten. — Das Monorail. — Die Besiedlung von Britisch-Ost. — Land speculation. — Versuchsfarmen. — Ackerbau. — Viehzucht. — Wollschafe! — Strauße. — Gute Aussichten. — Fühlung zwischen Regierung und Ansiedlern.

Nairobi, seit einigen Jahren die amtliche Hauptstadt von Britisch-Ostafrika, 526 km von der Küste, liegt mit rund 1635 m über Meeresspiegel so hoch wie Windhuk in Deutsch-Südwest. Der Ort verdankt seine Entstehung dem Umstande, daß die Eisenbahnverwaltung am Fuß der Hügel, die in das Hochland weiter westlich führen, einen geeigneten Platz für ihre Werkstätten fand. An den Bahnhof schließt sich ein weites Viertel mit Beamten- und Arbeiterhäusern für das Bahnpersonal. Es sind Bungalows nach indischem Muster, eintönig wie ein englisches Fabrikarbeiterviertel. So manches weist auf Indien hin; die Handwerker mit ihren mächtigen Bärten und Turbanen in den Werkstätten, die Läden mit den indischen Namenschildern und die weichlich-süßlichen Händler darin. Auf der andern Seite erscheint der Weiße im Schlapphut und grauen Hemd, fast immer zu Pferde, aber nicht „Wild West“, sondern Südafrika hat diese kernigen Gestalten hergesandt, die in der Umgebung entweder Viehzucht treiben oder in Grundstücken spekulieren. Mag nun der Zuzug aus Indien oder aus Natal kommen, in jedem Falle gibt er dem Lande das Gepräge einer Entschkolonie.

Schön ist das Bild nicht. Vom Bahnhof führt eine unendlich lange Straße in die Ebene hin. Roter Staub liegt knöchelhoch darauf. Eukalyptusbäume fassen die Zeile ein und geben der ganzen Stadt einen friedhofartigen Ausdruck. Alle Gebäude sind gleichmäßig rot gepudert, und es ist schwer zu erkennen, ob es Blechbaracken mit Wellblechdach, wie die meisten Amtslokale und Läden, oder Steinhäuser sind. Abseits von der Hauptstraße, willkürlich hingesezt, erscheinen einige geräumige Schuppen, in denen die landwirtschaftliche und die Forstverwaltung untergebracht sind. Weiterhin, wieder gerade aus, ein kleiner Park, natürlich Eukalyptus, und unweit davon das Gefängnis, in welchem gerade ein Massenmörder

und ein Sittlichkeitsverbrecher, der eine englische Krankenschwester überfallen hatte, ihrem Schicksal entgegensehen; im Hofe stand ein schräg gerichtetes Gestell für die Vollziehung der unentbehrlichen Prügelstrafe.

Die ganze Stadt erscheint unordentlich, durch Zufall entstanden. Von dem Norfolk Hotel aus unternehmen wir eine Wagenfahrt in die Umgebung. In dem Maße, wie wir aufsteigen, erkennen wir den Charakter des Platzes: unten soll das Getriebe von Läden, Wirtshäusern, Amtsstuben, Kirchen und was sonst das Gemeinschaftliche an einer Stadt bildet, sich weiter entwickeln, während die Wohnsitze der beamteten Briten sich rings um die Höhe inmitten von Gärten und Parks hinziehen sollen. Das ist durchaus nicht schlecht gedacht, nur muß man es zehn Jahre später sehen. Oben auf einem Hügel erhebt sich seit kurzem der vornehme und weitläufige Bau des ganz modern ausgestatteten Krankenhauses. Noch höher steht der Palast des Gouverneurs mit großen, aus einheimischen Hölzern parkettierten und getäfelten Räumen und einem Ballsaal für mehrere hundert Personen; eine vielversprechende Parkanlage umgibt den Palast, in welchem der Vertreter Seiner britischen Majestät und seine höhern Beamten beim Frühstück uns bereitwillig Auskunft über die Dinge in der Kolonie erteilten. Ein ausgedehntes Wegenetz führt auf der Bahnhofseite wieder hinunter. Am Abhang liegen, in Erwartung eines würdigen Gebäudes, die Baracken mit der Zentralverwaltung. Weithin nach Süden, neben einem gewaltigen Exerzierplatz, das Quartier der Schutztruppe: drittes Bataillon der African Rifles. Das Bataillon, das uns in voller Kriegesstärke vorgeführt wurde, befand sich in ausgezeichnete Verfassung; jetzt steht es mit fast der ganzen Truppe von Ostafrika, Uganda und Nyassaland im Feldzug an der Somaliküste. Das erste Bataillon hat Truppenteile auf Sansibar und verschiedenen Punkten des Festlandes. Die Offiziere bleiben nicht länger als fünf Jahre bei der Kolonialtruppe, es sei denn, daß sie ein Kommando, vom Kompagniechef aufwärts, ausgeübt haben; nach fünf Jahren Dienst in der Heimat können sie in die Kolonialtruppe zurück. Die Gehälter sind wesentlich höher als bei den deutschen Schutztruppen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir in die Stadt zurück. Sie ist, streng genommen, kaum zehn Jahre alt und würde einen bessern Eindruck machen, wenn die Anlage nicht zu breit wäre. Eine Wasserleitung von 45 km Länge legte, von der Riluyubergkette an, die Eisenbahn für ihre Zwecke. Dazu kam neuerdings eine Trinkwasser-

leitung aus einer Entfernung von 16 km, mit einem örtlichen Netz von 30 km; sie genügt schon jetzt nicht, eine zweite ist als notwendig erkannt. Die Straßen müssen neu beschottert werden, wozu sich eine unweit der Stadt gewonnene Grauwacke eignet. Der Anfang dazu ist auf einer Straße mit 12 m breitem Fahrdamm, Reitbankett und Bürgersteig gemacht. Sie führt von der Hauptstraße an den Fuß des Hügels und wird an diesem bis zum Bahnhof laufen. An ihrem Ende, am Hügel, steht als erstes Gebäude die neue Post, nach der Residenz und dem Lazarett das dritte in moderner Gestalt; als viertes und fünftes kommen die Zentralverwaltung und weithin nach Süden, wohin auch das Eingeborenenviertel verlegt wird, ein stattliches Gefängnis. An der neuen Straße werden sich an die Post die verschiedenen Amtsgebäude, zuletzt nach der Altstadt zu, das Rathaus anschließen, denn über kurz oder lang ergeht die Städteordnung für Nairobi und Mombassa. Auf die andere Seite sollen große Ladenbauten kommen.

So gewinnt man den Eindruck, daß die Stadt nach einem guten Bauplan angelegt wird, wenn schon diejenigen Beamten, die für das künftige Stadtbild verantwortlich sind, bedauern, daß sie nicht die den deutschen Stadtverwaltungen zustehende Befugnis erhalten, Vorschriften über die Höhe der Bauten in gewissen Vierteln zu erlassen. Es wird noch geraume Zeit vergehen, bis Nairobi einigermaßen fertig aussieht, denn der Hauptbauherr, der Fiskus, ist in bedrängter Lage: der Voranschlag für 1909/10 weist nur 535385 Pf. St. Einnahmen gegenüber 745725 Pf. St. Ausgaben auf, und der Reichszuschuß, der in den beiden letzten Jahren 138000 Pf. betrug, muß demnach wohl auf über 200000 Pf. erhöht werden. Angesichts dessen sagte mir eine der leitenden Persönlichkeiten der Kolonie: Warum gibt uns das Parlament anstatt der kleinen jährlichen Zuschüsse nicht mit einem Male ein Darlehen von wenigstens einer halben Million Pfund, damit wir das Land instand setzen und es so einträglich gestalten, wie es werden muß? Ich erwähne das, um die Hoffnungsfreudigkeit der verantwortlichen Faktoren zu kennzeichnen.

Zwei technische Verwaltungen nehmen im amtlichen Rahmen der Kolonie einen breiten Raum ein: die Eisenbahn und die öffentlichen Arbeiten. Bis vor zwei Jahren stand die Ugandabahn noch unter Reichsaufsicht, jetzt ist sie der Verwaltung der Kolonie ganz angegliedert. Die beiden leitenden Beamten, deren erster ein Gehalt von 2000 Pf. St. bezieht, arbeiten von Indien her seit zwanzig Jahren zusammen. Da ich, so lange nach Eröffnung der Bahn, auf

die Beschreibung der technischen Leistungen beim Bau verzichte, will ich mich mit einer Schilderung der Zentralwerkstätte von Nairobi begnügen. Es ist, in weiten Hallen, eine geradezu polytechnische Anlage. Eingeführt werden nur noch Lokomotiven, geformte Stahleisen und Radsätze; alles andere, einschließlich der großen Drehscheiben, fertigt die Verwaltung an, bis zum fertigen Güter- und Luxuswagen. Da sehen wir ein kleines Stahlwerk, eine Kupfergießerei und eine Eisengießerei, die mächtige Stücke liefert. In der Halle für die Ausbesserungen sind feine Biegemaschinen und alle möglichen Werkzeugmaschinen in großer Anzahl in Tätigkeit; die Ansiedler konnten bisher ihre Maschinen und Geräte in der Anstalt ausbessern lassen, seitdem sich jedoch am Platze eine technische Fabrik und Vertretung (Nairobi Engineering Works) aufgetan hat, wird keine Privatkundschaft mehr angenommen. Bei dem Wagenbau wird noch vorwiegend birmanisches Tieholz, aber mehr und mehr einheimisches Mwule und wilde Olive verwandt. Ein Luxuswagen für den Gouverneur, mit Seitendurchgang, war beinahe fertig; er entspricht in der praktischen Anordnung und im Geschmack allen Anforderungen, die man in Europa an die Schlafwagengesellschaft stellen würde.

Die geschulten indischen Arbeiter unter europäischen Werkmeistern, die schon in Indien und Afghanistan unter den leitenden Ingenieuren tätig waren, zeigen sich an den Schraubstöcken und Werkzeugmaschinen sehr geschickt und verdienen mit 60 bis 66 Mk. monatlich doppelt so viel wie in ihrer Heimat. Dem Aussehen nach stammen sie wohl aus dem Pendschab; sie haben nichts gemein mit dem schwachernden, schleichenden Hinduwolk, das Ostafrika verpestet — und ihm wirtschaftlich nutzt. Einheimische Arbeiter lassen sich schon heranzubilden, wenn man sie zu halten vermag, allein sie sind zu unbeständig, und die Regierung trägt dem Rechnung, indem sie keine Arbeiterverträge für mehr als einen Monat gestattet. Es werden rund 500 Leute in den Werkstätten beschäftigt.

Was die Verwaltung der öffentlichen Arbeiten angeht, so zeigt ihre ganze Gliederung, wie verschieden die Auffassung von der Bedeutung der Technik in einer britischen und einer deutschen Kolonie ist. Die Verwaltung besteht aus 14 Ingenieuren mit Gehältern von 24 000 bis 5000 Mk., 12 Materialverwaltern, Rechnungsbeamten und Aufsehern und 11 Werkmeistern und Vorarbeitern, zusammen 37 Europäern mit einer fachmännischen Vorbildung, die man bei andern englischen Verwaltungen, wie z. B. der Post, zu-

meist vermisst. Dieser Stab hat seinen Mittelpunkt in einer eigenen Werkstätte in Nairobi, ist jedoch in den einzelnen Bezirken ständig vertreten, sodaß der politische Beamte eines Bezirks um technischen Rat nicht verlegen ist. Außerdem sind Techniker der verschiedenen Stufen für die Arbeiten draußen im Lande verfügbar; ich fand deren zwei oder drei am Bau der Straße von Voi nach Taweta.

In Deutsch-Ost haben wir zwar die unentbehrlichen Regierungswerkstätten in Daresalam, allein die Haupttätigkeit der Beamten spielt sich über den Akten ab. Wohl werden manchmal einzelne hinausgeschickt, um eine Straße zu trassieren, man braucht sie aber bald wieder in Daresalam, und die Arbeit wird unterbrochen oder von andern, vielfach dilettantisch, dort jedoch, wo die Forstverwaltung aushelfen kann, in gediegenerer Weise fortgeführt. Doch die Forstleute sind nicht überall, und so wurde dann in den fernen Bezirken, oft auf den Namen der Kommune, öfter noch auf den der Kolonie, mit der besten Absicht schlecht gewirtschaftet. Zum Glück galvanisieren in Deutsch-Ost gegenwärtig die Eisenbahntechniker die staatlichen wie auch die privaten Betriebe, und unsere Kolonie kann sich nicht genug zu der Tätigkeit ihrer Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft Glück wünschen. Von den beinahe zwei Millionen Mark, die im laufenden Finanzjahr das Public Works Department verbrauchen wird, läßt sich allerdings manche Ausgabe anfechten; das ist der Nachteil einer so vollständig ausgebildeten Verwaltung, daß sie durch ihren Einfluß auch zu überflüssigen Ausgaben verleiten kann.

Ich fand in den Werkstätten eine leistungsfähige Tischlerei, bei der die Versuche mit einheimischen Hölzern noch nicht so weit zu sein scheinen wie in Deutsch-Ost. Mehr aber interessierte mich ein in Deutschland wenig bekanntes Hilfsmittel für das Verkehrswesen, das Monorail, die Einschiene. In den Neuländern beschränkt sich der Wegebau meist auf einfaches Planieren, fahrbare Straßen mit Schotter können nur allmählich entstehen. Man befestigt daher in der Mitte eines Weges eine Schiene, auf der ein Wagen mit einem unter dessen Rasten angebrachten Rade läuft, von dem eine Leitachse zu einem Auslegerrad führt, das frei auf dem Wege läuft und federt, so daß ein Klotz, ein Stein oder ein Baumstrunk nicht stört. Der Wagen hat eine Tragkraft bis zu 5t. Als Zugkraft sind zwei Maultiere gedacht, indes ist die Verwendung eines Motors möglich. Die Anlagekosten, Betriebsmittel und Zugkraft eingerechnet, stellen sich auf 3750—6250 Mk. für das Kilometer, bei Verwendung von Motoren auf das Doppelte. Das in Indien

viel benutzte Verkehrsmittel — die Wagen werden in Bombay gebaut — wird den Privaten für die Beförderung von Lasten zur Verfügung gestellt. Die Erfindung ist nicht mehr neu; mittlerweile ist die Verwendbarkeit von Motorlastwagen auf den afrikanischen Wegen dargetan worden, und in Britisch-Ost bietet eine Privatfirma solche an, so daß sich die Möglichkeit einer interessanten Doppelprobe, Motor gegen Monorail, eröffnet. Es dürfte sich auch in Deutsch-Ost ein Versuch mit dem Monorail empfehlen.

Das Hochland, an dessen Schwelle Nairobi liegt, ist Besiedelungsland und daher für uns von besonderem Interesse angesichts der Bestrebungen, Ansiedler in die Hochländer von Deutsch-Ost zu ziehen, wenn diese einmal so zugänglich sind.

Nach Abzug der weitem Ödländereien, der Eingeborenenreservate und des auf etwa 160 000 ha geschätzten Privatbesitzes bleiben in Britisch-Ost etwa 2½ Millionen Hektar Kronland zur Bewirtschaftung zu vergeben. Davon wird ein Teil für die Ansiedlung von Asiaten in bestimmten Landesteilen vorbehalten, der größere Teil jedoch für Weiße. Die Kronländereien werden in vier Wertklassen eingeteilt, und zwar durch einen Landkommissar nach Beratung mit der Landbehörde, einer beratenden Körperschaft, deren Zusammensetzung aus beamteten und nichtbeamteten Mitgliedern dem Ermessen des Staatssekretärs für die Kolonien anheimgestellt ist. Ansiedlungslustige richten ihre Gesuche an das Landamt. Der Pachtpreis beträgt für vier Wertklassen 60 Pfg., 40 Pfg., 20 Pfg. und 10 Pfg. jährlich für das Hektar. Der Kronlandkommissar darf den Satz ermäßigen, aber nicht erhöhen.

Die Pachtverträge werden auf 99 Jahre abgeschlossen. Nach Ablauf des 33. und 65. Jahres wird der Pachtpreis aufs neue auf Grundlage eines fünfprozentigen Wertzuwachses für das nicht instandgesetzte Land berechnet, während für Meliorationen, deren Charakter genau umschrieben ist, keine Pächterhöhung zulässig ist. Der Pachtzins darf außer bei städtischen Grundstücken nicht auf mehr als 1,80 Mk. nach dem 33. Jahre und nicht mehr als 5,60 Mk. nach dem 65. Jahre erhöht werden. Der Ansiedler kann für das Zwanzigfache der 130 ha von seinem Lande zu Eigentum erwerben, während der Rest Pachtland bleibt. Tritt er von dem Pachtvertrag zurück, so erstattet ihm der Fiskus den Wert der während des Pachtverhältnisses vorgenommenen Meliorationen, nicht aber den Wertzuwachs an dem ungenutzten Lande. Nach drei Jahren kann der Pächter sich jederzeit einen Rechtstitel ausstellen lassen, auf den er

Hypotheken aufnehmen kann, und der ihm nicht verweigert werden kann, sobald er auf dem Gut das Dreißigfache des Pachtzinses an Meliorationen aufgewendet hat.

Die Bedingungen werden gegenwärtig in einigen Punkten erleichtert. Nach den Erfahrungen jedoch, die man in den letzten Jahren mit unbemittelten Zuzüglern gemacht hat, muß der Ansiedlungslustige den Nachweis eines hinreichenden Barbestandes erbringen: 6000 Mk. für die 130 zu kaufenden Hektar und das Zwanzigfache der Jahrespacht für das übrige. Wenn ein Weißer sich überhaupt selbständig niederlassen will, muß er den Besitz von wenigstens 1000 Mk. Vermitteln nachweisen. Der Gesamtumfang der Farmen wird auf 400 bis 1250 ha beschränkt, je nach den Mitteln des Käufers und Pächters, der sich verpflichten muß, seine Ländereien nach gewissen Normen allmählich in Nutzung zu nehmen, widrigenfalls sein Vertrag hinfällig wird.

Die Spekulation hat sich schon der Ländereien hinter Nairobi in dem Maße bemächtigt, daß es schwer hält, dort eine Farm zu erwerben. Soweit eigentliche Landsitze in der nähern Umgebung der Stadt in Betracht kommen, wird es nicht leicht sein, die Spekulation zu vereiteln, weil der Vorschrift der Nutzung Genüge geleistet ist, wenn ein Haus auf dem Grundstück steht, wie es vielfach der Fall ist. Wohl aber wird die Verwaltung imstande sein, gegen die Säumigen vorzugehen, denen sie vor mehreren Jahren im ersten Über-eifer Tausende von Hektar weiter abseits im Hochlande vergeben hat, und die sie nicht verwerten. Diese Eilfertigkeit und der Umstand, daß mittellose Leute zur Pacht und Besitzergreifung zugelassen wurden und zugrunde gingen, hat die Entwicklung der jungen Kolonie um einige Jahre hintangehalten und sie in den schlechten Ruf gebracht, an dem durch Exemplifizierung gegen eine Besiedlung der Hochländer in Deutsch-Ost gewisse Kolonialpolitiker zehrten. Die wirtschaftlichen Aussichten in Britisch-Ost sind jedoch, wie ich jetzt darlegen will, sehr günstig. Vorerst sei noch erwähnt, daß die Verwaltung ein besonderes Verfahren der vorläufigen Vermessung eingeführt hat, das auf dem Hochland bei Londiani (Station der Ugandabahn), 800 km von der Küste, zuerst für 106 Farmen angewandt wurde, die zu vergeben sind und deren Umfang sich danach richtet, ob viel oder wenig Wald dabei ist, so daß für Ackerbau und Viehzucht eine gehörige Fläche, 1000—1250 ha, verfügbar bleibt. Das Gebiet, das Uasin-Gischu-Plateau, liegt 1950—2550 m über Meeresspiegel und ist ganz ähnlich Westusambara. Das Land ist

wegen der Verkehrsschwierigkeiten in die dritte Klasse gesetzt worden. Für die endgültige Vermessung ist eine Staffel festgesetzt, wonach die Arbeit für ein Anwesen von 1250 ha etwa 500 Mk. kostet.

Die Kulturmöglichkeiten veranschaulichen die in den verschiedenen Klimatalagen bestehenden amtlichen Versuchsstationen. Sie arbeiten im Großen und sind direkt auf Erwerb gerichtet, erhalten aber vorläufig noch Staatsbeihilfe. An der Spitze der landwirtschaftlichen Verwaltung steht Herr A. C. Macdonald, ein erfahrener Fachmann, der auf eine dreißigjährige Erfahrung in Südafrika zurückblickt. Er ist gegenwärtig, nachdem die Eisenbahningenieure die Pioniertätigkeit mit der fortlaufenden Verwaltung vertauscht haben, die gewichtigste Persönlichkeit der Kolonie, und da er viel im Lande herumreist, der Freund und Berater von jedermann, oder, wie man das auf Englisch ausdrückt: the farmer's guide, philosopher and friend. Ich traf ihn nicht nur in Nairobi im Amt, sondern auch im Küstenstrich auf Dienstreise. Er ist ein Optimist, aber sein Optimismus ist begründet; er erinnert durch seine Beschlagenheit in der tropischen wie in der europäischen Landwirtschaft an Prof. Wohltmann aus Halle. Zunächst aus seinen Berichten einiges über Mehlf Früchte, die in den Hochländern zwei Ernten jährlich ergeben. Man hält eine Fruchtfolge von Weizen und Bohnen, dann nochmals von Bohnen als Gründüngung ein. Von zwei Weizenarten, die angebaut werden, bewährt sich, wie auch in Südafrika, am besten die algerische Medeahart. Lord Delamere, der erste Großgrundbesitzer des Landes, der ein Gut von mehreren tausend Hektar im Betrieb hat und fortwährend erweitert, hatte im vergangenen Jahre etwa 100ha davon unter Kultur. Beliebt ist auch eine Gluyasorte aus Südastralien. Bei größerer Produktion hofft man, während der Winterruhe, die Südafrika hat, dorthin ausführen zu können. Mais, dessen Anbau bei den Eingeborenen in steigendem Maße an Stelle der Hirse betrieben wird, ist keine Ausfuhrware, die Frachtsätze nach Europa sind für den Wettbewerb mit Natal, Argentinien und Nordamerika zu hoch. Bohnen dagegen, die im Lande etwas über 60 Mk. die Tonne bezahlt und auf weiten Ländereien der Provinzen am Viktoria Nyansa, sowie im Küstenstrich von den Eingeborenen angebaut werden, erreichen in Europa 160 bis 360 Mk., und die Absatz-Möglichkeit wird sich in dem Maße erhöhen, wie die Ausfuhrmengen auf die noch hohen Frachtsätze drücken werden, denn der Verbrauch nimmt fortwährend zu, u. a. bei der Ernährung der englischen, französischen und italieni-

schen Truppen. Für ostafrikanische Bohnen rechnet man erst auf 160 bis 240 Mk. die Tonne. Angebaut werden rote und französische Cocos, weiße Bohnen usw., von denen auch Saat an die Eingeborenen abgegeben wird. Diesen Kulturen, wie auch der Viehzucht, hat Unterstaatssekretär v. Lindequist auf seiner Studienreise viel Aufmerksamkeit gewidmet. Interessant ist das Bestreben nach maschinellem Betrieb. Auf einer der Staatsfarmen wird eine in Amerika viel benutzte Maschine für das Pflücken und Sortieren der Bohnen erprobt; der Anbau von Bohnen würde auf den Farmen der Europäer lebhafter betrieben, wenn die Arbeiterschwierigkeiten bei der Ernte nicht wären. Gleichzeitig mit Deutsch-Ost hat die britische Kolonie jetzt ihre erste Mühle erhalten, eine ziemlich große Anlage, die ein Privatunternehmer bei Nairobi errichtet. Der Verkauf von Mehl hat begonnen und das Erzeugnis aus einheimischen Weizen wird gutem amerikanischen gleich geschätzt, stellt sich aber erheblich billiger. Der Gemüsebau ist soweit gefördert, daß von Nairobi kleine Sendungen, für die Haushaltungen von Mombassa bestimmt, regelmäßig abgehen, wie umgekehrt die Züge von Mombassa nach Nairobi Fischsendungen in Eis mitnehmen.

Was die Viehzucht angeht, so bietet die um so günstigere Aussichten, als in den Hochländern das ganze Jahr frisches Gras vorhanden, mithin keine Stallfütterung notwendig und immer frische Milch zu haben ist; in Südafrika herrscht sechs Monate lang Trockenheit, hier nur drei. Das einheimische Vieh gibt nicht viel Milch und braucht wie das südafrikanische  $3\frac{1}{2}$  bis fünf Jahre, um sich voll zu entwickeln. Es sind daher Kreuzungen mit europäischem Vieh notwendig, und die Regierung führt von Zeit zu Zeit europäische Rinder ein, die öffentlich versteigert werden. Auch private Züchter führen Vollblutbullen ein, meist Shorthorns oder andere englische Rassen, auch Friesländer. Die Veredelung ergibt schon in der zweiten Generation einen guten Durchschnitt; der Höcker ist schon sehr klein und verschwindet bei der folgenden Kreuzung ganz. Doch ich werde bei Westusambara der Rinderzucht, wie auch der Einbegungen der Weidegründe noch gedenken.

Wichtiger für uns sind die Erfahrungen im Britischen mit der Schafzucht, die uns noch fehlen. Schon jetzt steht fest, daß die Hochländer sich dafür eignen. In diesen Gebieten brauchen die Schafe das schützende Blietz ebenso wie in Europa, und es ist nicht zu befürchten, daß sie es verlieren werden. Das Hauptbestreben richtet sich also auf Wollgewinnung. Es werden zur Kreuzung

mit einheimischen Schafe reine Merinos aus Australien und Südafrika eingeführt. Schon nach der ersten Kreuzung ergibt die Schur anderthalb Pfund Wolle guter Qualität, bei der zweiten steigt die Menge auf vier Pfund zu  $6\frac{1}{2}$  Schilling; die Schur von der dritten ist fast frei von Rammwolle, und die von der vierten läßt sich von australischer kaum mehr unterscheiden. Die Zucht nimmt sehr stark zu: ein einziger Ansiedler hat eine Herde von 12—15 000 Stück. Rinder- und Schafzucht lassen sich vielfach verbinden, indem man die Schafe nachweiden läßt.

Die Ansiedler bilden ihre Herden durch Kauf von Muttertieren bei den Eingeborenen, in erster Linie den Händlern des Somalilandes, die auch Pferde auftreiben, zum großen Teil auch bei den Massai, und von Bullen und Rammen gegen Teilzahlungen auf den staatlichen Versteigerungen. Auf der großen Staatsfarm am Naiwaschasee wird der Bestand an einheimischem Vieh abgestoßen, um reine Vollblutzucht zu treiben und den Ansiedlern, die für einen Bullen bis zu 600 Mk. zahlen, billigeres Zuchtvieh zu liefern; dies gilt auch für Rammen, die, wenn eingeführt, unverhältnismäßig teuer zu stehen kommen. Wenn ein Ansiedler aus der Gegend von Nairobi seine Farm mit Schafen bestocken will, bietet er einem Massai eine gute, trüchtige Kuh. Dafür erhält er, wenn der Massai sich auf Viehhandel versteht, 25—28 Schafe, und da der Preis für ein Schaf sich auf 6,75 Mk. stellt, kommt der Wert der Kuh auf 166 Mk. Ein Ochse wird mit 80 Mk. in Nairobi bezahlt. Der Auftrieb von Schafen auf dem dortigen Markt beträgt 30 000 im Jahr, was für die Farmer schon eine Einnahme von 20 000 Mk. darstellt. Überhaupt ist der Absatz von Fleisch gesichert, da der Bedarf an der Küste und auf den Schiffen groß ist. Dank der Ugandabahn ist Mombassa schon besser mit Fleisch versorgt als Tanga. Vor zwei Jahren, als an ersterem Platze das Kilogramm Rindfleisch vorübergehend 70 Pfg. kostete, klagte man über Teuerung; und am Kilimandscharo mußte ich im Oktober v. J. beinahe eine Mark zahlen. Die Schweinezucht bewährt sich durch aus, ist aber, der Menge nach, erst in den Anfängen; eine Großschlächterei mit Räucherei usw. wird von privater Seite eingerichtet.

Ist Deutsch-Ost dem Nachbarn in der Schweinezucht voran, so hat dieser wiederum einen Vorsprung in der Straußenzucht. Es sind auf verschiedenen Farmen schon etwa 750 Strauße im Gehege. Das Ausheben von Eiern ist für Züchtungszwecke durch die Jagdverordnung gestattet. Mehrere Brutmaschinen sind schon in

Mittendorff, Stafrita im Aufstieg.

Tätigkeit und das Einsammeln der Eier wird daher lebhaft betrieben; die in der Maschine ausgetrocknenen Küken erweisen sich als durchaus lebensfähig. Natürlich gehört zur Straußenzucht viel Kapital, der Einhegungen wegen, ohne die sie sich nicht denken läßt. Doch auch für jede andere Bewirtschaftung ist sie notwendig. Viel Schaden richten an den Einzäunungen die Zebras und andere wilde Tiere noch an, und Herr Macdonald, der die Zeit für eine rasche Besiedlung für gekommen hält, wünscht die Ausrottung des Großwildes in den für die Farmwirtschaft geeigneten Gegenden. Er tritt auch nachdrücklich den Bedenken entgegen, die von gewissen Seiten in gesundheitlicher Beziehung geltend gemacht werden, und mit Recht, denn die Hochländer sind durchaus gesund und die darin geborenen Kinder entwickeln sich bestens, und die Erwachsenen klagen nicht über die Schädigung der Herzfähigkeit, die in Südafrika so häufig bei Europäern vorkommt.

Freilich, wer ein größeres Anwesen in Ostafrika gründen will, muß einige Zehntausend Mark mitbringen. Manche Ansiedler, die das nicht vermochten, sind zugrunde gegangen, diejenigen aber, die richtig angefangen haben, finden ihr Fortkommen. Es braucht nicht jeder über Mittel zu verfügen wie Lord Delamere, der sich einen Magnatenbesitz über See schafft und an der Spitze der wirtschaftlichen Verbände der Ansiedler eine rege und ersprießliche gemeinnützige Tätigkeit entfaltet und auch vor einem offenen Konflikt mit dem Gouverneur nicht zurückscheut. Die Zahl der Ansiedler beträgt erst dreihundert, allein es sind kaum fünf Jahre her, daß das Land aus der Wiege der Küsten- und Handelskolonie aufstehen und sich zur Pflanzungs- und Siedlungskolonie entwickeln durfte, und erst allmählich wendet auch das Mutter-, oder wenn man will, daß Großmutterland ihm eine erhöhte Aufmerksamkeit zu. Briten in guten Verhältnissen, die nicht auf Erwerb zu sehen brauchen, deren Mittel indes für den Ankauf eines Landsizes in der Heimat nicht reichen, sind bereit, sich einen solchen in Ostafrika zu schaffen, und wären auch schon in größerer Zahl da, wenn die Spekulation die Sache nicht grade bei Nairobi verdorben hätte. Dadurch belehrt, möge die Verwaltung von Deutsch-Ost ihre Vorkehrungen treffen, daß die Bodenspekulation ausgeschaltet wird.

Wichtiger aber noch ist die Lehre aus der Wirksamkeit des Landwirtschaftsamtes von Britisch-Ost. Es ist sorgsam darauf bedacht, daß seine Farmen und Versuchstationen der Allgemeinheit nützlich werden. Zwei der letzteren, die von Merihini bei Mazeras

im Tiefland und die von Nairobi, haben sich wegen ihrer Lage nicht bewährt: sie werden aufgegeben und in denselben Landstrichen an geeignete Stellen verlegt, wobei der Umfang der von Nairobi, die weiter westlich an die Bahn kommt, auf 400 ha gebracht wird; außerdem werden zwei neue Farmen in der Uassin-Gischu-Landschaft angelegt. Die beste Einrichtung bei der landwirtschaftlichen Verwaltung ist, daß ihre leitenden Beamten fortlaufend Dienstreisen unternehmen, um den Stand der Pflanzungen und Farmen zu beurteilen und den Kolonisten Ratschläge zu erteilen. Durch solche Visitationen, um einen Ausdruck aus dem kirchlichen Leben zu gebrauchen, tritt eine koloniale Regierung den Weißen, und gegebenenfalls auch den Eingeborenen, näher als durch die politische Betätigung, die, auf sich allein gestellt, nur als ein notwendiges Übel empfunden würde.

#### Vieter Abschnitt.

### Vom Hochland zum Viktoria Nyansa.

Der doppelte Grabenrand. — In der Grabensenke. — Am Naiwaschasee. — Massai. — Auf der Maukette. — Das Rawirondovolk. — Abfall zum See. — Eine Gestadefahrt um den See. — Mückenschwärme. — Der Bezirkort Djinja. — Die Nilfälle. — Die Kolonisierung der Provinz Ussoga. — Baganda als Beamte. — Straßenbauten. — Bahnfragen. — Krokodil und Telegraph. — Wasserrosen und Papyrus.

Lassen wir jetzt die volkswirtschaftlichen Sorgen und geben wir uns dem Zauber der afrikanischen Hochländer auf der Fahrt von Nairobi nach der Rawirondobucht am Viktoria Nyansa hin. Auf dieser zweiten Hälfte der Ugandabahn geht es die Steigungen im Postkutschentempo hinan. Sonst ist es Art der Eisenbahn, rücksichtslos das Landschaftsbild zu durchschneiden oder zu umgehen, und der Fahrgast mag sich freuen, wenn ihm hie und da ein hastiger Ausblick gegönnt ist. Bei Gebirgsbahnen hingegen schmiegt sich der Bahnkörper ängstlich dem gebieterischen Gelände an, der Genuß des Sehens, nur hie und da durch einen Tunnel oder einen Einschnitt unterbrochen — die Vorbereitung auf eine neue Überraschung — hört nicht auf, und das Auge braucht dem Geist keine Buchnahrung zuzuführen. Und auf der Fahrt, die wir jetzt antreten, gibt es auch nur einen kurzen Tunnel. Eine Windung von einigen Kilometern

in der Ebene, dann beginnt die Ersteigung des östlichen afrikanischen Grabenrandes, des Gliedes einer Kette von Gebirgen, die sich von Palästina bis zum Sambesi hinzieht, während der westliche Rand, im Süden etwa vom Hochlande Katanga ausgehend, sich an den Tanganjika, den Riwu und den Albertsee hält. Mitten in diesem Graben liegt unser Reiseziel, der Viktoria Nyansa. Der Rand jedoch, den wir zu überwinden haben, ist doppelt: erst die Rifuyu-, dann die Maukette. Abwechslung bietet sich nun in einem fort.

Waren wir vor Nairobi durch das wildreiche Ödland gefahren, so folgten jetzt an der Strecke zahlreiche Eingeborenendörfer, mit Mais- und Maniokfeldern, die sich hell von Busch und Karst abhoben. Schon nach wenigen Kilometern, auf der Station Rifuyu, pustete unsere Maschine sich aus. Da hockte eine ganze Schar Wakifuyu, jeder neben seiner Last, Träger, die nach Süden zogen oder von dort kamen. Andere ihres Stammes hatten Früchte und Kuchen aus Maniokmehl in Körben zum Verkauf angebracht und fanden eifrigen Zuspruch. Den Weißen freilich, die in Nairobi kurz vorher eine Mahlzeit mit frischem Fleisch und Gemüse gehalten hatten, stand der Sinn nicht nach diesen Kuchen, sondern dem Schmuck der Dorfbewohner, die sich als Gaffer eingefunden hatten, das Gesicht mit Oker beschmiert oder mit roten Punkten betupft. Obschon sie sich zurückhielten, waren sie bald von den frisch aus Alleia angegangten Kölner Reisenden umringt, die ihnen vom Leibe weg abhandelten, was sie in ihrer Scheuheit nur abgeben mochten: Pflöcke, Schnupftabakdosen und kleine ösenförmige Gehänge mit Messingkugeln an den Enden aus den Ohrläppchen heraus, Arm- und Bein-spangen aus Eisen- und Messingdraht, Gewinde von Tierzähnen und Halsringe aus Eisen mit Kupferdraht umwunden und zierlichen Kettchen davon herabhängend, und noch manches andere mußten Männlein und Weiblein abgeben, um in der nahen Indierduka den Erlös an Rupien und Cents zu verträdeln.

Immer steigend, immer durch stark bewohnte Gegenden mit fliegenden Kulturen geht es hinan. Doch die Landschaft wird öde, vor uns breitet sich ein Hochmoor aus. Endlich befinden wir uns, wie der Name Escarpment sagt, auf Rammhöhe, mehr als 2200 m über Meeresspiegel, was seit Nairobi in 50 km eine Steigung von 400 m bedeutet. Noch eine Kehre, da, an einer Ecke erkennen wir plötzlich den gewaltigen Spalt zwischen dem doppelten Grabenrand: the Great Rift Valley. Wie der Abstieg vom Gotthard ins Welschland berührt der plötzliche Wandel. Über die nächsten Urwald-

gruppen hinweg schweift der Blick in das vom Redong durchzogene, tristenreiche Tal. Ringsum, in gewaltigem Umkreis, die Bergzüge, die von der Natur bestimmt schienen, die afrikanische Abgeschlossenheit zu erhalten. Dieser Genuß währt nicht lange, denn unser Zug rast die Hufeisenkehren hinab und gestattet nur flüchtig einen Blick von einer Brücke auf eine tiefergelegene mit angewachsenem Schienenstrang, über die wir einige Minuten später einherfahren. Zu beiden Seiten der erfrischende Hochgebirgswald mit seinen mächtigen Zeder- und schlanken Podocarpusstämmen, seinen Bartflechten und Baumwürgern, ganz wie in Westusambara. Affen springen verfürzt von dem hohen Geäst in das Dickicht, Gazellen hüpfen in rhythmischen Sprüngen davon. Auch der Elefant fühlt sich da heimisch, denn der weiße Jäger vermag ihm in dem abschüssigen Gelände nichts anzuhaben. Bald nähern wir uns der Talsohle und dem Fluß, zu nahe freilich nicht, denn über Höhen und Tiefen denken Eisenbahnmänner, wie der selige Eulenspiegel; doch nahe genug, um die sattgrünen Triften zu bewundern, auf die wohl bald John Bull seine schöngeheckten Wyreshires auf die Weide senden wird, zur Belebung der Landschaft.

Dicht vor uns steigt aus der Fläche ein einsamer vulkanischer Kegel auf, bis an seinen scharfgeschnittenen Kraterrand mit Waldwuchs bedeckt. Die Rikuyukette liegt jetzt rechts, langgestreckt neben uns. Gebieterisch ragt aus ihr der Rijabe hervor, doch er wird auf der andern Seite von dem erloschenen Feuerspeier Longonat (2700 m) um ein Erkleckliches überragt. Lange begleitet uns der steile und spitzige Longonat, indes sich vor uns der zweite Grabenrand, die Maukette, in blauer Ferne aufdämmt. Die nehmen wir erst nach einer mehrstündigen Ruhe in Nakuro. Vorerst noch eine Erinnerung an die Pionierzeit der Ugandabahn. Auf die Station Escarpment folgt, auf halber Höhe des Absturzes, die von Rijabe. Acht Brücken zählt zwischen beiden Stationen die Strecke. Ihre Vollendung mochte man nicht abwarten, um weiter zu bauen und den Verkehr zu eröffnen, und so half man sich geraume Zeit mit einer Drahtseilbahn, an der auf 5 km Länge mit einem Gefälle von 500 m die Kasten mit Menschen und Dingen über schwindelerregende Abgründe dahinglitten; die Spuren dieser Einrichtung sind noch zu sehen.

Ein Sattel wird noch auf der Talsohle überwunden, und der Blick schweift über den Spiegel des stillen, zu drei Seiten von Bergketten eingefassten Naimaschasees, der Flächengestalt nach einer Birne,

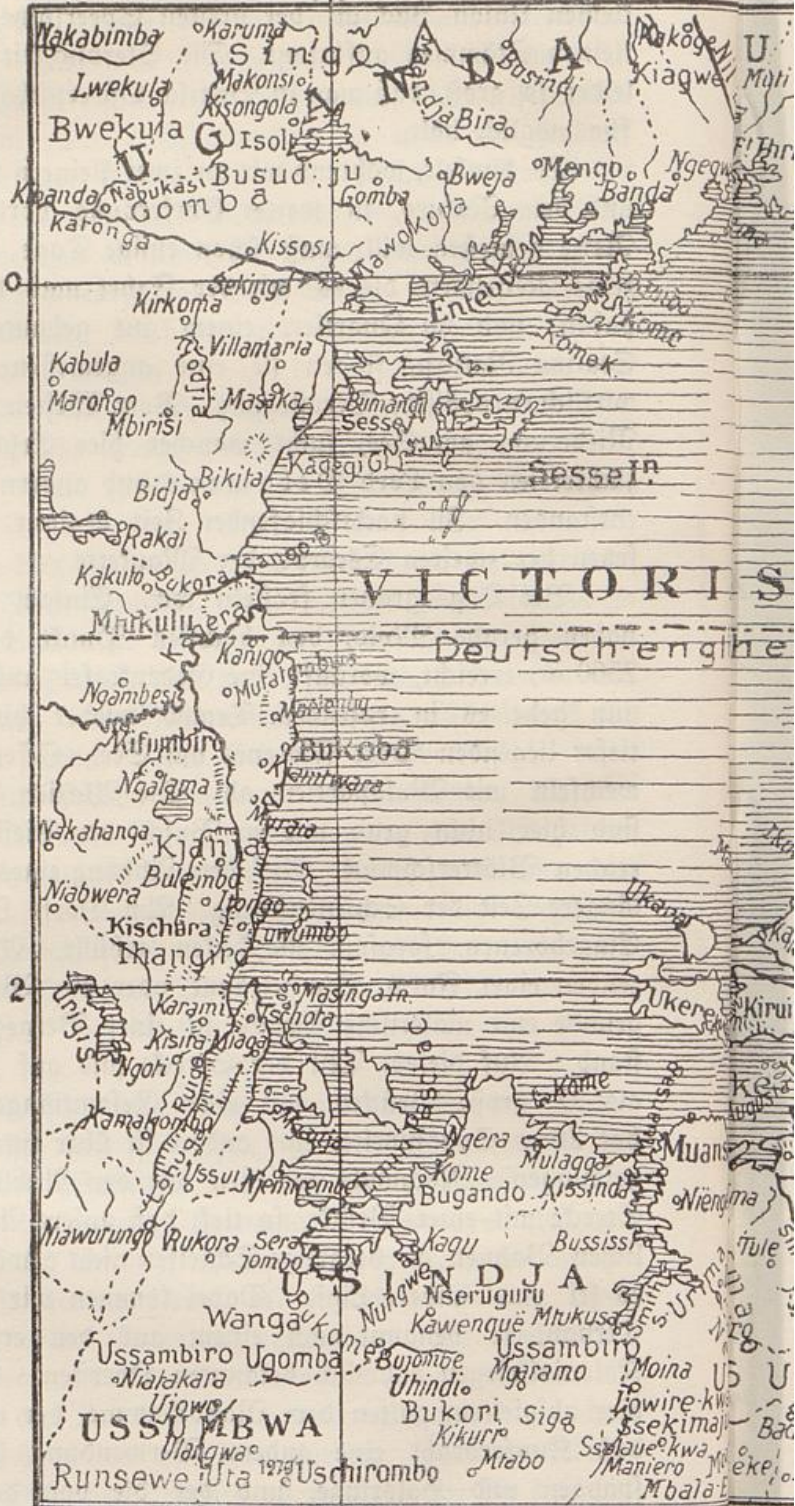
der Flächengröße nach der Hälfte des Bodensees etwa vergleichbar. Sechs Kilometer lang läuft die Strecke das schilfbestandene Ufer entlang bis zum Bahnhof. Wildvögel fliegen auf, Röhne schaukeln sich in den Einschnitten. Die Ausspannung, die uns hier gegönnt war, mit Tee und frischen Eiern, tat nach der langen Bahnfahrt wohl. Auf einer Anhöhe liegt eine Militärstation, deren männliche und weibliche Bewohner zur Ankunft des Zuges herabgestiegen sind. Ansiedler aus der Gegend entsteigen dem Abteil, andere holen sie ab. Alles ist ordentlicher, reinlicher als da, wo das Land den Negern und den Hindu überlassen ist. Ist doch Nainascha auch das Hauptquartier einer der sieben Provinzen, in die das Schutzgebiet eingeteilt ist. Viel Verkehr bringt dem Platz die nahe große Viehfarm der Regierung. Eine spätsommerliche Stimmung überkommt einen in diesen letzten Tagesstunden, während ein frischer Erdgeruch aufsteigt, denn es hat kurz vorher geregnet. Und dabei sind wir dem Äquator ganz nahe! Was Wunder, daß sich der Nainaschasee zu einem Erholungsplatz entwickeln wird. Auf einer der Anhöhen um den See soll nach den Plänen des Herrn Konrad Schauer ein Kurhaus, verbunden mit einer Farmwirtschaft als Mittelpunkt für Jagdausflüge errichtet werden. Der Gedanke ist vortrefflich, denn die Zahl der Jäger aus Europa wie auch der Reisenden, die vom Indischen Ozean zum Viktoria Nyansa und von da zum Nil ziehen, nimmt mit jedem Jahre zu, und ihren Frauen, die sie zwar gern nach Afrika, nicht aber auf die anstrengenden Jagdausflüge begleiten möchten, wäre ein Winteraufenthalt in dieser herrlichen Umgebung angenehmer als in dem staubigen Ägypten. An Wild ist auch bei Nainascha kein Mangel; Zebras sah ich ganz nahe an der Bahnstrecke.

War es in Nainascha oder einer andern Station des großen Tales, auch der Massai ließ sich sehen, speerbewaffnet wie in den alten Tagen, wo er den Watikuyu und den Nandi nachstellte und Krieg und Schrecken verbreitete. Heutzutage befindet er sich, wie auch im deutschen Gebiet, mit der unabänderlichen Tatsache ab und handelt mit Vieh. In seinem Kraal bei festlichem Gelage, wenn die jungen Krieger in voller Bemalung erscheinen, das Gesicht wie mit einem Seemannsbart von Straußenfedern umrahmt, da mögen Erinnerungen an die gute alte Zeit nachzittern, da mag auch von manchem jüngst vollbrachten Viehdiebstahl getuschelt werden. Doch der Massai läßt sich herbei, daß Vieh der Weißen zu weiden, ja, für den britischen Serkal, die Regierung, tut er Späherdienste, wenn er, einen

kleinen Union Jack an der breiten Speerspitze, Viehdiebe aus den kleinen Stämmen aufbringt. Die Sterblichkeit unter dem Volke ist leider so groß, daß man in Britisch-Ost ernsthaft dessen Verschwinden für möglich hält.

Es dunkelt, während wir an zwei kleinern Seen, dem Ementeita und dem Nakuro, in weiter Entfernung vorüberfahren. Wer ihre Reize genießen will, muß schon einige Tage opfern. Das tun einzelne Reisenden, die es mit der Fahrt nach dem See nicht so eilig haben, und im Quartier, einem gut gebauten Steinhaufe an der Station Naturu, finden sie eine angemessene Unterkunft und eine wirklich europäische Verpflegung. Vom Westen her, aus der tropischen Niederung am See, sucht mancher hier Erholung. Große Schafzuchtereien von Lord De la mer e und andern sind in dieser Gegend entstanden. Zu nachtschlafender Zeit beginnt unser Zug das Übersetzen der zweiten Escarpe, der Maukette.

Bei Tagesgrauen frösteln wir. Einsam ist die Gegend. Wir haben gerade Molo, den höchsten Punkt der Bahnstrecke, über 2500 m, erreicht, worauf eine Gedenktafel aufmerksam macht. Und nun geht es in rasendem Tempo wieder hinab zu dem 1400 m tiefer liegenden Port Florence am See. Offene Flächen und Hänge wechseln mit Waldpartien ab. Die Akazien, die sich darin zeigen, sind hier nicht grau wie im Busch der Tiefländer, sondern zeigen reichen Blätter Schmuck. Auf dem Abhang eines tiefen Tales schleicht längere Zeit der Schienenstrang. Am Dorfe Lumbwa erscheinen die Eingeborenen, sorgsam in Decken gehüllt. Ab und zu die Kennzeichen einer Farm, Stachelzäune oder ein Wohnhaus, im Wiesengrunde eine malerische Brücke, in einer Bergecke ein forstlicher Bestand. Auf diesem Teil der Strecke sind auf 117 km nicht weniger als 27 große Brücken, mit einer Gesamtlänge von 3 $\frac{1}{2}$  km; eine hat 26 m Spannweite, eine andere ist über einen Abgrund von 33 m geschlagen. Nochmals genießen wir den Anblick der tieferliegenden Strecke mit einer Brücke, so tief, daß unsere Augen, von den heimatischen Bahnen an derartige Schleifen nicht gewöhnt, uns vortäuschen, es sei eine andere Linie. Dabei kommen wir an die Station Fort Ternan, so benannt nach einem aus den erst jüngst verrauchten Kolonialkriegen rühmlich bekannten Obersten. Die Kämpfe, die sich hier abspielten, galten dem Nandistamme, der nicht begreifen konnte, daß Kupferdraht eine andere Verwendung habe denn als Armspangen und Halsringe, und der die von dem Msungu mühsam gezogenen Telegraphenfäden als res nullius betrachtete. Jetzt sind





die Nandi, gute Viehzüchter wie ihre alten Gegner, die Massai, in einem Reservat unschädlich gemacht. Allgemach sind wir vom Hochgebirge hinabgerollt, die Natur hat sich verändert. Da und dort im Busch ein kahler Affenbrotbaum.

Nackte Menschen an den Stationen. Es sind Kawirondo, Bewohner des Landes nördlich von der gleichnamigen Bucht, an der wir bald Halt machen werden. Die Kawirondo als ein Tieflandvolf sind keine Viehzüchter, sondern Ackerbauer, und zwar in ihrer Art keine ungeschickten. Ihrer völligen Nacktheit unbewußt treten uns die hochgewachsenen Männer unbefangen entgegen. Ihren Kopfschmuck aus Federn heben sie durch Reihen von Nilpferdzähnen hervor, während die Frauen sich mit Perlenketten und Halsringen über und über behängen. Ihre Lehmhütten sind gut und fest gebaut, die Dörfer eingezäunt. Neben einer der letzten Stationen liegt ein Dorf, in welchem wir uns mit den Männern, die das Schamgefühl noch nicht kennen, in Rupien und Cents, mehr mit Gebärden als mit Zahlworten, über den Wert der Dinge unterhalten, die sie und ihre Weiber am Leibe tragen. Der Zugführer hat schon mehrmals gepfiffen, als wir endlich einsteigen; und die letzten, die das Dorf verlassen, müssen sich schon auf den fahrenden Zug schwingen.

An einer andern Station liegt eine Kolonie Indier, deren Bewohner, an den Europäer von alters her gewohnt, uns weiter keine Aufmerksamkeit schenken. Uns zieht es auch nicht zu ihnen hin. Ich habe im Laufe der Monate genug von den Indiern gesehen, um den Abstand zu würdigen, den die Briten zwischen sich und ihnen wahren. Die Reichsregierung in London läßt gegenwärtig die Frage prüfen, ob sich die Ansiedlung von Asiaten in den Kronkolonien weiter empfiehlt. Ich bin begierig zu wissen, wie die Antwort aus Britisch-Ost lauten wird, wo die selbstbewußten Ansiedler wohl den indischen Händler gelten lassen, aber laut verkünden, daß das Gebiet des Weißen Mannes Land ist. Und auf die Dauer haben in der englischen Kolonialgeschichte die weißen Gemeinwesen immer recht gegen das Mutterland behalten. Die Handelskammer von Mombassa und die Ansiedler von Nairobi haben ihre Vertreter auf der Konferenz, die über die Indierfrage in London stattfinden wird, schon bezeichnet. Während die Ansiedler von einer Zulassung nichts wissen wollen, sind die Interessenten von der Küste dafür, wenigstens Kulis für die Pflanzungen des Küstenstriches heranzuziehen. Darüber werden sich vor der Reichsregierung die beiden Gruppen unschwer verständigen können.

Schwül wird es. Vor uns scheint ab und zu die weite Wasserfläche durch. Neben uns läuft eine hohe Bergkette, deren Ausläufer in den Viktoria Nyansa tauchen. Während wir uns dem See nähern, fällt uns zur Rechten ein großes Eingeborenenlager auf. Karawane oder Quarantäne? Eher letzteres, denn oben auf dem letzten Hügel am See herrscht endemisch Lungenpest. Etwa 50 Fälle waren gerade in Behandlung, und die Sterblichkeit betrug 70 Prozent. Es hatte einige Monate vorher einer Telegraphenagentur gefallen, den „Ausbruch“ von Pest in dem Orte Kiffumu der Welt zu melden. — Warum schlägt das Herz nicht angesichts des gewaltigen Sees, von dem unsern Vätern erst vor fünfzig Jahren Kunde wurde? Weil wir vom Anblick herrlicher, unser Empfinden besonders ansprechenden Landschaften gesättigt sind, und weil wir mit der Überladung unserer Person und unserer Sachen auf den zur Abfahrt bereit liegenden Dampfer genug zu tun haben. Der See wird uns seine Schönheiten schon offenbaren.

Zwei Tagereisen vom Ozean liegt heute, dank der Ugandabahn, der unsern Vorfahren noch unbekanntes See, der eine Fläche etwa wie Belgien und Holland bedeckt. Vor zehn oder fünfzehn Jahren noch dauerte die mit allen möglichen Fährlichkeiten verbundene Reise drei Monate. Und auf dem See fährt man heutzutage wie auf dem Rhein. Drei Dampfer, Eigentum der Ugandabahn, für die sie die beste Einnahmequelle darstellen, dienen dem Personen- und dem Güterverkehr, und für letztern kommt noch einer demnächst hinzu. Für uns lag der *Clement Hill*, 750 t, zur zehntägigen fahrplanmäßigen Reise um den See an der Landungsbrücke bereit: ein prächtiges Fahrzeug mit dreifacher Expansionsmaschine und Doppelschraube, einem Oberdeck in der ganzen Schiffslänge, elektrischer Beleuchtung, schönen luftigen Kammern, unter der Führung von abkommandierten Seeoffizieren, daher auch in allen Teilen so reinlich wie auf einem Kriegsschiff. Die von Goanern gelieferte Verpflegung war anfänglich gut, dann ließ sie immer mehr nach, und am zehnten Tage erstarrten Menschen und Dinge, die mit ihr zusammenhingen, in greulichem Schmutz; doch ich habe später auf einem deutschen Regierungsdampfer noch Schlimmeres erlebt. Unser Kurs ging erst nach Norden, dann nach Süden; der Fahrplan sieht die Reise auch umgekehrt vor. Die beiden andern Dampfer, *Sybil* und *Winifred*, haben 500 t Gehalt.

Abends nach Eintritt der Dunkelheit lagen wir weit von dem von mächtig hohen Ruppen umsäumten Gestade vor Anker. Das

Fahren bei Nacht wäre der Klippen und Untiefen wegen gefährlich. Überhaupt entwickelt sich die Schifffahrt auf dem See sozusagen historisch: sie ist wie ursprünglich bei den Alten auf dem Mittelmeer, noch Küstenfahrt, denn der See ist noch nicht durchgepeilt und kein Schiff hat ihn bis jetzt geradeaus befahren. Die Vermessungsarbeit beschränkte sich erst auf die Linien des Gestades und die Ufergewässer. Morgens um 5 wird weitergefahren.

In weiter Ferne schob sich auf dem klaren Himmel eine graue Wolke hin und her. Wir wurden belehrt, daß es ein Mückenschwarm sei, und darüber, was wir zu tun hätten, wenn er etwa das Schiff überzöge: zusehen und dulden, wenn eine dichte schwarze Schicht ganz kleiner Fliegen jede Fläche und jeden Gegenstand wie eine klebrige Masse bedecken sollte. Doch die Plage blieb uns erspart, nur einige Male, abends, wenn von Land etwas wie Eintagsfliegen herüberkam, mußten wir darauf achten, auf Deck nicht auszugleiten, und mußten unsern Abendtrunk bedecken. Der Kurs ging auf den Napoleongolf zu, der eintönig wie schwedische Schären daliegt; langsam, an zahlreichen Inseln vorbei. Die Hügel sind nur schwach bewaldet. In einer Ecke weißer Schaum: die Riponfälle.

Vor uns liegt der Ort Djinja, der von ferne den Eindruck einer größern Europäersiedlung macht. Ein abgeholzter Hügel in der Mitte der Bucht gibt dem Landschaftsbilde einen Mittelpunkt; oben steht ein großes viereckiges Gebäude, anzusehen, wie eine feste Boma; einige Bananenpflanzungen, die von ihr auslaufen, erheitern das Bild. An einer gut gefügten Landungsbrücke aus einheimischem Holz, ähnlich denjenigen der andern Anlegeplätze am See, steigen wir aus. Wir sind schon in Uganda, Provinz Ussoga; das Land uns gegenüber am Golf gehört schon zu dem eigentlichen Königreich Uganda, um das herum sich die Kolonie kristallisiert hat. Der Ort ist indes weiter nichts als der Sitz einiger Beamten: Provinzkommissar, Transportdirektor, Techniker der Verwaltung für öffentliche Arbeiten, Post- und Telegraphenverwalter. Auch die „Boma“ hoch oben ist nur das Lehmhaus eines einflußreichen ältern Häuptlings, der mit der niedern Gerichtsbarkeit und der Erhebung der Hüttensteuer betraut, seine afrikanische Art dem kolonialen Gefüge angepaßt hat. An der Post, dem reinlichen Quartier einer Abteilung Polizeitruppe und einigen wie Bauernhöfe angelegten Beamtenwohnungen vorbei gelangen wir an den Rand eines Tales, und vor uns liegen die Fälle, weithin zieht sich der gleißende Streifen

des Nils, erst in nördlicher Richtung dem Kioga-, dann in nordwestlicher dem Albertsee entgegen.

Dicht unter uns brausen die Fälle. Über eine Barre von reichlich 250 m läßt der Viktoriassee einen kleinen Teil seiner Wassermasse, 500 000 hl in der Minute, aus. Etwa 50 m weiter zurück im See sind die Trümmer einer ebenso breiten, geraden Barre erkenntlich, die in urdenklichen Zeiten zuerst weggeschwemmt werden mußte. Die Fälle sind nicht sehr hoch, etwa fünf Meter, allein der erste, schmälere, der wenige Meter vom Ufer, von diesem durch einen ausgewaschenen Ramm getrennt, einen kräftigen Erguß bildet, macht einen gewaltigen Eindruck, namentlich wenn man hart am Rande des letzten Felsblockes, vor dem er sich öffnet, die Kraft des Schalles empfindet, mit dem er abstürzt und den Strudel inmitten der gewaltigen Geröllstücke verfolgt, deren schwarze, glänzende Masse von dem Gischt absticht. Zwei andere, breitere Abstürze, von dem ersten und unter sich malerisch durch baumbewachsene Streifen getrennt, geben ihre Massen in gleichmäßigerem und senkrechtem Gusse ab, über dem eine Dunstschicht lagert. Während das dem See abgewonnene Wasser aufwallt wie eine Schaffschur, die der Wind bewegt, beleben Ketten von Enten das Bild. Überall an den Rändern des Sees sind sie vorhanden, zahlreicher als in Masurien. Sie lassen sich auf den Felsen nieder, die aus dem Nil hervorragen, und ein Teil unserer Mitreisenden zieht die Browningpistolen und feuert nach ihnen. Wie jener indische Diener sagte: der Sahib schoß wundervoll, aber Gott war den Vögeln gnädig.

Noch einmal genießen wir das Schauspiel von oben. Weiter schweift der Blick durch das Tal, wo der Fluß, lebhaft wie ein Forellenbach, dahinpudelt, mit behendem Sprung die Felsstücke überwindend, die sich auch hier noch seinem siegreichen Lauf entgegenstemmen wollen. Ab und zu verengt sich das Tal, dann verschwindet der glänzende Spiegel, weiterhin erscheint er wieder, und ganz fern zeigt ein weißes Gefräusel die Owenfälle an. Nilpferde lassen sich blicken. Da empfindet mancher wohl das Bedürfnis, einen Schüleraufsatz über den Nil und seine Bedeutung in der Geschichte und Geographie loszulassen, von Pharaonen und vierzig oder mehr Jahrhunderten zu phantasieren und den alten Herodot vorzuführen. Uns reizt weit mehr die koloniale Zukunft.

Die Bedeutung Djinjas liegt in der Möglichkeit der Hebung der Eingeborenenkulturen und der Anlage von Pflanzungen im Hinterlande, sowie in dem Umstande, daß zwei fahrbare Straßen

nach dem Kiogasee in dem vom Elgonberge in diesen See fließenden Mpologoma führen. Erst seit wenigen Jahren hat die Verwaltung am Elgon und am See Fuß gefaßt, und noch kommen ab und zu Mordtaten an indischen Händlern vor, die in diesen Landstrichen die wirtschaftliche Kultur vertreten, und es werden dann kleine Strafzüge notwendig. In dem Landstrich unmittelbar hinter Djinja indes ist die Fühlung mit den Eingeborenen vollständig: die Leute empfinden die Wohlthat der europäischen Herrschaft, die ihnen den lange vermißten Schutz von Leben und Eigentum gewährt, und tun daher willig und umsonst Dienste beim Wegebau. Man erwäge, daß Uffoga einst der Fleischtopf des festgegliederten Königreichs Uganda war: die Baganda pflegten über den Nil zu stoßen und aus den wehrlosen Dörfern, die kaum Häuptlinge hatten und unter sich keine Verbindung unterhielten, die Männer zum Verspeisen und die Frauen für ihren Hausstand zu rauben. Das lag noch in unserer Zeit. Bischof Hannington war der erste Europäer, der die Landschaft betrat; 1885 wurde er auf Befehl des Königs Mwanga von Uganda ermordet. Ihm folgte 1890 Karl Peters auf seiner Emin-Pascha-Expedition, und durch ihn erst wurde die Gegend bekannt.

Vor kurzem hat der Gouverneur Sir Hesketh Bell das Dreieck zwischen Djinja, dem Elgonberg und dem Kiogafluß bereist, und aus seinem Bericht ging durch die Blätter die Kunde von der sonderbaren Art der völlig nackt umherlaufenden Bagischu, die an den Hängen des Elgons wohnen, Feld an Feld mit Bananen und Körnerfrüchten bestellen, aber noch ihre Toten verspeisen, um nur kein Fleisch verkommen zu lassen und, um die Sittlichkeit zu wahren, die Junggesellen zur Nachtzeit in einen großen Saubenschlag sperren, von dem bis zum Morgen die Leiter weggezogen wird. Scheu sind sie, wie auch die westlich von ihnen wohnenden Bukedi, aber schon steigen sie von den Hochtälern in die Ebene und zeigen Neigung, sich den Kulturen hinzugeben, auf die der Indier sie verweist. Was der ihnen bietet, ist vorwiegend deutsche Ware. Der Gouverneur denkt daran, in Uffoga Ländereien für Pflanzungen von je etwa 400 ha festzulegen, für die eine gedeihliche Zukunft vorauszusehen ist, einmal wegen der Fruchtbarkeit des Bodens, dann weil bei den Männern eine Arbeitslust herrscht, wie sie die Baganda nicht kennen.

Doch die Baganda machen sich heute auf ihrem ehemaligen Jagdgrunde in ihrer Weise nützlich. Sie sind geborne Verwaltungsmenschen. Einer, ein Häuptling, der früher durch Unterstützung der

britischen Eroberung in seiner engern Heimat mißliebig wurde, leistet, nach Uffoga verpflanzt, der Verwaltung schätzbare Dienste in einem weitem Umkreise. Andere dienen als Subalternbeamte mit Monatsgehältern von 13 bis 53 Mk. und bewähren sich namentlich als Steuereinnehmer, so daß die Verwaltung auf das sonst in Afrika übliche kostspielige System der Beteiligung der Häuptlinge am Ertrag der Hüttensteuer verzichten kann; und dieser Ertrag ist in den letzten Jahren beträchtlich gestiegen. Allmählich wird jedoch, bei intensiverer Verwaltung, ein Netz von örtlichen Häuptlingschaften gebildet. In Deutsch-Ost wird man die Briten um die Beamtenfähigkeiten der Baganda beneiden, denn die Goaner, welche die niederen Bureauarbeiten verrichten, kommen immer noch teuer zu stehen, und die Art der Steuererhebung verursacht zu hohe Kosten.

Die Verwaltung legt, wie schon angedeutet, großes Gewicht auf den Straßenbau. Auf den beiden genannten Strecken wird der 12 m breite Damm so befestigt, daß auch zur Regenzeit Ochsenwagen, und bald Automobile darauf fahren können. Ochsenwagen von bester Nataler Bauart standen bei meiner Abwesenheit am Landungssteg; sie hatten Joche für zwölf und für sechzehn Ochsen. Es sind wiederum Indier, die sie ins Land bringen, so wie ich von Taweta nach Voi in Britisch-Ost die Eselkarren eines Indiers benutzen konnte. Für Zufuhrwege nach den Straßen wird eifrig gesorgt. Der Gouverneur war in der Lage, eine große Rundreise durch die Provinz ganz in der Rucksack sitzend auszuführen, während seine Begleiter sich des Fahrrades bedienen konnten. In dieser Hinsicht ist Deutsch-Ostafrika weit zurück. Die Straße von Djinja in nördlicher Richtung den Nil entlang endet auf etwa 80 km bei Kafindu, da wo der Strom schiffbar wird, bevor er ungefähr 40 km weiter den Kiogasee erreicht. Dieser wird schon von einem kleinen Dampfer befahren, und zwar bis Mruli in Unyorro, wo 1864 Samuel Baker, der erste Europäer, der dort eintraf, die Hauptstadt dieser Landschaft fand. Bei Mruli geht der Verkehr, den Bogen des Viktorianils rechts liegend, wieder über Land mit Trägern nach Fadschao und von da aus ist Schiffahrt auf dem Nil bis Wadelai möglich. Die Briten schauen in ihrer Verkehrspolitik weit aus.

Wie schon erwähnt, soll der Endpunkt der Ugandabahn Port Victoria statt Port Florence werden. Von da soll die Ecke des Sees bis Djinja durch eine Eisenbahn umklammert werden, und schließlich von Djinja nach Kafindu eine weitere Strecke führen. Vorläufig ruht der Plan, wie auch der Gedanke, die Riponfälle als

Kraftspender für elektrischen Betrieb nutzbar zu machen, wofür schon eine Konzession vergeben war, die aber erloschen ist. Alles was augenblicklich schwebt, ist das Projekt einer Fähre, welche die Mabira Rubber Forest Company unmittelbar oberhalb der Fälle zur Erleichterung des Verkehrs mit der Ugandaprovinz einrichten will. Eines guten Tages jedoch wird der Kolonialminister in London das Parlament um ein Darlehen für die neuen Bahnstrecken angehen, und das Parlament wird sie ihm anstandslos ein paar Tage danach bewilligen, wie 1907 die Bahn nach dem Hauffalande. Man erwartet für die nächste Zeit die Bewilligung der Bahn von Entebbe nach dem Albertsee, wo die Verbindung mit der belgischen Kongokolonie hergestellt werden soll.

Wir hatten an Bord beim See mit dem Vertreter der Verwaltung der öffentlichen Arbeiten Bekanntschaft gemacht und bestiegen nun, ein Freund und ich, mit ihm ein Kanu, das die Bootsleute mit kleinen Schaufelriemen mit leicht gebogener Spitze fortbewegten, und fuhren plaudernd um die innerste Zunge des Napoleongolfes. Bald waren wir unweit der alten Barre und deutlich erkannten wir die Einzelheiten der Riponfälle. Die alte Barre besteht noch aus mehreren Felsstücken, von denen nur eines aus der stromartigen Verengung des Golfes höherragt; eine eiserne Stange steht mitten darauf und hält den Telegraphendraht, der Uganda mit der Welt verbindet. Auf dem Draht zuckt heute Tag für Tag die Kunde der Vorgänge in der Welt nach Entebbe, wo zwischen zwei Billardstößen im Klub Einer die Reuterschen Depeschen überfliegt. Auf dem Grat des Felsen, dessen Linien eng angeschmiegt, träumt ein mächtiges Krokodil; wir beobachteten seine Atemzüge eine Weile und bedauern, daß wir ihm keinen Blattschuß senden können; da reckt es sich und plumpst auf der anderen Seite hinab. Wir fahren weiter und sehen noch manche, größere Echsen, die luftschnappend die gräßliche Schnute herausstrecken. Dann geraten wir in stille Wasser, mit breiten Blättern, die die Fläche ganz und gar bedecken; die blauen Wasserrosen dazwischen muten uns heiter an. Auf den Blättern ergehen sich zierliche Wasservögel von der Größe einer Bekassine, wenn ich nicht irre Oschaffana oder Phyllopezus africanus mit einem viel-farbigen, zarten Gefieder und Krallen, welche die Stempel unverhältnismäßig verlängern. Diese lieblichen Blattläufer lassen sich durch uns nicht stören. Wir landen, schon gegenüber Djinja, an einem Steg, dessen Bauart auf Europäer hinweist. In der Tat, hier will die Mabira Rubber Forest Company eine Landestelle schaffen; der Bau

eines Piers von 50 m Länge ist eingeleitet und die Seedampfer, die nur 2 $\frac{1}{2}$  m Tiefgang haben, sollen in einer Tiefe von 3 m daran löschen. Dicht am Ufer ist ein Wellblechhaus für die Transporte nach ihren ferner abgelegenen Betriebsstätten im Bau.

Wir befinden uns in einem Eingeborenendorf. Eben ist die Baumwolle abgeerntet worden, indes noch sind Blüten, Fruchtkolben und aufgeplaste Flocken vorhanden, und die Blüten sollen unsern Abendtisch an Bord schmücken. Kaffee steht auch da, süße Kartoffeln geben die Nahrung des Tages, zu der heute noch als ganz besonderer Leckerbissen die „Chakula Baganda“ kommen wird: eben wird ein Termitenhausen sorgfältig ausgeräuchert, da sich ein Schwarm weißer Ameisen hinein verlaufen hat; bald werden sie in einer Düte aus einem Bananenblatt aufgefangen, um gekocht verspeist zu werden. Warum auch nicht? Ist der Afrikaner allgemein doch auch geröstete Heuschrecken, und gibt es nicht im zivilisierten Europa „Stämme“, die Maikäfer zu Salat herrichten? Sehr fruchtbar ist übrigens der Boden, im Gegensatz zu dem ausgedörrten Djinja. An dem von Papyrus bestandenen Ufer besteigen wir wieder unsern Einbaum und lassen uns gemächlich in heiterer Abendstimmung durch den Wasserrosenteppich nach unserm Dampfer rudern, um in fröhlicher Stimmung mit unserm liebenswürdigen Führer den Rest des Abends auf Deck zu verbringen.

Und andern Morgens dampfen wir gen Entebbe, das wir um die Mittagstunde erreichen.

### Fünfter Abschnitt.

## Entebbe.

Uganda zur Zeit Stanleys und Peters'. — Entebbe, eine Beamtenstadt. — Wirtschaftspolitik. — Straßenbauten und Motorverkehr. — Transporte nach dem Goldbergwerk Kilo. — Der Botanische Garten. — Verheerungen der Schlafkrankheit. — Verödung der Sesse-Inseln. — Das Schlafkrankenlager von Schirati. — Wirkung der Atopylbehandlung. — Deutsch-englische sanitäre Maßregeln.

Uganda! Es sind zwanzig Jahre her, daß der Name in aller Mund war. Lange Zeit nach der Entdeckung des Viktoriasees waren die Forscher scheu um das Königreich herumgezogen. Speke

Müllendorff, Diakrita im Aufstieg.

hatte zwar 1857 den See im Süden erschaut, Baker 1864 den zu dem heutigen erweiterten Ugandagebiet gehörenden Albertsee entdeckt, aber erst 1876 kam Stanley zu dem König Mtesa nach Uganda, und da er im folgenden Jahre die Church Missionary Society veranlaßte, bei dem hochentwickelten Volke ihre Tätigkeit aufzunehmen, fand England später darin eine Stütze für seine an sich dürftigen Ansprüche auf das Land. Bald darauf kamen die katholischen Missionare, die Weißen Väter, dazwischen betätigte sich der Islam, unterdes die Herrscher des Landes, wie ihre Nachbarn und Erbfeinde von Nyorro, in unsäglichen Orgien und Grausamkeiten mit Menschenleben spielten. Vierzehn Jahre nach Stanley tobten die Kämpfe um die Herrschaft der Länder nördlich und westlich vom See und der Christen, Mohammedaner und Heiden untereinander weiter fort, als Karl Peters, der sich durch Stanleys Bagemacherei vor der Kriegstüchtigkeit der Baganda nicht einschüchtern ließ, in Mengo bei dem gerade hart bedrängten Munga erschien und den Schutzvertrag mit ihm abschloß, der das Land unter die deutsche Flagge hätte bringen können, wenn nicht inzwischen in Europa die Würfel zugunsten Englands gefallen wären. Noch im Dezember desselben Jahres 1890 kam auf Betreiben Kapitän Lugards der Schutzvertrag im Interesse der British East Africa Company zustande, 1894 wurde die Schutzherrschaft des britischen Reiches verkündigt, und seither sind zu dem Kernlande Uganda die übrigen Provinzen am Nil und am Albertsee geschlagen worden.

Die heroische Zeit hatte ihren Höhepunkt längst überwunden. Dieser fiel in das Jahr 1890, wo auf die Berichte der Missionare hin in Europa die eifrigern Parteigänger der christlichen Bekenntnisse ihren entsprechenden schwarzen Glaubensgenossen die Stange hielten. Was sich nachher in dem fernen Lande unter britischer Flagge ereignete, erregte kein internationales Interesse mehr. Es war im Jahre 1897. Um bei Aufständen keine Eingeborenen, Christen gegen Christen, führen zu müssen, hatten die Briten Soldaten von der Küste mitgebracht. Es waren vorwiegend Suahili, ehemalige Sklaven der arabischen Menschenräuber, deren grausame Art sie als Träger im Innern Afrikas angenommen hatten. Sie empörten sich, und Munga von Uganda und Kabarega von Anyorro, unter sich Todfeinde, wollten die britische Herrschaft abschütteln, während die meuterischen Askari ihre Waffen gegen alle und jeden kehrten, die Bevölkerung des Landes aber im großen ganzen den Briten treu blieb. Es dauerte mehrere Monate, bis die Ordnung hergestellt war

und Muanga mit Kabarega als Verbannter nach den Seychellen wanderte.

Was sich in dem halben Jahrhundert seit Spekes Entdeckung in dem Lande zugetragen hat, schildert in seinem großen Werke Sir H. S. Johnston, dessen Regiment im Schutzgebiete die Überleitung zu der kolonialen Periode bedeutet. Es ist ein fesselnder Abschnitt zeitgenössischer Geschichte, zugleich eine Rechtfertigung des Friedenswerkes, das sich jetzt erst voll entwickelt. Die Greuel, die vor weniger als zwanzig Jahren uns erschauern ließen, wenn wir die kümmerlichen damaligen Karten zurate zogen, sind zu rasch vergessen worden. So wie in Uganda spielte sich das Leben in vielen andern weiten Gegenden des Erdteiles ab. Wenn heute, 25 Jahre nach der Teilung Afrikas, sich ein volkstümlicher Schriftsteller der Aufgabe unterzöge, die Zustände zu schildern, welche die Forscher von Livingstone an vorfanden, und dann in schlichten Umrissen die Errungenschaften der Eingeborenen unter der Europäerherrschaft darlegte, so müßte er den letzten „unentwegten“ Gegner der kolonialen Ausbreitung von der Notwendigkeit dieser Herrschaft überzeugen. Das waren die Gedanken, die mir bei der Landung in Entebbe aufstiegen.

Entebbe? Es ist, wie man bei der raschen Entwicklung der afrikanischen Dinge noch erklären darf, der Sitz der europäischen Verwaltung des Schutzgebietes, im Westen der Murchisonbucht. Von dem Landungssteg und den Warenschuppen in der schmalen Wasserzunge führen dichte Baumreihen hügelan. Von befreundeter Seite abgeholt, sitze ich in einer Rischka und fahre die glatt planierte Straße hinauf. Das ist wieder echtes, tropisches Afrika, kenntlich vor allem an dem harten, roten Boden. Oben laufen zwei breite Straßen über ein Grat. Wie ähnlich ist die Stadtanlage der von Monrovia auf der Westseite des Erdteiles, am Atlantischen Ozean! Während jedoch die Hauptstadt Liberias ein romantisches Schauspiel des Verfalles bietet und üppige Schlinggewächse unvollendete Gebäude verhüllen, herrscht in Entebbe eine frische Ordnung — das Kennzeichen der nordeuropäischen Rasse — der auch die in der Bauflucht gehaltenen zahlreichen Indierläden sich fügen mußten. Weit zieht sich die Anlage hin. Der westliche Stadtteil enthält die meisten Beamtenvillen, und von dort aus führt ein Weg zu der großen Niederlassung der Weißen Väter, die da Schule halten und Gartenbau treiben. Ganz hoch, mit prächtiger Aussicht auf die Straßenzüge der Stadt und die Baumgruppen, durch die sie sich ziehen, auf Bucht und See, steht seit vorigem Jahre der Palast des Gouver-

neurs inmitten vielversprechender Gartenanlagen und Rasenplätze, ein geschmackvoller Bau im Stil eines englischen Landhauses. Von den Vertretern von Hansing u. Co. eingeführt, verbringen wir eine Stunde im Klub. Die Mitglieder sind fast ausschließlich Beamte; wer diesen Charakter nicht hat, kann nicht stimmberechtigt werden. Daraus ergibt sich auch die Eigenschaft der Stadt als einer Beamtenkolonie, verbunden mit einem Eingeborenendorf. Sie zählt etwa 90 Europäer, darunter 75 Männer.

Neben den paar Kaufleuten gibt es im Lande nur einige wenige Pflanzler, weil der Regierung infolge der Schutzverträge nicht Ländereien genug bleiben, um sie für europäische Großbetriebe zu vergeben. Denn nach diesen Abmachungen gehört das Land zur Hälfte als Privateigentum dem König, den Häuptlingen und etwa 2000 sonstigen Besitzern, und von der andern Hälfte sind die domanialen Wälder abzuziehen. Dies gilt für das eigentliche Uganda, in den übrigen Provinzen jedoch ist die Regelung ähnlich. Da, wie überall in Afrika, die Eingeborenen um ein Vielfaches mehr Land behalten, als sie zu bebauen vermögen, könnten sich manche europäische Pflanzungen als Vorbilder einer rationellen Kultur einschleichen, wenn von den Eingeborenen Land zu kaufen wäre. Diese verlangen jedoch derart unerschwingliche Preise, daß an kein Geschäft zu denken ist.

Unter diesen Umständen ist Uganda auf absehbare Zeit weiter nichts als eine Handelskolonie, die sich auf die Eingeborenenwirtschaft stützen muß. Für die Ausfuhr kommen nur wertvolle Erzeugnisse in Betracht. Der Boden, im allgemeinen rötlicher Lehm auf einer reichen Unterschicht von rotem oder braunem Ton, ist ungemein fruchtbar. Die Regierung sucht die Baumwollgewinnung zu fördern und läßt nur gute Ware aus dem Lande. Sie kann sich bei ihren Bemühungen nach dieser Richtung auf die festgegliederte Lokalverwaltung stützen, die sie von dem Reiche der Tyrannen *Mtesa* und *Muanga* überkommen hat und heute unter dem immer noch minderjährigen Sohne des letztern, *Daudi Tschau*, durch dessen regelrecht gebildetes Ministerium fortführen läßt. Für den vielleicht fünfzehnjährigen König handelt eine Regentschaft, deren Spitze, der „*Ratikiro*“, als ein sehr einsichtiger Mann gelobt wird. Als Inhaber des Komturkreuzes mit dem Stern des Michel- und Georgordens hat er den persönlichen Adel erhalten und heißt daher *Sir Apolo Kagwa K. C. M. G.*

Kaufschuf und Kakao kommen zur gegebenen Zeit an die Reihe

bei dieser Wirtschaftspolitik, deren nächstes Ziel, die baldige Erlösung des Schutzgebietes vom Reichszuschuß, die Verwaltung durch eine Erkundung der Mineralien auf Abbauwürdigkeit zu erreichen sucht. Infolge der Entdeckung der großen Goldlagerstätte von Kilo in der Kongokolonie jenseits des Albertsees und des westlichen Grabenrandes fanden sich Prospektoren, die auf englischem Gebiete schürften, und zwar mit Erfolg. Wenn ein englischer Geschäftsmann von Gold hört, geht er durch: alsbald waren in der Gegend neun Schürffelder belegt. Da kam jedoch ein Geologe und wies nach, daß die Funde zwar wirklich, doch nicht der Mühe wert seien. Darin aber liegt für uns die Lehre, daß sogar die entlegene Ugandakolonie über eine Anzahl Geologen verfügt, die das Gebiet erforschen und über kurz oder lang irgendwo zu einem günstigen Ergebnis gelangen können. Das ist es, was dem großen und mineralreichen Deutsch-Ost fehlt.

Und was ihm weiter fehlt, das sind fahrbare Straßen. In Entebbe konnte ich den Anfang des Straßennetzes bewundern, das in Verbindung mit der Binnenschifffahrt das Land zugänglich gemacht hat. Kürzlich unternahm der Gouverneur von Entebbe aus eine Besichtigung der Westprovinz, über Kampala. Es ist dies die Sechshügelstadt des Königs mit 70 000 Einwohnern und einer ungeheuren räumlichen Ausdehnung. Einer der Hügel, Mengo, ist die Residenz. Die Entfernung zwischen Entebbe und Kampala, 35 km, wird regelmäßig von Motowagen befahren. Der Gouverneur legte die Strecke von Kampala nach dem Mubendihügel, 170 km, in  $12\frac{3}{4}$  Stunden zurück, ein Selbstfahrer mit den Dienern und dem Gepäck brauchte nicht viel mehr. Die Rückfahrt ohne den Gouverneur, bis Entebbe, 205 km, vollbrachte erstere Fahrzeug in 11, letzteres in  $11\frac{1}{2}$  Stunden. Noch voriges Jahr brauchte der Gouverneur für dieselbe Strecke Kampala-Mubendi sieben Tage. Mubendi liegt über halbwegs von der Südspitze des Albertsees; die Straße soll so rasch wie möglich dorthin ausgebaut und in der in der Kolonie üblichen Weise mit guten Rasthäusern besetzt werden. Der Gouverneur befürwortet jedoch, wie schon erwähnt, eine Bahn nach dem See. Auf letzterem ist längst ein kleiner Dampferverkehr eingerichtet, es werden jedoch in diesen Monaten zwei größere Dampfer, die nach Speke und Baker genannt werden, über die Ugandabahn heranbefördert. Das erlebt noch die Witwe Sir Samuel Bakers.

Ist diese Verbindung von Straßen- und Dampferverkehr einmal

vorhanden, so kann unter Benutzung von Motorwagen von Kampala aus, die Strecke bis Nimule unterhalb Dufiles am Nil in fünf statt wie gegenwärtig in sechzehn Tagen zurückgelegt werden. Jener Mubendihügel soll ein Knotenpunkt werden, an dem sich die Straße nach dem Albertsee mit einer nach der Landschaft Hoima im Norden und einer andern nach Mbarara am Ragera, d. h. nahe an die deutsche Grenze, kreuzen wird. Nach Mbarara führt auch der Telegraph.

Bei dieser lebhaften Förderung des Verkehrs, den neu eingeführte Motorwagen weiter entwickeln werden, gewinnt Entebbe eine wachsende Bedeutung als Umschlagsplatz. Die europäischen Firmen, Hansing u. Co. an der Spitze, können hier das kleine Faktorengeschäft den Indiern überlassen und sich auf größere Transportunternehmungen verlegen. Andere, wie Herr Paul Küller, machen die Sammeltätigkeit der Eingeborenen nutzbar. In dem folgenden Abschnitt werde ich der von ihm eingeleiteten Gewinnung von Seidenraupennestern durch Einsammeln bei den Eingeborenen gedenken.

Was das Transportgeschäft angeht, so richtet es sich gegenwärtig nach dem schon erwähnten Goldbergwerk Kilo, westlich von der Wasserscheide zwischen Kongo und Nil. Im Frühjahr 1908 trafen in Entebbe die Stücke einer Baggereinrichtung ein. Die erste Sendung, 125 t, wurde von Mitte April ab in 5000 Trägerlasten über die Landschaft Toro und den Semlikifluß ganz über Land, sowie zweimal auf je achtzehn Ochsenwagen mit je 175 kg nach dem Albertsee, für Kilo abgefertigt. Die Wagen wurden am See entladen und auf dem Dampfer nach Mahagi am westlichen Ufer des Sees gebracht. Die Kongoverwaltung arbeitet seit mehreren Jahren an einer fahrbaren Straße von 1200 km von ihrem schiffbaren Stromnes nach Mahagi. Die Strecke hiervon zwischen Mahagi und Kilo, ist erst im Bau, und die Erwartung, daß das ganze Baggerwerk schon im April 1909 in Betrieb sein könnte, wird wohl nicht in Erfüllung gegangen sein. Doch das braucht die Verwaltung Ugandas nicht abzuhalten, ihre Verkehrseinrichtungen nach dem Westen weiter zu beschleunigen, denn auch wenn die Kongokolonie ihre Straße in der ganzen Länge fertig hat, wird immer ein Teil des Verkehrs nach dem auf 3000 qkm angenommenen Kilogebiet, das sich bei seiner hohen und gesunden Lage zu einer starken Europäersiedlung ausbilden muß, über Uganda geleitet werden müssen.

Wirtschaftliche und Verkehrsfragen bereiten der Verwaltung Ugandas weniger Sorgen als die Schlafkrankheit. The beautiful garden of Death, so nannte Herr Winston Churchill das Land. In weitem Bogen am Gestade, um das nordwestliche Viertel des Sees herum, und auf den Inseln ist der Hauptherd der Seuche zu suchen, deren Opfer sich nicht zählen lassen und deren Bekämpfung auf unsägliche Schwierigkeiten stößt. Von dem Hügel, auf dem Entebbe liegt, senkt sich ein prächtiger Park nach einem östlichen Einschnitt der Murchisonbucht. Es ist der Botanische Garten, eine Schöpfung des besten Kenners der Flora im ganzen Britischen Reich, Sir Alexander White. Da stehen in reicher Auswahl die Holzratten der Wälder Ugandas, umflattert von Dracänen und umrankt von Kautschuklianen. Raphiapalmen, Acanthus und Pandanus vermehren das Gewirr der Linien, das in einer Pichtung durch ein Rosenbeet unterbrochen wird. Unten steht Zuckerrohr:

Schlank aufgeschossen ist's, und süß ist sein Geschmack.  
Der Lanze gleich' es wohl, fehlt nicht das Eisen dran.  
Die ganze Welt schätzt seinen Nutzen hoch,  
Und nach der Vesper wird's verspeist im Ramadhan.

Doch da öffnet sich eine gähnende Leere bis zum Gestade; alles was das Wasser liebt, mußte hier dem Nützlichkeitsprinzip weichen, der Garten, der in wenigen Jahren in dem Kreise der Afrikareisenden zur Berühmtheit gelangt war, mußte niedergeschlagen werden, damit im Gestrüpp auf nassem Grunde die Glossinen, die Träger der Schlafkrankheit, keine Heimstätte genöffen, von der aus sie die verhängnisvollen Trypanosomen auf die Menschen übertragen könnten. So wurde wenigstens Entebbe gerettet, aber erst nachdem es einen Tribut von 900—1100 Menschen dem schleichenden Tod entrichtet hatte. Und so wie in Entebbe ist überall am See im Bereich der Krankheit gerodet worden, wie wir am andern Tage auf der Fahrt nach Bukoba feststellen konnten. Fast alles Uferland ist auf einen Streifen von 3 km gesperrt für jeglichen Verkehr. Ein Beamter aus Entebbe, der einige Tage auf Elefantenjagd ging, konnte nur an dem einzigen, hochgelegenen Platze Bukakata aussteigen, wo wir Post abgaben. Wo die Krankheit auftritt, werden die Bewohner unverzüglich und mit allem Nachdruck nach freien Orten befördert. Die Schlafkranken aber werden in Lagern untergebracht, deren in der Kolonie mehrere mit je zwei Ärzten eingerichtet sind. Die Hilfeleistung ist gering,

da in jedem Lager etwa tausend Kranke untergebracht sind und der ärztliche Stab, 25 für die ganze Kolonie, niemals vollzählig ist, allein die Ärzte sind sehr regsam. Nebenbei: es wird darüber geklagt, daß es bei der kärglichen Besoldung schwer hält, tüchtige Ärzte für Uganda zu gewinnen, denn dem gebildeten Engländer steht die ganze Welt offen, und das Vereinigte Königreich leidet noch nicht an der Überzahl Studierter, die in andern Ländern heutzutage die Wahl eines akademischen Berufs als bedenklich erscheinen läßt.

An einzelnen Plätzen sind 90, an einigen gar 95 Prozent der Eingeborenen angesteckt. Da liegen neben unserm Kurs die Sessels-Inseln „Summer isles of Eden, set in dark purple spheres of sea“. Der Reisende, der sie aus den Schilderungen der Entdecker kennt, möchte zu gern dort anlegen. Doch davon ist keine Rede. Kurz nachdem Robert Koch nach seiner denkwürdigen Beobachtung der Schlafkrankheit die Inseln verlassen hatte, wurden sie für jeden menschlichen Verkehr gesperrt. Es mögen auf dem Archipel 60 000 Menschen gewohnt haben. Alle sind verschwunden, entweder in aller Eile nach sichern Plätzen gebracht, oder ihre von den Weiern und Ameisen freigelegten Gebeine bleichen in der Sonne, und auf den Eilanden tummeln sich die Nilpferde, immer zahlreicher, weil sie nicht abgeschossen werden können.

Sir Hesketh Bell schreibt in seinem Jahresbericht für 1907/8:

Im Jahre 1907 betrug die Zahl der Todesfälle im Königreich Uganda unter 4000. Im Jahre 1908 fiel die Sterblichkeit auf etwa 1700, und es wird angenommen, daß die für das ganze Königreich während des Jahres nicht 2500 überschritten hat. Es sind seit 1906 keine Fälle von Ansteckungen von Europäern bekannt geworden.

Tatsächlich ist die ganze Einwohnerschaft der von den Fliegen heimgesuchten Gestade des Victoria-sees nach binnenländischen Bezirken verpflanzt worden, wo es keine Tsetse gibt, und man glaubt, daß es gegenwärtig, damit das Festland mit in Betracht kommt, nur wenige Fälle von neuer Ansteckung geben kann. Maßregeln für die völlige Entvölkerung der Seeinseln sind in Vorbereitung. Es war zu befürchten, daß die Übernahme besondere Schwierigkeiten bieten würde, die einheimische Regierung zeigt jedoch soviel Vertrauen auf die Wirksamkeit unserer Maßregeln zur Unterdrückung der Schlafkrankheit, daß das Ersuchen um die endgültigen Maßregeln von ihr ausging. Es sind 21000 Seelen überzuführen, und es werden Vorkehrungen getroffen, um die Leute auf herrenlosem Land in Eschagwe und anderen Bezirken des Festlandes anzusetzen. Die Durchführung dieses Planes wird den letzten Zug in dem Vorgehen bilden. Die Seuchenträgerin, die Tsetsefliege, wird die Gestade des großen Sees weiter unsicher machen, aber keine Opfer mehr finden, an denen sie ihr übles Spiel treiben kann. Die Schlafkrankheit hat aufgehört, die Hauptgeißel dieses Landes zu sein, und das Übel beschränkt sich jetzt auf verstreute Fälle. Indes ist an-

dauernd Wachsamkeit nötig, da das Wiedererscheinen der Schlafkrankheit nur durch eine stete und nachdrückliche Durchführung der schon als wirksam erkannten Maßregeln abgewehrt werden kann.

Die vier Absperrungslager, in denen noch mehrere tausend Patienten untergebracht sind, befinden sich in gutem Zustande, und obwohl noch kein endgültig wirkendes Heilmittel gefunden ist, kann die Lebensdauer bei zahlreichen Kranken bedeutend verlängert werden.

Die Maßregeln zur Ausrottung der Tsetsefliege in der Umgebung Entebbes und anderer wichtiger Plätze am See, deren Einwohnerschaft nicht weggeführt werden konnte, haben Erfolg gehabt, so daß diese Plätze jetzt, insofern die Schlafkrankheit in Frage kommt, als gesund gelten können.

Einige Tage nach der Vorbeifahrt bei den Sesse-Inseln betrat unsere Reisegesellschaft in Schirati, auf deutschem Boden, ein Schlafkrankenlager. Der Platz ist von jedem Gestrüpp frei. Es waren Anfang September voriges Jahres dort 180 Kranke, leichte Fälle, in Behandlung, Leute, die aus verschiedenen Ortschaften zusammengezogen und angehalten wurden, sich neben der Station ein Dorf anzulegen, in welchem sie frei aus- und eingehen; nur müssen sie sich täglich melden, sonst erhalten sie Strafe. Ihre Nahrung wird aus öffentlichen Mitteln geleistet. Wir fanden sie munter und guter Dinge, man sah ihnen nichts an. Es sind ja auch nicht alle angesteckt, es ist nur notwendig, keine Menschen dort zu lassen, wo die verderblichen Schnaken sich zeigen. Nur der Arzt, der die Drüenschwellung, die äußere Erscheinung der Krankheit gefunden hat, weiß, ob er einen Kranken vor sich hat. Die Leute lassen sich willig behandeln. Es läßt sich indes noch kein bestimmtes Urteil über die Wirksamkeit des Heilmittels, des Atorhyl, abgeben. Die frühzeitig zur Behandlung kommenden Fälle werden vom Atorhyl günstig beeinflusst, mehr konnten die Ärzte damals nicht sagen. Ein englischer Beamter, dessen Diener von der Krankheit befallen worden war, versicherte mir, daß der Mann seit einem Jahr geheilt sei. Dauernd? Das ist immer die Frage. In jüngster Zeit waren die Ärzte in Uganda in dieser Hinsicht wieder pessimistisch. Dr. Hodges erklärte in dem letzten Vierteljahrsbericht aus Uganda, daß man die von Robert Koch geäußerte Hoffnung auf eine allgemeine und dauernde Heilung durch Atorhyl aufgeben müsse; nach den bisherigen Ergebnissen könne man nur sagen, daß die Behandlung durch Atorhyl wahrscheinlich eine Verlängerung der Lebensdauer bewirke, daß die Behandlung mit Atorhyl und Quecksilber dagegen wohl eine länger andauernde Wirkung haben werde als die mit Atorhyl allein. Auf der Versammlung der Deutschen Tropenmedizinischen Gesellschaft im

April 1909 wurde jedoch erklärt, daß die neuen Mittel ein dauernde Heilung ergeben könnten. Möge sich das bewähren. Jedenfalls geschieht auf deutschem Boden, wo die Verheerung nicht so groß ist als auf englischem und wo die Krankheit später auftrat, so daß man gewarnt war und vorbeugen konnte, alles, was bei dem kleinen Bestande des Sanitätspersonals sich tun läßt. Sechs bis sieben Stunden hinter Schirati befindet sich ein Lager, in welchem im September 1908 vierhundert schwerere Fälle behandelt wurden, und der Stabsarzt von Muansa reiste von dort mit uns nach Schirati, um in der dortigen Gegend an einem Fluß Beobachtungen an den Glossinen anzustellen. Wenn man bedenkt, daß außer der Schlafkrankheit in den Gegenden am Viktoriassee die Wurmkrankheit in anderen Teilen von Deutsch-Ost durch sanitätspolizeiliche Maßregeln bekämpft und medizinisch behandelt werden muß, und daß für das ganze Land nur vierzig Ärzte zur Verfügung stehen — im Verhältnis zu seiner Größe weniger noch als für Uganda — so wird man die Wucht der Aufgabe erfassen, die der weißen Rasse in Zentralafrika gegenüber den Eingebornen erwächst. Das haben die beiden Regierungen, die sich in den Besitz der Seeländer teilen, richtig erkannt. Unweit des Rageraflusses sind auf britischem wie auf dem deutschen Gebiet Schlafkrankenlager errichtet worden. Die deutsche und die britische Regierung haben nun im vorigen Jahre ein Abkommen getroffen, wonach ihre kolonialen Organe sich an Ort und Stelle zur Bekämpfung der Krankheit verständigen und Mitteilungen über das Auftreten der Krankheit unmittelbar austauschen sollen. Es ist sehr erfreulich, festzustellen, daß dies unter den beiderseitigen Beamten schon Übung war, ehe das förmliche Abkommen geschlossen wurde.

Sechster Abschnitt.

Deutsche Arbeit am Viktoria-See.

Bukoba. — Zum Sultan Mutahangarua. — Festlicher Empfang. — Staatsbesuche. — Häuptlinge als Pflanze. — Handfertigkeit, Gesittung und Manieren. — Kriegstänze. — Machtfragen. — Telegraph. — Seidenraupen — Einfahrt von Muansa. — Eine Handels- und Verwaltungszentrale. — Kulturen und Sammeltätigkeit der Eingeborenen. — Erdnüsse. — Reis. — Baumwolle. — Kautschuk. — Wachs. — Häute. — Die Zukunft des Platzes. — Schirati. — Abschied vom See.

Das urrechte afrikanische Leben konnte die Reisegesellschaft der Kölner Handels-Hochschule nach der Landung in Bukoba beobachten, wo sie zum ersten Male deutschen kolonialen Boden betrat. Und da sie somit Afrika von innen heraus kennen lernte, war es gut, daß es sich ihr gleich in seiner alten Wildheit darbot.

Wir dampften gegen Abend an der Insel Busira vorbei, einer der Toteninseln, die an der Ostküste Afrikas wie auch hier im See als Begräbnisplätze dienen, und warfen Anker ziemlich weit vor dem Platz Bukoba, der sich nur wenige Meter über dem See erhebt. Von steilen Höhen umrandet, von denen mehrere Bäche herabfließen, ist ihm im Tale nur ein mäßiger Raum geblieben, genug jedoch, um sich neben einer starken Eingeborenen-siedelung, welche die fruchtbaren Hänge der Hügel ausnützt, soweit zu entwickeln, daß neben der Boma die europäische Betätigung auch noch durch die weite Versuchspflanzung des Küllerschen Seidenraupensyndikats und einige italienische Handelsfaktoreien Raum finden. Die Landung ist schwierig und kann nur nach Ausbooten, an einem einfachen Dammbau geschehen, bei Seegang, wie wir ihn hatten, nicht ohne Ungemächlichkeit. Es fragt sich daher auch, ob die Station dauernd dort bleiben oder nach der etwas südlicher gelegenen, bequemeren Maschokero-Bucht verlegt werden muß. Die Boma ist um einen weiten Hof angelegt. Dort sammelten wir uns am Morgen zu einem Ausflug zu Fuß, und soweit Reittiere vorhanden waren, beritten, nach Gera, dem Sitz des Sultans Mutahangarua, drei Wegstunden von Bukoba. Der Bezirk steht zwar unter Zivilverwaltung, aber in der Form der Residentur, wie auch das dahinter liegende Gebiet

Ruanda. In letzterem haben, von Norden kommend, die Watuffi sich in früherer Zeit der Herrschaft über die eingeborenen Bantustämme bemächtigt, in den östlichen Landschaften Karagwe und Rifiaba sind es Wahinda gewesen. Die Verwaltung muß in diesen Gegenden mit der Herrenrasse rechnen, wie die von Uganda auch, und suchen, mit deren Hilfe das Land zu regieren. Der mächtigste der Sultane in der Nähe des Sees ist Kahigi. Von Zeit zu Zeit werden die Großen nach Bukoba zum Schauri geladen. Alsdann erscheinen sie mit einem prunkhaften Gefolge und steigen in Häusern ab, die sie sich im Tale haben bauen lassen. Wir besuchten einige und fanden sie sauber und kühl.

Dann begann der Aufstieg auf einem guten, in seinem nächsten Verlauf von Gräben begleiteten Wege, an den Bananenschamben vorbei, durch teils sandiges, teils felsiges Gelände. Auf dem Hochplateau auf halbem Wege angelangt, blickten wir zurück auf die Ausläufer, Felsen und Riffe, die es in die Ebene sendet, auf den See und die Insel Busira. Oben liegen mehrere Dörfer, durch deren tadellose Einfriedigungen aus lebenden Hecken oder aus Stateten, die jedes Familiengehöft für sich absondern, der Weg führt. Die Eingeborenen, die noch nie so viel Europäer auf einmal erblickt hatten, hießen uns willkommen, indem sie sich niederhockten, zweimal in die Hände klatschten und ihren Gruß darbrachten: „Sieh auf uns herab!“ Andere riefen uns den Suahiligruß „Jambo“ zu, und so ging es auf dem Hinweg wie auf dem Rückweg mit Gruß und Gegengruß zu. Die Männer tragen allesamt Kürbisflaschen mit langen Hälften, aus denen sie mittels eines Strohhalmes Bananenwein schlürfen, und einen Speer mit eiserner Spitze und Schaft. Es regnet oben fast täglich, und über uns ging plötzlich ein schwerer Gewitterschauer los. Wir waren nicht gewarnt und flüchteten uns, da wir keine Schirme hatten, unter den Vorbau und in das Innere einer Hütte, deren dichtes und scharf geschnittenes Strohdach ein genügendes Obdach bot. Der Regen hielt nicht lange an und wir wanderten weiter auf dem Weg, der sich nun über unbewohnte und entwaldete Höhenzüge um ein Tal schlängelte, hinter dem Gera, die Stadt Mutahangarus liegt. Schon von weitem vernahmen wir den Klang der Ngoma, der Trommel. Am Wege, einige hundert Meter vom Ort, war der Sultan uns in vollem Staate entgegengekommen, umgeben von seinen Großen, die natürlich Speere trugen, und seinen Pagen, Knaben in einem bis zu den Knöcheln reichenden weißen Hemd, auf dem Kopf einen Fes.

Als ich am Nachmittag auf dem Heimweg mit einem Begleiter der Gesellschaft voraus wanderte, fand ich die Jungen wieder an derselben Stelle, in militärischer Haltung aufgestellt. Bei unserem Herannahen stimmten sie „Heil dir im Siegerkranz“ an, dessen Worte sie sehr verstümmelten, und waren ganz stolz, gemustert zu werden. Den Sultan begleitete auch seine Leibwache, etwa dreißig in Khaki gekleidete Askari, die für die deutsche Verwaltung als Hilfssoldaten gelten, der Vorsicht halber jedoch nur mit Vorderladern, und zwar verschiedenen Modells, bewaffnet sind. Sie sind nach deutscher Weise ausgebildet und die Kommandosprache bei ihnen ist Deutsch.

Nachdem die Parade über sie abgenommen war, ging es durch eine breite, von Statetenzäunen eingefasste Straße, die reinlich wie eine Tenne gefegt war, unter den Hörnerklängen der Askari nach dem großen Platz, auf dem sich das öffentliche Leben abspielt. Er mißt wohl zwei Hektar und war voll schreiender und lärmender Menschen. Vorerst konnte diesen nicht viel Beachtung geschenkt werden, denn es ging nach der Boma des Sultans, in deren Gehege sich ein hübsches, von seinen Leuten mehr oder weniger nach europäischer Art gebautes Haus, mit einigen Türen und Festern, erhebt. Die Räume, halbdunkel und luftig, enthielten mehrere Stühle, ein altes Büffet, minderwertiges Spielzeug, Photographien, eine Kuckucksuhr und ein Bild des deutschen Kaiserpaars. Während seine Gäste ihn da umstanden, tat er den unvermeidlichen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. Bis dahin hatte er einen schwarzen Regenmantel und Bootsstiefel getragen, jetzt legte er beide vor aller Welt ab und zog sich braune Schnürschuhe an, um nun in tadellosem europäischen weißen Anzug, mit einem wunderbar fein geflochtenen, vielfarbigen Hut, auf der Brust am blauen Bande die goldene Medaille zum Kronenorden, die Führung zu übernehmen. Bei dem Stiefelwechsel half sein Leibdiener, dieser kam aber nicht voran, und nachdem M u t a h a n g a r u a ihn gehörig ausgeschimpft hatte, hockte der „Premierminister“ selbst nieder und tat seinem Gebieter den Dienst.

Nun ging es in eine geräumige Hütte, zu der Mutter des Sultans, einer alten Frau, die stumm da saß, dann in eine andere, wo, im Halbdunkel gerade genügend erkennbar, vier oder fünf junge Weiber, die Lieblingsfrauen, in einer Reihe hockten, ihnen gegenüber ebensoviele, kaum minder hübsche Dienerinnen saßen. Zwischen

beiden Gruppen, die aus ihrer guten Laune kein Hehl machten, lag der weißgefalzte Herd in Hufeisenform, mit brennendem Feuer. Die hintern Gemächer waren von dem Herdraum durch einen Vorhang aus Bastfäden getrennt, und dahinter hing in hübscher Reihe eine Anzahl Kürbisflaschen, jede in einem feinen Schnurnetz und gegen zudringliche Insekten durch ein zierliches, schwarz und weiß geflochtenes Hütchen, geschützt. So sah es auch ganz bei der Mutter und Schwester des Sultans aus, der der letzte unserer Staatsbesuche galt.

Draußen auf dem Platz nahm der Lärm immer mehr zu. Wir nahmen davon vorläufig nur den Tanz mit, denen eine Anzahl halberwachsener Mädchen, wie man uns sagte, Töchter des Sultans, mit nacktem Oberkörper, schwellendem Grasschurz und allerhand rasselnden Bein- und Armspangen und sonstigem Zierat zu unserer Begrüßung aufführten, und begleiteten den Sultan nach der Rautschuschamba, die er auf Veranlassung der Regierung an einem Abhang angelegt hat. Ein solcher Potentat verfügt zwar nicht mehr über Leben und Tod seiner Hörigen, wie ehemals, aber immer noch über das Land und die Arbeit, und so lange dieser Zustand nicht geändert werden kann, tut die Verwaltung wohl daran, mittels der Häuptlinge nicht nur die Hüttensteuer zu erheben, was sehr leicht vonstatten geht, weil sie selbst eine solche für sich einziehen, sondern auch die Eingeborenen zu einem vernünftigen Landbau heranzubilden. Der Manihot, etwa tausend Bäume, stand beinahe so gut wie auf den großen Pflanzungen der Weißen an der Ostküste auch.

An andern Stellen des Bezirkes bauen die Häuptlinge Kartoffeln und Gemüse, von allem aber einen Kaffee, der sehr gelobt wird und seinen Weg auf den Weltmarkt schon gefunden hat, denn er ging nach Uden, wo er für wert erachtet wird, als Mokka gestempelt zu werden; jetzt erhält er diese Marke in Marseille. Wäre nicht das törichte Beharren der Seehandelsplätze an den „Lsancen“ — o welch eine Ausgeburt der Sprachdummheit, würdig in allen Stücken der „Plantage“ — so könnte man hoffen, einmal Bukobakaffee als solchen auf den deutschen Markt zu bringen. *M u t a h a n g a r u a* selbst hat nicht weniger als 30 000 Kaffeebäume stehen und im vorigen Jahre 800 Sack verkauft. Schon beginnen auch die Hörigen auf ihren Bananenschamben je einige Kaffeebäume anzupflanzen; die roten Fleischhüllen der Früchte essen sie, die Kerne werfen sie vielfach noch verständnislos weg, indes fangen sie an, davon regelrecht zu sammeln und an den Italiener oder Indier zu verkaufen, der ihnen

dafür Geld geben muß, damit sie ihre Hütten- und Landabgabe an den Häuptling in bar entrichten können, was dieser gern sieht. Auch bei dem Bestreben, die öden Höhenkämme wieder aufzuforsten, findet die Verwaltung Verständnis und Unterstützung bei den Häuptlingen. Das Holz ist termitensicher. Am Ragera wächst übrigens gutes Sandelholz.

So durchlebten wir an diesem Tage die mannigfaltigsten Kulturzustände, wie wenn man von der Keilschrift zur Schreibmaschine überginge, ohne daß man wüßte, welchem Extrem man im ganzen am nächsten steht. Aus diesen Völkern läßt sich sicherlich manches gestalten, da sie in allem, was wir beobachten konnten, eine für Neger bewundernswerte Genauigkeit zeigten. Da ist vor allem die Flechtarbeit: überaus zierliche Körbchen in der schon erwähnten schwarz-weißen Musterung, kaum zehn Zentimeter groß, bilden eine Arbeitsleistung, für die eine Negerin von Gera einen ganzen Monat aufwenden muß. Der Sultan selbst setzte beim Frühstück einen andern europäisch geformten Hut, diesmal einen ganz weißen, von tadelloser Maschung auf. Die Ausblicke, die sich da öffnen würden, wenn es gelänge, durch die Leute im Einvernehmen mit den Häuptlingen einen Versuchsgarten unter fachmännischer Leitung mit Kulturen anzulegen, die eine sorgsame Ueberntung erfordern, wie Tabak oder Tee, will ich weiter nicht verfolgen.

Ich sah mir Mutahangarua näher an. Er hatte nicht den hamitischen Typus eines Muhinda, sondern mehr den eines Bantu. Aristokratisch ist seine Erscheinung nicht, aber man merkt ihm an, daß er aus Gebieten gewohnt ist. Bauernschlau ist er ohne Frage. Es war sehr leicht, sich mit ihm zu verständigen. So gelang es mir, ihm meinen Beruf als Zeitungsschreiber aus Alleia klarzumachen. Er versteht und spricht etwas Deutsch, mehr sogar als man glaubt. Ich saß in seiner Nähe bei einem Frühstück, für das die Herren von der Boma in lebenswürdiger Weise während der Nacht Essen, Geräte und Stühle durch Träger hatten hinaufbringen lassen, während Mutahangarua auf ihr Geheiß für unsere Abzug eine Kuh hatte schlachten lassen. Es fand auf der Veranda des Hauses statt, das die Verwaltung an dem Platze errichtet hat, um ihre Allgegenwärtigkeit darzutun. Er aß nicht mit, trank aber eine halbe Flasche Sekt aus — die nicht für ihn bestimmt war — und als ihm eine Fliege ins Glas flog, ließ er es durch einen seiner Leute, der neben ihm am Boden hockte, austrinken und sich ein frisches geben. Dann klärte ich ihn über mein Alter auf. Als er es erfaßt

hatte, bemerkte er lebhaft: „Du bist alt!“ Er hat Besuchskarten und nennt sich darauf: „Sultan von Kisiba!“

Draußen auf dem Platz harrete unser das Volk, mehrere tausend Köpfe. Als wir hinaustraten, stand die Sonne noch hoch über einem Schauspiel von gewaltiger afrikanischer Artümllichkeit. Das Volk hatte sich seit dem Morgen in volle Leidenschaft hineingetanzt und trat uns nunmehr entgegen wie es ist. „Und war unter ihnen mancherlei Saitenspiel, und trieben gar wunderliche Abenteuer mit Springen, Tanzen und Gaukeln,“ heißt es in einem alten Volksbuch. Eine Gruppe Tänzer nach der andern stürmt auf uns ein mit tollen Gebärden und fletschenden weißen Zähnen. Eine Kapelle von sechs oder acht Mann spielt ihnen dazu auf Kürbischörnern auf, die nur je einen stumpfen, gröhrenden Laut, wie von einem Kuhhorn, abgeben, aber sehr genau abgestimmt, wie auch die faßgroßen Trommeln, die den Rhythmus markieren. Ich unterscheide zwei, etwa sechsaktige Melodien, die immer wiederkehren. Der Takt wird immer schneller, und doch keine falsche Note, keine unsicherer Schlag oder Sprung. Da würde Hans v. Bülow sagen: „Im Anfang war der Rhythmus.“

Wenn vor der einen oder andern Kapelle die Tänzer erschöpft nachlassen und ihre schweißtriefenden braunen Leiber in der wogenden Menge verschwinden, aus der sich die Toben und weißen Gewänder der Vornehmern grell abheben, tritt alsbald eine neue Gruppe auf und führt unter gellendem Geschrei einen Tanz auf, daß der festgestampfte Boden unter den nackten Füßen erdröhnt. Die einen kommen im wallenden Grasschurz, den scharfen Speer in der Hand und führen einen bedrohlichen Kriegstanz auf. Die andern haben sich Halskrausen aus dem schwarz-weißen Fell des Kolobusaffen umgelegt und springen fast um Mannshöhe vom Boden hoch. Wieder andere tragen Leopardenfelle, und bei ihnen tut sich der Trommler besonders hervor, indem er einen Cavalier seul aufführt, die Trommel, die er in einem fort in wachsendem Tempo bearbeitet, durch einen Riemen um die Schulter gesichert, auf das eine weit ausgestreckte Bein gelegt, während er auf dem andern sich immer rundum dreht. Zu alledem das Schreien, Lachen und Sauchzen der festfrohen Menge, die, einmal losgelassen, den Rest des Tages und die Nacht hinter uns in dieser tollen Weise verbracht hat.

Das ist Zentralafrika, wie es lebt und leidet. Die Menschen haben schon viel von der westafrikanischen Art, wie auch die Flora an diesem Gestade des Sees schon viele westafrikanische Formen aufweist. Eine solche musterhafte Dorfanlage findet sich nicht bei

den Busch- und Steppenvölkern im Osten, noch auch bei den Bewohnern des großen Urwaldes, sondern erinnert an die vornehmen Gehöfte der Fulbe und Haussa im westlichen Sudan. Das Pandämonium aber, das uns an dem Tage von Gera in Kisiba umbrauft hat, gemahnt uns an den Ernst der Dinge. In diesem Trubel bewegte sich der Sultan ganz behaglich. Wir aber dachten: Wie, wenn diese Krieger wirklich Ernst machen wollten! Wenn Muta-hangarua ein Zeichen gäbe, wären wir verloren. Er hat am Hinterkopf eine tiefe Narbe, die von einem deutschen Granatsplitter rührt. Jetzt ist er friedlich. Aber wir waren in seine Hand gegeben, was ihm allein schon eine Genugtuung gewesen sein muß, und unten in Bukoba waren damals nur ein Offizier, drei oder vier Unteroffiziere und etwa vierzig Askari.

Da wurde uns die Notwendigkeit einer schlicht friedfertigen Durchdringung der volkreichen und in ihrer Kultur schon gehobenen Bezirke westlich vom See offenkundig. Es ist schon viel, daß die Sultane in den wesentlichen Dingen mit der deutschen Verwaltung zusammen arbeiten. Ihre Leute empfinden hier und da schon ihre Abhängigkeit und nehmen Arbeit unten bei den Weißen, und wenn dann ihr Gebieter sie zurückruft, bleiben sie lieber als freie Männer wo sie sind. Das mag genügen. Ein gewaltsamer Eingriff aber müßte zu einem Krieg führen, der mit der Niedermetzelung aller Weißen begönne, und unter den jetzigen Verkehrsverhältnissen mit einer Truppe betrieben werden müßte, die erst von Daresalam an die Ugandabahn und auf den englischen Dampfern über den See zu befördern wäre. Vorderhand wäre es in geschäftlicher wie in politischer Hinsicht angezeigt, Bukoba wenigstens durch eine kurze Linie mit dem englischen Telegraphen zu verbinden, der schon bis Mbarara am Ragera reicht. Somit ist die nördliche, englische Hälfte des Sees durchlaufend in den Telegraphenverkehr einbezogen, während an dem südlichen, deutschen Gestade nur Muansa eine Verbindung, und zwar nach Tabora besitzt. Bukoba hat keine andere Fühlung mit der Außenwelt als die zweimal im Monat durch die Dampfer der Ugandabahn auf ihren Rundfahrten um den See vermittelte Post. Es böte sich nun eine günstige Gelegenheit, auch Bukoba telegraphisch zu versorgen, wenn eine kurze, vielleicht 75 km lange Verbindung nach der britischen Grenze hergestellt würde. Auf der britischen Seite hat die letzte Strecke nur 125 Mk. für das Kilometer gekostet, weil der Draht über „lebende Pfähle“, d. i. Bäume, gespannt werden konnte, was auch auf der deutschen Seite möglich ist. Hier würde

es sich also um eine Ausgabe von 3000 bis 4000 Mk. handeln, gewiß nicht viel im Vergleich zu der politischen Notwendigkeit, falls die Sicherheit in dem sehr schwach besetzten Bezirk bedroht würde, schnell Nachrichten hinausenden zu können; dies abgesehen von der in der Gegend beginnenden wirtschaftlichen Tätigkeit. Eine Verbindung zwischen Muansa und Bukoba würde viel teurer, einmal wegen der Entfernung, die 400 km betragen mag, dann weil nicht überall lebende Pfosten benutzt werden könnten.

Das leise Klicken des Morseschen Apparates ist wirksamer als die mächtige afrikanische Kriegsdrommete.

In Bukoba bot sich Gelegenheit, das schon auf S. 54 erwähnte Einsammeln von Seidenraupen als wirtschaftlichen Betrieb zu beobachten.

In Ostafrika suchen einzelne unternehmungslustige Personen abseits von dem herkömmlichen Handels- und Pflanzungsbetriebe ihren Platz an der Sonne zu erringen, indem sie nach neuen Rohstoffen oder Halbrohstoffen suchen. Solche Neuerer finden in Afrika und in der europäischen Industrie nicht immer Verständnis und Unterstützung. Ein kolonialer Kaufmann, Herr Paul Küller, hatte jedoch zunächst eine Anzahl schweizerischer, elsässischer und französischer Firmen dafür gewonnen, daß sie nach den Vorschlägen, die er ihnen als Sachverständiger der Seidenindustrie machte, in den deutschen und britischen Landesteilen am Viktoria Nyansa die Vorarbeiten für eine umfangreiche Seidenraupenzucht eingeleitet haben. Das Unternehmen ist um so lobenswerter, als es nicht von heute auf morgen seine volle Wirkung ausüben kann. In Afrika kommen mancherlei Seidenraupen, sehr nahe Verwandte der bekannten *Bombyx mori*, vor, und zwar als Einspinner oder als Familienspinner, allein oder in großen gemeinsamen Nestern. Hier kommen nur die Familienspinner in Betracht, die, weniger nahe als die Einspinner mit der *Bombyx* verwandt, sich äußerlich von ihr doch nur durch kleine Abweichungen unterscheiden.

Die Gattung, um die es sich handelt, ist die *Anaphe*. Nach Prof. Vosseler kommt sie in dem ganzen tropischen und subtropischen Afrika vor. „Die gelb und braunen Schmetterlinge von 3,5 bis 4,5 cm Flügelspannung tragen auf den Borderschwingen gewöhnlich einige breite saftbraune Längs- oder Querlinien, die sich eventuell verbinden. Schon vor mehr als zwanzig Jahren brachten Gelehrte und Missionare die Nester nach Europa, teilweise mit lebenden Raupen, die sich dann dort verpuppten und Schmetterlinge ergaben.

An verschiedenen Plätzen der westafrikanischen Küste sammeln die Eingeborenen die Nester, halten Vorräte davon, um die Puppen zu essen, wie so viele andere Schmetterlingspuppen ebenfalls, und zwar nicht nur in Afrika, verzehrt werden. Der Seidenspinner ist also nicht nur seit vielen Jahrhunderten am Seengebiet beheimatet, sondern in Afrika von jeher einheimisch gewesen. Die sehr verbreitete Anaphe panda Walk lebt in Natal an einem Wolfsmilchgewächs (*Bridelia micrantha*).“

Auf deutschem Gebiet ist die Anaphe zuerst auf demjenigen Fikusbaume festgestellt worden, dessen Rinde von den Stämmen rund um den See geklopft und als Tuch für Kleider und Vorhänge benutzt wird, weshalb die Leute auch darauf aus waren, die Nester, die den Baum schädigten, auszurotten. In der Folge jedoch wurde erkannt, daß die Raupen sich noch andere Sträucher aussuchen, auf denen sie ihre Kokons oder Puppen in Nester einspinnen, die durch eine feste, pergamentartige Hülle nach außen hin geschützt sind. Die Hauptnährpflanze für diese Familienspinner ist ein schnell wachsender Strauch (Suahili-Namen Katemiti oder Mschemako.) Die Raupen nehmen jedoch auch andere Blätter an. Sie haben die verhältnismäßig lange Entwicklungszeit von neun bis zehn Monaten. (Es sind denn auch etwa sechs Monate nach dem Besuch in Bukoba und Entebbe, wo Herr Küller seine Tätigkeit begonnen hat, Schmetterlinge in Köln in einem gut geheizten Zimmer aus Nestern ausgeflogen, die als Probe mitgenommen waren.)

In Bukoba ist ein Versuchsfeld angelegt worden, wo die Lebensbedingungen der Raupen erkundet worden sind. Die vorstehenden Angaben kommen von dort. Es sei noch erwähnt, daß während auf den einzelnen Bäumen in der unbezwungenen Natur nur je ein oder zwei Nester hängen, die Bäume und Sträucher auf einer solchen Anlage weit stärker bevölkert werden können. Weiter galt es, die Eingeborenen über den Wert der Nester aufzuklären. Da die Raupen sich rasch vermehren, hat man in einzelnen Gegenden ihr Auftreten als Plage empfunden und daher einen Vernichtungskrieg gegen die Nester geführt, die man verbrannte; das wurde in Uganda so lebhaft getrieben, daß die Ausbeute im vorigen Jahre sehr gering war und vielleicht auch noch für ein weiteres Jahr bleiben wird. Wo das Verbrennen der Nester nicht absichtlich geschieht, werden durch das Abbrennen des Busches für die Urbarmachung viele vernichtet. In einigen Gegenden werden die Nester ihrer pergamentartigen äußern Hülle beraubt, die zum Bedecken von Wunden verwandt

wird, worauf die Raupen ihren natürlichen Feinden aus dem Tierreich preisgegeben sind. Die Eingeborenen sollen die Nester nicht mehr absichtlich zerstören; wo das gelingt, können in kurzer Zeit bedeutende Mengen aufgebracht werden.

Die Residentur Bukoba unterstützt diese Bemühungen, die mit dem Bestreben übereinstimmen, daß die Eingeborenen in ihren Dörfern selbst erwerbstätig sein sollen. Die Zentralverwaltungen Deutsch-Ostafrikas und Ugandas fördern sie ebenfalls, erstere durch eine Zollklausel, letztere hat Herr Küller ein Gelände in Kampala für ein Versuchsfeld überlassen, und tut viel zur Belehrung der Eingeborenen. Infolgedessen werden die toten Nester bei den Sammelstellen eingeliefert. Die aufgeweckten Stämme wissen die lebenden sehr gut von den toten Nestern zu unterscheiden und setzen erstere auf besonderen Schamben an; eine solche hat u. a. der Sultan Kahigi angelegt.

In Entebbe werden die toten Nester für den Versand verarbeitet. Das geschieht in der Weise, daß sie aufgerissen werden, indem die äußere Umhüllung und die Kokons von einander getrennt und dann im Handbetrieb in Ballen gepreßt werden. Die Nester kommen schon weit her, sogar aus der westlichsten Provinz Ugandas, aus Unyorro am Albertsee und aus der Nilprovinz.

Was nun die Verwendung des Rohstoffes in der Seidenindustrie angeht, so kommt nur die Schappe- oder Seidenabfall-Spinnerei in Betracht, die im Gegensatz zu den abgehaspelten, frei und lang zu verspinnenden Faden aus Einzellokons, die aus Kokons oder, wie im Falle der afrikanischen Nester, aus dem Neste im Knäuel gewonnene Faser in derselben Weise wie Schaf- oder Baumwolle verspinnt. Lord Masham, der verstorbene Inhaber der Firma Lister in Bradford und Manningham, deren Plüsch die bekanntesten der Welt sind, hat diese Industrie aus der Wahrnehmung heraus begründet, daß die Faser, die sich nicht vom Kokon abhaspeln läßt, einen vorzüglichen Rohstoff darstellt. Die Schappseide wird zu billigen Putzseiden, hauptsächlich aber zu Plüsch und Velours (ganz oder halbseidenen) verwendet. In Deutschland besteht keine Schappespinnerei, drei ausländische Fabriken beherrschen den Markt, außerdem hat Japan seit ungefähr zwei Jahren eine Schappespinnerei und behält jetzt seinen Seidenabfall selbst, wodurch bei den europäischen Spinnereien der Mangel an Rohstoff brennend geworden ist. Die Krefelder Webeschule besitzt eine kleine Spinnerei für Versuchszwecke.

Der Gestehungspreis der Unapheseide in Marseille oder Hamburg ist niedrig, und der Nutzen auch bei Annahme des niedrigsten

Preises der Nester sehr hoch. Das aus dem Material gewonnene Garn läßt sich billiger verkaufen als gewöhnliche Schappe. Der einzige Nachteil dieses Garnes ist der geringere Glanz, dafür aber hat es Vorzüge, die erst im Gewebe erscheinen: größere Reinheit, mehr Griff und eine bessere Decke. Bei geeigneter Behandlung glauben die Fachleute auch, daß noch ein höherer Glanz erzielt werden kann. Die Feinheit der Faser im Gegensatz zu den groben sonst bekannten wilden Seiden dürfte nicht nur die Gleichwertigkeit, sondern sogar einen Mehrwert des afrikanischen Rohstoffes, sicher für feine Garnnummern ergeben.

Die kürzlich in Berlin durch Herrn Küller gegründete Afrikanische Seidengesellschaft m. b. H. wird das Einsammeln der Nester in Afrika, und zwar auch in andern Erdräumen als um den Viktoriassee, und den Absatz in Europa betreiben. Eine ungehinderte Fortpflanzung der Raupen ist dadurch gewährleistet, daß jedes Tier zur Entwicklung gelangen kann, im Gegensatz zu den Einzelspinnern, die abgetötet werden müssen. Darin wie auch in dem Umstände, daß die Gewinnung der Nester in die mühelose „Pflückwirtschaft“ der Eingeborenen fällt, liegt eine Gewähr für eine fortlaufende Zufuhr des Rohstoffes, und ist diese einmal aus verschiedenen Teilen Afrikas gesichert, so wird man auch dem Gedanken der Errichtung einer deutschen Schappespinnerei nähertreten können.

Einen dreitägigen Aufenthalt in Muansa am Südgestade des Viktoriassees gönnt der Dampfer dem Reisenden, weil dort aus den Kulturen und der Sammeltätigkeit der Eingeborenen stets reichlich Fracht einzunehmen ist. Nachdem wir auf der Fahrt von Bukoba vier bis fünf Stunden nichts als Wasser gesehen hatten, kam die große Insel Ukerewe in Sicht, dann das Festland mit den eigentümlichen Felsbildungen, die dem südlichen Gestade seinen Charakter geben; sie erinnern stark an die von Gerolstein in der Eifel. Durch die lange Bucht fahren wir zwischen den mit solchen Felskastellen gekrönten Hügeln auf Muansa zu, das mit seinen abgerollten, in basaltartige Gebilde zusammengewürfelten Steinblöcken — ganz ähnlich denen von Okahandja und Omaruru in Südwest — sich harmonisch in die Landschaft einfügt; viel Raum ist ihm zwischen Hügel und Wasser nicht geblieben. Der Dampfer legte an einer regelrechten Landungsbrücke an, die auf den Rat der Ugandabahn- und Dampferverwaltung angelegt worden ist, und die von dieser englischen Verwaltung verzinst wird. Die Landungsbrücke, die für Bukoba die

englische Verwaltung seit langem empfiehlt, konnte noch nicht zustande kommen.

Herb ist der Anblick Muansas. Auch hier mußte im Bereich des Gestades alles Unterholz ausgerodet werden, um den Erregern der Schlafkrankheit keine Schlupfwinkel zu lassen. Unweit vom Landungsplatz und dem Zollschuppen, in welchem als Einfuhrware ganze Ballen alter europäischer Männerkleider zum Trägerversand nach dem Tanganjikasee und dem Kongolande aufgestapelt waren, liegt der Markt, eine offene Halle, eine durch die Gebühren lohnende Schöpfung der Kommune, daneben eine grade Basarstraße, während rechts davon, von Mauern umzogen, die weitläufige Boma mit dem Exerzierplatz sich hinzieht. Muansa ist Sitz eines Bezirksamtes und einer Kompagnie zugleich. Da auch der europäische Handel durch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Hansing u. Co., die Deutsche Nyansasee-gesellschaft u. a. am Platze vertreten ist, hat dieser eine für seine Lage im Herzen Afrikas starke weiße Bevölkerung von etwa hundert Köpfen, und es war daher möglich, daß abends auf der Terrasse des Kasinos die Spitzen des Platzes die gesamte Reisegesellschaft der Kölner Handels-Hochschule mit einer ungemein schmackhaften kalten Abendkost bewirten konnten, welche die Damen eigenhändig zubereitet hatten. Das ist für drüben ein gesellschaftliches Ereignis, von dem man noch lange erzählen wird. Unsere Wirte waren aufgeräumt, und da sie schon über eine lange afrikanische Erfahrung verfügen, ergab sich eine lehrreiche Unterhaltung.

Ist der Platz wirklich so ungesund, wie er verschrien wird? fragte ich. Nun, er ist leider noch nicht malariafrei, allein die sanitären Zustände bessern sich mit jedem Jahre. Die auch immer noch drohende und ganz kürzlich unter den Eingeborenen wieder ausgebrochene Pest wird planmäßig durch Vertilgung der Ratten bekämpft; jeden Morgen werden auf der Boma die getöteten Ratten angebracht, und die Eingeborenen erhalten für jedes Stück einige Heller als Prämie. Die Boma liegt unten nicht günstig, deshalb wird sie auf einen Hügel verlegt, von dem aus sie den Platz beherrschen kann; dann wird auch ein weiter Raum für die geschäftliche Entwicklung frei, deren Träger ihre Faktoreien und Wohnhäuser malerisch in die wunderlichen Geröllgruppen hineingebaut haben. Der Sanitätsdienst für die starke weiße Bevölkerung und die Eingeborenen beruht auf vier Augen: einem Stabsarzt und einem Sanitätsunteroffizier, und da ersterer am Tage unserer Abfahrt auf mehrere

Wochen nach dem Schlafkrankenlager bei Schirati reisen mußte, blieb Muansa so lange ohne Arzt. Solches kommt häufig vor.

Bei dem lebhaften Interesse, das man seit der Reise des Staatssekretärs D e r n b u r g den Kulturen der dem See zunächst wohnenden Waffukuma und der bis Tabora hinter ihnen liegenden Wanyamwesi entgegenbringt, muß ich hier auf die wirtschaftlichen Dinge näher eingehen, die erst durch die Ugandabahn und die Seedampfer in Fluß gekommen sind. Das wichtigste Produkt des Ackerbaues ist gegenwärtig die Erdnuß, die in der ganzen nähern Umgebung Muansas und auch noch 50—60 km weit in den Bezirk Tabora hinein für die Ausfuhr gebaut wird. Von weiter südlich wird sie nur gelegentlich angebracht, wenn die Leute Fracht für Tabora und Abidji nehmen kommen. Das Produkt, von dem 1906 aus Muansa 2,9 Mill. Kilogramm für 332000 Mk., 1907 schon 5,8 Mill. für rund eine Million Mark über Mombassa ausgeführt wurden, geht hauptsächlich in die Marsseiller Fabriken für Speiseöl, die nur noch vusnahmsweise, und dann kaum mehr als 25 Prozent Olivenöl mit dem afrikanischen Erdnuß- oder Sesamöl für den Tafelgenuß verarbeiten. Die deutsche Industrie müßte sich mehr der Verarbeitung von Speiseöl zuwenden, die heutzutage nicht mehr an die Provence gebunden ist. Hier sei auch erwähnt, daß wir im Regierungsgarten bei der Boma reichlich tragende Ölpalmen bewundern konnten, also eine ausnehmend westafrikanische Nuszpflanze, deren Produkt als Kerne oder gepreßtes Kernöl freilich zu wenig Wert hat, um der heimischen Schmieröl- und Seifenindustrie auf dem weiten Wege über Britisch-Ost zugeführt werden zu können und daher nur eine lokale Bedeutung hat. Der Same kommt vom Tanganjika.

Von wachsender Bedeutung ist für den Bezirk die Reisgewinnung. Darum richteten die lebenswürdigen Gebieter des Ortes es so ein, daß wir auf einer kleinen Dampfbarke der Regierung und einer Pinasse der Viktoria Nyansa-Gesellschaft aus der zungenförmigen Bucht hinaus nach einem Waffukumadorf, Rayense, fahren konnten, und der Tagesausflug wurde ungemein lehrreich. Es ging vom Gestade durch fruchtbare sandige Felder, auf denen gerade der Reis und die Hirse abgeerntet waren. Manihot stand noch, schön gehäufelt. Auch etwas verwilderte Baumwolle war zu sehen. In dem Dorf, dessen alter Häuptling uns begrüßte, wohnt ein nicht übler Menschenschlag in kleinen, runden, nicht sehr einladenden Hütten. Schon von weitem vernahmen wir den dumpfen Ton, den das Stampfen des Getreides in Holzmörsern mit langen

schweren Stangen verursacht. Es ist Frauenarbeit. Der Reis lag haufenweise auf dem Weg vor den Hütten. Dieses Stampfen ergibt natürlich kein schönes Produkt, dennoch ziehen die afrikanischen Kenner den einheimischen dem indischen Reis vor, während der Europäer die gespaltene Ware, die aus diesen urtümlichen Mörsern hervorgeht, verschmäht. Sie wird durch Schütteln auf dem Sieb, im Winde, von der Spreu gereinigt, und zwar auch nicht allzu gründlich.

Warum ist da noch keine Reisschälmaschine? fragte ich. Das Produktengeschäft liegt an dem kleinen Platze und in einem ziemlich weiten Umkreise in den Händen indischer Krämer. Diese Leute, die nebst einigen Arabern Läden aufgetan haben, verstehen es, durch Borgen von Einfuhrwaren die unvorsichtigen Waffukuma in ihre Schuld zu bringen und treiben sie dann zum Anbau von Feldfrüchten für die Ausfuhr, eine günstige Wirkung eines oft recht zweifelhaften Geschäftsgebarens. Nebenbei haben die Indier sich auch schon des Schlächtergeschäfts bemächtigt. Sie kaufen in der Umgegend den Reis auf und lassen ihn von den Frauen von Rayense gegen den kärglichen Lohn von sechs Hellern für einen Korb verarbeiten, und mehr als drei Körbe leistet eine Frau in einem Tagewerke nicht; sie erhält dann im ganzen rund 24 Pfg. Der Reis steht indes bei der Ausfuhr Muansas erst an vierter Stelle, denn das meiste davon wird in der Gegend selbst verbraucht, jedoch geht, zu einem Großpreise von 4—6 Rp. für 100 englische Pfund, ein guter Teil davon über den See nach Britisch-Ost, in der Regel aber nicht weiter als Nairobi, weil die Ugandabahn ein Interesse daran hat, durch ihre Tarifpolitik den Reis aus Deutsch-Ost nicht zu weit gegen den indischen aufkommen zu lassen. Was nun die Tätigkeit des Indiers angeht, so sind Anläufe zur Durchbrechung seines Monopols zu bemerken. Die Nyansagesellschaft hat sich entschlossen, eine Reisschälmaschine aufzustellen, und es wird dann interessant sein, den Wettbewerb zwischen Europäern und Asiaten zu verfolgen.

Auf der Rückfahrt nach Muansa konnten wir aus der Ferne eine Baumwollpflanzung eines Ansiedlers betrachten. Mehr noch als in der Nähe des Sees ist im Hinterlande der sandige Boden für die Baumwolle geeignet, weil er reicher an Humus ist. Es fehlt daher auch nicht an Bestrebungen zur Förderung der Kultur. Ein Ansiedler hat mit dem Sultan der Landschaft Nera einen Vertrag geschlossen, wonach er den Eingeborenen Samen abgibt und ihre Ernte aufkauft. Die beste Ware hat bisher die katholische Mission

auf Ukerewe erzielt (1 Mark für das Pfund). Hier sind also erst Anfänge, wenn auch vielversprechende, zu bemerken, und das gilt auch für die ganz den Europäern überlassene Kultur von Manihotkautschuk, wogegen der Durchgang von Kautschuk aus der Sammeltätigkeit der Eingeborenen der Kongokolonie so gut wie aufgehört hat, weil die dortige Grenze jetzt schärfer bewacht wird.

Im ganzen ist für die Europäer in den volkreichen Gebieten südlich vom See nicht viel Raum, zumal die Wirtschaftspolitik der Regierung ganz auf Eingeborenenkulturen gestellt wird. Ich glaube jedoch, daß es nicht immer so bleiben wird und man bald den Eingeborenen nicht mehr Land zusprechen wird, als sie wirklich, und in den Gebieten, wo Vieh vorhanden und Düngung möglich ist, auch in rationeller Arbeit bebauen können. Eine radikale Änderung jener Politik ist nicht einmal nötig, es würde genügen, an geeigneten Plätzen eine Anzahl Pflanzungen freizugeben, auf denen die Eingeborenen richtig arbeiten lernen würden und ihre eigene Ernte absetzen könnten. Wo letzteres der Fall schon ist, muß der Europäer ihnen aber auch angemessene Preise zahlen, was nicht immer der Fall gewesen sein soll. Kurzum, es empfiehlt sich gegenüber diesen Stämmen eine leicht gemischte Wirtschaft von Europäern und Eingeborenen ähnlich der von Togo.

Wie seltsam verschlungen die Fäden des Welthandels sind, zeigt sich so recht bei den von den Eingeborenen des Muansaer Wirtschaftsbereichs gelieferten tierischen Produkten, in erster Linie beim Bienenwachs. Schon auf der Bahnfahrt durch Britisch-Ost konnten wir an hohen Bäumen — einmal gar war es an einem an sich schon wunderlichen „Leberwurstbaum“ —, waggerrecht aufgehängte, ausgehöhlte und gespaltene Baumflöße beobachten. Das sind die allbekanntesten afrikanischen Bienenstöcke. Das von Muansa versandte Wachs kommt fast ausschließlich aus dem Bezirk Tabora. Die Ausfuhr dieser Ware, die 1907 in Muansa einen Wert von beinahe 700 000 Mk. darstellte, dürfte für 1908 geringer gewesen sein, denn von den beiden Hauptabnehmern, Deutschland und Frankreich, hat letzteres seinen Bezug eingeschränkt, weil die katholische Kirche sich seit der Kirchentrennung in einer bedrängten finanziellen Lage befindet und ihren Verbrauch an Kerzen bedeutend einschränken muß.

Aus weiter Ferne, selbst von Abidji, werden Häute und Felle angebracht. Die Ausfuhr ist manchen Schwankungen ausgesetzt. Sie stieg bei den Rinderhäuten 1906 und 1907 auf 800 000 und

900 000 Mk., doch nicht in normaler Entwicklung, sondern weil Viehseuchen den Leuten von ihren Herden oft nichts mehr gelassen hatten als Häute. Solange noch die Nachwirkungen des russisch-japanischen Krieges anhielten, war der Bedarf an Leder groß, aber soweit die Statistik jetzt reicht, sind die Folgen der amerikanischen Geschäftskrise von 1907 zu verspüren. Man unterscheidet zwischen Mombassahäuten, der feinem Ware für Schafftleder, die meist nach England geht, und Sansibarhäuten, für Sohlleder nur, die in allen möglichen Ländern Abnehmer finden. Ziegen- und Schaffelle gehen über Alden fast ausschließlich nach Amerika. Der Preis für ein Rind stellt sich auf durchweg 15 Rp. oder 20 Mk. Häute erzielten am Plaze 1907: 20 Mk. für 17 kg, 1908 war der Preis nur 11 bis 12,50 Mk. Für Felle wurde 1907 eine Rupie (1,33 Mk.) für das Stück bezahlt, im folgenden Jahre kaum die Hälfte. Es konnte nicht ausbleiben, daß deutsche Lederinteressenten ihr Augenmerk auf die Seegegend richteten; vorläufig will man nur rohe Häute beziehen, eine Gerbung an Ort und Stelle erscheint noch nicht lohnend.

Lange wird Muansa seine gegenwärtige Bedeutung als Umschlagplatz nicht behalten. In dem Maße, wie die Zentralbahn auf Tabora vorrückt, zieht sie die Ausfuhr aus dem dortigen Bezirk an. Später, wenn von Tabora nach dem See eine Zweigbahn führt, kann der Platz wieder zur Geltung kommen, trotz der um 200 oder 300 km größern Bahnstrecke auf deutschem Gebiet im Vergleich zur Ugandabahn, denn daß in diesem Falle die deutsche Verwaltung ihre Tarife zugunsten Muansas staffeln würde, spräche von selbst. Es können jedoch allerlei Umstände eintreten, die den Bahnbau Tabora-Muansa mehr oder weniger dringlich erscheinen lassen. Sind die Kupferlager am Tanganjika bei Ubidji abbauwürdig, so läuft der Schienenstrang sehr bald von Tabora dorthin. Wenn jedoch in den Landstrichen südlich vom See weitere betriebsfähige Goldlager wie das von Senke an der Wemharesteppe und ein anderes im Bezirk Ikoma, das erst bergmännisch erkundet ist, entdeckt werden, so kommt Muansa auch bald an die Reihe.

Sedenfalls tun die klugen und erfahrenen Beamten von Muansa alles, was in ihrer Macht liegt, um die reiche Landschaft die sie verwalten, einem guten und stetigen Gedeihen zuzuführen. Leicht ist es nicht, denn sie können nicht auf die Unterstützung solcher mächtigen Sultane wie derjenigen des Bezirks Bukoba rechnen, die für wirtschaftliche Gedanken empfänglich sind. Nur zu oft sind die

Europäer Muansas von der Welt abgeschnitten, wenn die Telegraphenlinie Daresalam-Tabora-Muansa unterbrochen ist, und das war bei unserer Anwesenheit etwa drei Wochen lang der Fall. Auf Fernsprechverkehr wird im allgemeinen verzichtet, weil er wegen der Gewitter zu gefährlich ist. Nützlich wäre eine Heliographenverbindung über Schirati nach dem englischen Port Florence.

Weniger reichhaltig waren die Eindrücke, die wir in dem kahlen Schirati empfangen. Des dortigen Schlafrankenlagers habe ich schon gedacht. Der Platz ist weitläufig, aber für gewöhnlich, als Bezirksnebenstelle, nur von vier Europäern besetzt. Wäre unsere Ankunft rechtzeitig bekannt, gewesen so hätten uns die Herren das übliche Schauspiel, den Kriegstanz einiger hundert Wagaya, bieten können. Es konnten nur einige aufgeboten werden, die nach Art der Massai, ihrer früheren Verfolger, mit einem gewaltigen Kopfschmuck aus Federn aufgeputzt erschienen; das gab eine Wirkung wie von einer Bärenmütze. Doch die Leuten mochten noch so gellend schreien, hinter ihren weißschwarzrot bemalten Lederschilden ihre wuchtigen Speere beim Eindringen auf den von uns markierten Feind noch so weit werfen, sie machten uns um so weniger bange, als sie ihr Kriegsspiel unterbrachen, wenn ein Röter auf sie einsprang oder wenn die Zuschauer Hellerstücke vor sie hinwarfen, die sie eifertig auflasen. Im Dorfe war nichts Besonderes zu sehen, die Leute schienen recht stumpfsinnig. Ein Mann hatte als einziges Kleidungsstück eine Tabakpfeife.

In Karungu, einem Dorf auf einer hügeligen Landzunge mit einigen Bungalows für den Grenzaufseher und seine Gehilfen und einer symmetrischen Reihe runder Hütten, berührten wir am andern Tage wieder englischen Boden, und am Abend nahmen wir, während wir in der Kawirondobucht noch einmal vor Anker gingen, Abschied vom Viktoria Nyansa, denn am andern Morgen sollte es auf der Ugandabahn zur Küste zurück.

Unvergeßlich ist das Schauspiel, das sich uns während der Einfahrt in die Bucht bot, südlich von der Insel Businga. Keine hundert Meter breit war der Paß, in welchem der Dampfer, einen durch Bojen gezeichneten schrägen Kurs haltend, ganz langsam dahinfuhr. Am Ende war der Paß so eng, daß zwischen den von Schilf und Papyrus bestehenden und von Reiher und Kormoranen bevölkerten Rändern gerade genug Platz für das Schiff war. Eine Flußpferdkuh zeigte ihre ungeschlachte Gestalt und betrachtete eine Weile unser Fahrzeug, um dann unterzuplumpfen. Und über alle-

dem, in schwüler Gewittertemperatur, verlangte auch der Himmel von den scheidenden Gästen des Sees Beachtung. Neben uns, auf beiden Seiten, tobten Gewitter; aus dem schwarzen Gewölk, das sich massig über den Bergrücken türmte, zuckten Blitze. Sollten wir noch zur letzten Stunde mit einer der berühmten Entladungen bedacht werden, die Sir Harry Johnson so anschaulich schildert, dazu noch in diesem gefährlichen Fahrwasser? Doch nein, die Wolkenberge schlossen sich nicht über uns zusammen, unter blauem Himmel kamen wir durch, breiter war schon die Bucht, unterdes hinter uns rotglühend der Sonnenball in den See tauchte, dessen letzte Geheimnisse bald gelüftet sein werden.

---

## Zweiter Teil.

# Daresalam und die Zentralbahn.

## Erster Abschnitt.

### Daresalam.

Das Hafen- und Stadtbild. — Eingeborene Kunstcritik. — Verschiedene Stilarten. — Der Gouverneurspalast. — Brauerei, Kaiserhof und Geselligkeit. — Kolonisten und Regierung. — Mißverständnisse und Verständigung. — Die weiße Bevölkerung. — Lage des Handwerks. — Tugoneger als Hilfsbeamte. — Von der Ortsverwaltung. — Der Markt. — Gemüsemangel. — Die Kamelmühle. — Straßenanlagen. — Der Schlachthof. — Auf der Straße nach Surasini. — Verfügbare Ländereien. — Hafenverkehr. — Zollsorgen. — Einige Verwaltungsfragen. — Post. — Krankenhaus, Sanitäts- und Veterinärdienst. — Die Lage der Beamten.

Der Dampfer hält von Sansibar in ziemlich geradem Kurs auf die deutsche Hauptstadt. Von dieser ist noch nichts sichtbar als der große gelbgetünchte Bau des Krankenhauses, der mit seinen harmonischen Linien arabischen Stils aus dem dichten Gemenge von Palmen und Laubbäumen des Parkes hervorragt. Ein Wahrzeichen der einen großen Aufgabe, die nach der Eroberung und der Erlösung der Eingeborenen von Sklavenjagden und Dorfkriegen, neben der selbstverständlichen Erschließung durch Eisenbahnen und Straßen der Verwaltung obliegt: des Kampfes gegen die Seuchen! Es dauert noch geraume Zeit, bis wir der Stadt ansichtig werden, denn wir fahren ganz langsam in einer von Bojen quer angezeigten Rinne, an dem auf einem Felseneiland stehenden Leuchtturm vorbei, durch

eine schmale Pforte. Jetzt erst erkennen wir, vor uns in der Bucht, mit einem Male die Stadt mit ihren vielen, in Grün gefetzten großen Bauten und Kirchen. Ein leuchtendes, farbensattes Bild, das auch nach Sansibar wirkt! Prächtigt stechen die roten Ziegeldächer von dem Palmengrunde ab. Uebermals erinnert ein Gebäude durch seinen Stil an die Begründer der Stadt, des „Hafens des Friedens“, an die Araber; es ist das schmucke Bezirksamt. Ich erspare mir Angaben über die geschichtliche Entwicklung der Niederlassung, sie böten nicht entfernt das Interesse, das sich an Sansibar und Mombassa knüpft, da unter der Herrschaft der Araber und der Sultane von Sansibar, die Stadt bis in die letzten Jahrzehnte sogar von Bagamoyo überschattet wurde. Das Völkergemisch ist dasselbe wie in Mombassa und Sansibar, nur weniger bunt. Erst die deutsche Herrschaft hat dem Ort seine heutige Bedeutung verschafft, und ihr Gepräge hat er vornehmlich als Hauptstadt einer großen Kolonie erhalten.

Wird Daresalam Hauptstadt bleiben? Es spricht einiges dafür, die Zentralverwaltung nach dem 40 000 Einwohner zählenden Tabora zu verlegen, wenn in einigen Jahren die Eisenbahn dorthin reicht, es spricht anderes dagegen, denn Daresalam hat jetzt auch schon 24 000 Einwohner und entwickelt sich mehr und mehr zu einem bedeutenden Handelsplatz. Die Frage ist noch nicht brennend. Es kann aber, wenn man für die Verlegung nach Tabora das Beispiel von Britisch-Ostafrika anführen sollte, wo Mombassa die Krone an Nairobi abgeben mußte, geltend gemacht werden, daß letzteres der Mittelpunkt europäischer Siedlungen ist, aus denen die meisten bürgerlichen Träger der Selbstverwaltung hervorgehen werden, und an denen die Regierung einen ganz andern Stützpunkt finden wird, als die deutsche jemals da hinten an einer starken Wanyamwesti-Bevölkerung mit mehr oder weniger arabischem Schliß haben könnte. Zudem blüht das Land weit hinter Daresalam an der Bahnstrecke durch die neuen Pflanzungen im Sinne der Europäerwirtschaft auf, derselbe Vorgang vollzieht sich im Rufidjidelta und im Küstenstrich von Lindi, und da wir ihn im Norden hinter Tanga schon als vollzogen betrachten können, wird bei der zentralen Küstenlage die Bedeutung Daresalams nur noch zunehmen, so daß ich nicht an die Verlegung der Regierungszentrale glauben kann.

Werfen wir nun einen Blick auf das Stadtbild, wie es sich vom Hafen aus bietet. Links lugen aus den Bäumen mehrere nützliche Gebäude hervor, wie das Warenlager der alten Pionierfirma

Hansing u. Co., ein Dynamit-, und unmittelbar am Ufer ein Schuppen für Bunkerkohle. Nicht weit vom Ankerplatz breitet sich das vor einigen Jahren in Betrieb gesetzte Schwimmdock mit seinen viereckigen, geschrägten Formen aus. Dann auf der Innenseite, von links nach rechts, die Mauern und Dächer, die das geräumige Quartier der Schußtruppe andeuten: es ist mehr Lager als Kaserne, der ganzen Anlage nach ähnlich einem römischen Castrum wie etwa die Saalburg, den heutigen, dauernd friedlichen Zuständen besser angepaßt als die alte, trutzige Boma, die in der Seefront der Stadt noch den hervorragendsten Platz einnimmt und gegenwärtig von der Polizeitruppe eingenommen wird und als Gefängnis dient. In der Nähe des Schußtruppenquartiers steht das dank der Freigebigkeit des verstorbenen indischen Händlers Sewa Sadschi errichtete und nach ihm benannte Krankenhaus für Eingeborene. Etwas hinter der Seefront liegt der Bahnhof. An der Hafenzeile zunächst einige größere Geschäftshäuser, darunter das der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, in welchem vorläufig, in Erwartung eines eigenen Neubaus, auch die Bank untergebracht war. In der Mitte der Seepromenade, an der Landungsbrücke, die großen Schuppen des Zollamts, an dem jedermann, der die Stadt vom Hafen aus betreten will, vorüber muß; ein kleiner Landungsteg auf der rechten Hafenseite dient nur für den Gouverneur und die Marine.

Vom Zollamt gelangt man entweder auf einer Treppe oder einer bequemen Rampe auf die Hauptstraße oder Promenade, an der schon erwähnten Boma und dem Bezirksamt vorbei, an die katholische Kirche mit ihrem schlanken Turm, die Post und eine Anzahl anderer Gebäude bis zu der schmucken evangelischen Kirche, die in maßvollen Linien und durch das Spiel ihrer lebhaften Farben sich harmonisch in das Bild des modernsten Stadtteils einfügt, der nach innen zu hier beginnt und als dessen erster Vertreter, an einer Gabelung nördlich nach dem Regierungsviertel hin, der Kaiserhof zu erwähnen ist: ein stattlicher Bau aus Stein und Zement, mit Säulengang zu drei Seiten für die belebten Abendstunden, einer geräumigen Vorhalle, wo man die heiße Tageszeit in angenehmer Kühle verbringen kann, und einem Binnenhof, um den eine Galerie mit den Zimmern läuft in einer Anordnung, wie sie für ein südliches oder tropisches Land paßt, so daß man hier im fernen Afrika an das Patio des ersten Gasthofs von Sevilla zurückdenken kann. Leider ist der Kaiserhof zu klein für den heutigen Verkehr; der Ausbau nach hinten,

mit einem zweiten Hof, wird wohl nicht lange auf sich warten lassen. In diese Umgebung hat sich kürzlich auch das Standbild *Wissmanns* eingefügt, nachdem vor längerer Zeit als erstes Bildwerk ein Denkmal *Kaiser Wilhelms I.* aufgestellt worden ist, nach dessen Bronzefarbe naive Eingeborene urteilten, der Kaiser von *Alleia* sei auch braun. *Wissmann* steht auf einem Felsblock und hält Ausschau, am Fuß gibt ein *Astari* einem *Leu* den Fangschuß: diese Allegorie auf die Niederwerfung des großen Ausstandes spricht den Neger als geborenen Realisten in der Weise an, daß der *Mzungu* sein Gewehr verloren und sich vor der Bestie dahinauf gerettet hat, und daß glücklicherweise ein braver *Astari* zur Stelle ist, um mit dem Raubtier aufzuräumen. O diese Negerseele!

Was weiter an der rechten Hafenseite liegt, ist vom Schiff aus nur stückweise zu erkennen. An einer Allee, von gewaltigen Mangobäumen beschattet, erheben sich Beamtenhäuser aus älterer und neuerer Zeit, ganz unterschiedlich im Stil, der sich nach und nach in drei oder vier Spielarten bis zu einer wohlgefälligen Verbindung des Cottage mit dem Typ des Pflanzhauses entwickelt hat, auf dessen Galerie sich bei tieferm Sonnenstande das Familienleben abspielt. Kennzeichnend für diese Stilart, zugleich für den guten Geschmack der Baumeister, ist besonders das nicht sehr große, aber gut angelegte und eingerichtete Klubhaus, auf dessen Terrasse in den Abendstunden die Spitzen der amtlichen und der wirtschaftlichen Gesellschaft meist um den Gouverneur herum zu zwangloser Plauderei versammelt sind. Von sonstigen Gebäuden ist noch das Offizierkasino bemerkenswert: eine Freitreppe führt zu einem Portikus, hinter dem der mit Trophäen aller Art reich ausgestattete große Speisesaal liegt — eine Stätte, wo Offiziere, Ärzte und Beamte den Gästen aus einer reichen Erfahrung wertvolle Aufschlüsse über allerlei koloniale Dinge geben. Bald folgen die großen Bureaugebäude. Die Baumeister, die sie vor längeren Jahren in die hier schon ganz parkartige Umgebung gesetzt haben, waren auf Sparsamkeit bedacht. In dem großen Hause, wo der Gouverneur seiner Tätigkeit waltet, herrscht zwar Raum und Kühle, es läßt sich da ganz beschaulich arbeiten, allein dauerhaft sind diese Gebäude nicht wie die heutigen, die in festem und zugleich ansprechendem Mauerwerk der Zersetzungsucht des Klimas trotzen werden.

Einige hundert Meter von den Bureaus, in dem vielgepriesenen Park mit seinem mannigfaltigen Baumwuchs, steht der auch schon ältere Palast des Hochmögenden. Wie bei jenen Bauten hat weder

in der Anlage noch in der Ausstattung die Kunst mitgesprochen, alles ist nüchtern, und doch wirkt der Palast; er ist frisch und wohnlich namentlich nach der Seeseite hin, und kann eine recht zahlreiche Abendgesellschaft aufnehmen. Frhr. v. Rechenberg pflegt eine Gastlichkeit, die bei aller Wahrung der Formen keine Steifheit des Verkehrs bedingt. Wer nach einer solchen Gesellschaft früh zu Bett und bei Tagesanbruch hinaus muß, läßt um den Gouverneur eine kleine Gruppe zurück, die, angeregt durch die vielseitigen Kenntnisse und Erfahrungen des Hausherrn, noch einige Stunden lang ein Gespräch mit einem für koloniale Verhältnisse recht hohen Schwung führen können. Wenn der alte Horaz einmal recht hat, so ist es mit dem Ausspruch, daß, wer über See zieht, den Himmelsstrich, aber nicht seine Art verändert. Es gilt dies ganz besonders von den Männern die sich des Besitzes einer deutschen Vollbildung erfreuen, und ich kann versichern, daß die höheren Probleme der Kolonialpolitik, mit denen sich in der Heimat die Gebildeten beschäftigen, auch von denen nicht vernachlässigt werden, die mitten im überseeischen Leben stehen.

Ich habe nur wenige Tage in Daresalam verbracht, jedesmal, wenn ich mich gerade zurecht gefunden hatte, mußte eine Reisegelegenheit benutzt werden. Was ich da beobachten konnte, war durchweg erfreulicher Art. Vor allem verhältnismäßig wenig Kolonialklatsch. Man empfindet es bald: es wird ernsthaft gearbeitet, bei den Beamten sowohl wie bei den Kaufleuten, Technikern, Handwerkern und Missionaren, welche letztere in dem Bischof Spreiter ihren hervorragendsten Vertreter haben. Die Mittelpunkte der öffentlichen Geselligkeit sind die Schulz'sche Brauerei in den frühen und der Kaiserhof in den späten Abendstunden. Wenn die Feierstunde geschlagen hat und der Tropenhelm dem Strohhut gewichen ist, nach einem Spaziergang oder einer Fahrt, kehrt man gern in den üppigen und reinlich gehaltenen Garten der Brauerei ein, die den Anspruch erheben darf, das älteste Gewerbe des Platzes zu sein. Das ist zwar ein neuer Beweis für die deutsche Trunkfreudigkeit, aber die Brauerei bedeutet mehr. Man braucht ein leichtes Getränk, und das deutsche Flaschenbier ist zu schwer. Schulz, nebenbei Mitglied des Gouvernementsrates, braut und versendet, soweit es mit der Bahn und zu Schiff bis jetzt geht, Weißbier und als untergärigen Stoff ein Dunkel und ein Hell, die im Geschmack etwa den guten Bieren der Berliner Großbrauereien entsprechen. Gerste und Hopfen müssen aus Europa eingeführt werden. Maschinen und Geräte sind von

der neuesten Art, die Anlage im besten Zustande. Da der Ort noch keine Wasserleitung hat und die Möglichkeit, eine Leitung von den Pugubergen aus zu legen, noch erkundet wird, ist von Wichtigkeit, daß mit der Brauerei eine Sodawasserfabrik verbunden ist; dadurch ist die weiße Bevölkerung der Notwendigkeit überhoben worden, sich bei den schmutzigen Indiern zu versorgen. Auch die Eislieferung an Private hat die Brauerei übernommen. Was den Kaiserhof angeht, so erstrahlt er nach Sonnenuntergang im Licht der Bogenlampen, denn dank der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft, die sich sozusagen als polytechnische Werkstätte am Platze bewährt, hat Daresalam seit vorigem Jahr ganz allgemein elektrische Beleuchtung, und darum wird manche Kolonialstadt es beneiden. Die Gäste kommen jetzt ohne jede Kopfbedeckung. Im Garten spielt die Askariapelle, hart zwar, aber es ist doch Musik. Feinere Genüsse der tönenden Kunst verschaffen hier und da den Bürgern begabte Mitglieder der Gesellschaft; so fand in den Tagen meiner Anwesenheit ein Konzert zum Besten des Wissmann-Denkmal's statt, auch ein Männergesangverein ist jetzt entstanden. In kleinen Gruppen sitzen die Gäste zusammen, und die Damen fehlen nicht dabei. Die deutsche Fröhlichkeit kommt zur Geltung, wird jedoch, wenigstens an dieser Stätte, nicht überlaut. Der Gesprächston ist für eine immerhin noch junge Kolonie schon sehr gemessen, und nur selten dringt die rauhe Note aus der Pionierzeit durch. Aufgeschnitten wird auch jetzt noch kräftig, man muß nur wissen, was glaubwürdig ist.

Von der weißen Bevölkerung, die das Schutzgebiet zu Anfang vorigen Jahres hatte, 2845, waren 322 Beamte, 180 Angehörige der Schutztruppe und 349 Geistliche und Missionare. Wenn wir diese drei Gruppen, 851 Personen, von der Gesamtzahl abziehen — die nebenbei bemerkt, ungefähr ebenso hoch ist wie die der Weißen in Belgisch-Kongo, obschon dessen Flächenraum sich zu dem von Deutsch-Ostafrika verhält wie  $2\frac{1}{4} : 1$  —, so bleiben für die bürgerlichen Berufe rund 1100 erwachsene männliche Personen. Da von diesen viele in abhängiger Stellung, andere fremder Staatsangehörigkeit sind, die weiße Bevölkerung außerdem über das ganze Land in mehr oder weniger dichten Gruppen verstreut ist und bei der Ungunst der Verkehrsverhältnisse auch nicht leicht Verbindung untereinander halten kann, ist noch nicht abzusehen, wann der Kolonie ein Anfang von Selbstverwaltung beschieden werden kann ähnlich der, die gegenwärtig in Südwest in die Tat umgesetzt wird. Wie in letzterer Kolonie bereiten sich die Ansiedler auf die kommenden bürgerlichen Aufgaben.

vor, indem sie sich mehr und mehr in Gauvereine und einen Landesverband für wirtschaftliche Zwecke zusammenschließen. Daß sie dabei auch die Politik des Gouverneurs bekämpfen, ist ihr gutes Recht. Außer der Arbeiterfrage, der noch mehrfach zu gedenken sein wird, bildete neuerdings die Aufhebung der Kommunen einen Zankapfel zwischen dem Gouverneur und der weißen *matière administrable*. In zwei Zeitungen wurde gegen Herrn von *Rechenberg* eine Polemik geführt, die zu oft über das Maß des Sachlichen hinaussprang, während eine dritte, die im vorigen Jahre gegründet wurde, allzu regierungsfreundlich war. Diese Polemik, die manchmal die plumphen dörflichen Mittel des 16. Jahrhunderts anwandte, war so unerquicklich, daß ich nicht weiter dabei verweilen mag. Daresalam war, was die Beziehungen zwischen der Regierung und der Kolonie anging, für die Weißen kein Hafen des Friedens. Ganz kürzlich ist es besser geworden, die Mißverständnisse sind schon in etwa ausgeglichen.

Die erwachsene männliche Bevölkerung des Bezirks Daresalam beträgt nach dem Stande von Anfang 1908 452 Köpfe. Davon sind 150 Regierungsbeamte, 49 Angehörige der Schutztruppe, 20 Geistliche und Missionare, und auf der andern Seite 14 Ansiedler, Pflanzler, Farmer oder Gärtner, 19 Techniker, Bauunternehmer, Ingenieure oder Photographen, 68 Handwerker, Arbeiter oder Bergleute, 76 Kaufleute, Händler, Gastwirte oder Frachtfahrer, 10 Seeleute oder Fischer, 2 Ärzte, 4 Rechtsanwälte, 40 in sonstigen Berufen oder beruflos. Mit den Frauen und Kindern bilden sie die stattliche Gemeinde von 616 Personen, die indes, wie die weiße Bevölkerung der Kolonie überhaupt, durch starken Zuzug während des vergangenen Jahres schon wesentlich zugenommen haben muß. Sehr erfreulich ist die starke Vertretung des Handwerks. Für gewisse Zweige kommen freilich nur Indien in Betracht, so im Schneidergewerbe, wo die *Asiaten* die üblichen Tropenanzüge so billig anfertigen, daß der *Europäer* nicht mittun könnte. Es zeigt sich aber, daß ein Handwerker, der umgekehrt von den *Indiern* nicht eingeholt werden kann, z. B. ein Sattler und Lederarbeiter ganz gut auskommen kann. Um sein Ansehen bei den Eingeborenen braucht ein Handwerker, der selbst zugreift, nicht mehr besorgt zu sein; die urtümlichen Verhältnisse, wo der Satz galt, daß der Weiße nur anordnen, nicht aber Hand anlegen dürfe, sind wenigstens in der Hauptstadt nicht mehr vorhanden.

Es herrscht, wie in den meisten tropischen Städten, eine gewisse Wäschenot. Zwar fehlt es nicht an Waschgelegenheiten bei *Indiern*,

aber diese Leute verderben viel, sind unordentlich und so unsäglich schmutzig, daß der Kunde nie vor einem gewissen Hautübel, der „Dobi-“ oder Wäscherkrankheit, sicher ist, die durch die Wäschestücke verbreitet wird. Wenn ich nicht irre, ist jetzt eine europäische Dampf- wäscherei vorhanden, die mit Negergehilfen arbeitet. Solche lassen sich wohl abrichten. Wenn man bedenkt, daß das schwierige Seher- handwerk in Ostafrika ganz und gar von Eingeborenen ausgeübt wird, die in der Regierungsschule zu Tanga ausgebildet worden sind, so kann man von einer weitem Ausgestaltung des staatlichen Hand- fertigungsunterrichts noch gute Erfolge, wenn nicht bei den Stämmen des Innern, so doch bei den Suahili des Küstengebiets, erwarten.

Schwer wird es dagegen halten, diese Leute für den kauf- männischen und den niedern Verwaltungsbetrieb heranzubilden, in denen immer noch Goaner, asiatische Untertanen der Krone Portugals, beschäftigt werden müssen. Die Eingeborenen sind in einer Tätigkeit, die eine gute Übung im Rechnen erfordert, kaum zu verwenden. Vielleicht kommt man einmal dazu, im Handel und auf den untern Stufen der Verwaltung Ewener aus Togo heranzuholen, von denen es in den „gebildeten“ Berufen schon mehr als genug für dort geben muß; das hiesigen Suahili könnten sie vor der Ausreise spielend erlernen. Sie wären jedenfalls fixere Gehilfen als die Goaner, die, mehr Indier als Europäer in ihrem Blutmischungsverhältnis, einem energischen Deutschen die Geduld aus der Seele reißen. Der Kauf- mannstand entwickelt sich bei den Europäern recht gut. Er beschränkt sich längst nicht mehr auf die großen Faktoreien der alten Firmen, sondern diese geben an Kleinhändler jeder Farbe Warenposten auf Kredit ab, und daneben zeigt sich der neueste Fortschritt in dem Übergang zum bessern Spezialladen, von denen Daressalam schon mehr als alle andern ostafrikanischen Städte hat.

Kleinhandel und Handwerk haben ihren Sitz hauptsächlich in den breiten, im Geviert angelegten und meist mit rotblühenden Akazien- reihen bestandenen Straßen. Die Araber, aus deren Dorf die deutsche Stadt sich ausgewachsen hat, wohnen, zum Teil in geräumigen Häuschen, ziemlich nahe daran. Die Indier haben ihre Läden viel- fach neben denen der Weißen, im allgemeinen jedoch bleibt Art bei Art, und namentlich die kleinen Indierläden schmiegen sich an das Eingebornenviertel an, das sich hauptsächlich im Süden breit und luftig dahinzieht und in die Palmenschamben verläuft. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Stadt einen Bürgermeister erhalten wird,

da bei der Aufhebung der Kommunen für Daresſalam und Tanga wenigstens eine Stadtverfassung in Aussicht gesteht worden ist. Gut vorgearbeitet haben die Beamten, die einander auf dem wichtigen Posten des Bezirksamtmannes gefolgt sind, und das Lob, das die Durchreisenden der verschiedenen Nationen bei ihren kurzen Landungsbesuchen der Anlage und der Verwaltung Daresſalams spenden, ist vollauf verdient. Hier konnte auch, anders als in Sansibar und Mombassa, gleich aus dem Vollen gearbeitet werden wie auf der Westseite in Lome in Togo oder in Conakry bei den Franzosen. An der Ostküste kann kein Platz sich mit der deutschen Hauptstadt messen.

Der Bezirksamtman Regierungsrat Boeder, mit dem ich Kameruner Anknüpfungspunkte hatte, war so freundlich, mir einen ganzen Tag bei der Besichtigung zu widmen. Die in der allgemein üblichen afrikanischen Bauart errichtete offene Markthalle ist, da Standgelder erhoben werden, für den erheblichen Betrag von 15000 Rp. oder 20000 Mk. jährlich an einen Weißen verpachtet, der schwarze Aufseher als Einnehmer beschäftigt. Sie erhält Spülung durch ein Hochbecken. Jetzt soll sie erweitert werden, damit die Fischhändler geeignete Stände erhalten. Ich habe mich an anderer Stelle mit der Fischerei beschäftigt, die vor Daresſalam wie auch Bagamojo und Saadani reiche Gründe vorfände, wenn die Europäer sie nur in die Hand nehmen wollten, zum Vorteil für ihre eigenen Rassegenossen wie für die Eingeborenen.

Es bietet sich überdies noch manches andere Feld für arbeitslustige Deutsche, so namentlich für Gärtner. Die Stadt ist mit Gemüse noch recht schlecht versorgt. Manches könnte in unmittelbarer Nähe gewonnen werden, von Obstarten Feigen, Erdbeeren und Aprikosen, letztere von der kleinen Art mit roten Tupfen. Versuche mit Kartoffeln und Getreide sind an der Küste fehlgeschlagen, weil man die Saat aus Europa bezogen hatte anstatt aus Algerien oder Ägypten. Das heiße Klima ist kein Hindernis, denn sogar in Oberägypten hat der frühere Vertreter des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, Frhr. v. Palm, bei einer Temperatur von 45° C Gerste geerntet. Früher beging man auch den Fehler, Maisaat aus Italien kommen zu lassen; die ging nicht auf, weil der dortige Mais an Winterruhe gewohnt ist, mithin muß die Saat aus tropischen Ländern bezogen werden. Der Deutsche, der schon in der Heimat einen Druck braucht, um den Gemüsebau rege zu betreiben, geht auch über See nur schwer dazu über. In Westafrika lebte er noch aus der Büchse,

als seine französischen Nachbarn längst die schmackhaftesten Gewächse zogen, und in den deutschen Ansiedlungen Südbrasiens mußte man auf frisches Gemüse warten, bis die Italiener es lieferten.

Auf der Rundfahrt durch die Stadt hielten wir an der Herberge einer indischen Sekte; der zementierte Hof ist durchaus reinlich, und ebenso bietet sich, still und abgeschieden, eine gegenüberliegende kleine Moschee. Sonst ist in diesem Stadtteil eine stramme Gesundheitspolizei im Interesse sämtlicher Rassen vonnöten. Wir treten in ein indisches Haus ein, in dessen hintern Gemächern vorzeitig gealterte Weiber in Pumphosen sich träge auf einem Pfühl recken. Es fehlt an Luft, Licht und Wasser, dafür ist der Schmutz um so reichlicher. Solche Wohnungen machen der Ortspolizei viel zu schaffen, und es wird noch geraume Zeit dauern, bis sie allesamt den hygienischen Vorschriften entsprechen. In Afrika kümmert man sich wenig um die Unverleslichkeit der Wohnung, wenn es der Durchführung dieser Vorschriften gilt; darin gibt es keinen großen Unterschied in der Auffassung britischer, französischer oder deutscher Behörden. In einem arabischen Hause wurde ich an ein ehrwürdiges Zeichen alter Wirtschaftsweise geführt, eine Kamelmühle: zwischen abgeschliffenen Steinen wurde aus Kopra Öl gepreßt, die Kamele gingen im Göpel zu vieren. Appetitlich sah das nicht aus. Steinhäuser sind übrigens häufig in diesem alten Viertel, einige sogar recht ansprechend, z. B. dasjenige eines Goaners.

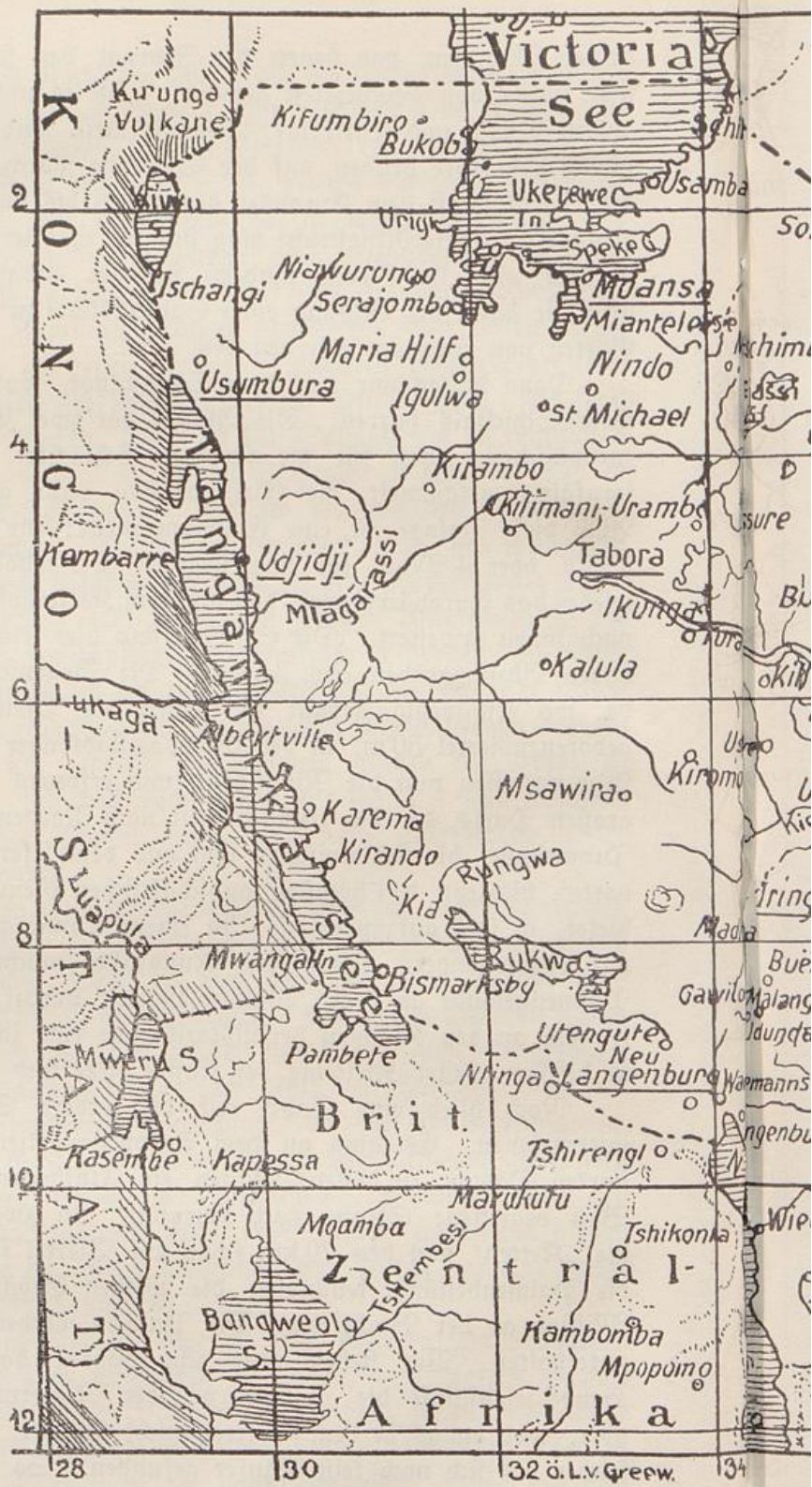
In dem luftigen Eingeborenenviertel, das sich nach Süden hin immer weiter ausdehnt, stehen die viereckigen Palmstrohhütten hübsch in der Baufluchtlinie. Von da aus geht die neue Straße nach Bagamojo, die allmählich vollendet wird. Die ersten Strecken waren an einen Unternehmer vergeben worden und haben recht viel gekostet; jetzt baut die Verwaltung selbst, und statt mit Tausenden rechnet man jetzt nur mit Hunderten von Mark, da die Rettengefangenen, die nach bewährter deutsch-kolonialer Übung für Arbeiten im Freien zur Verfügung stehen, infolge der erheblichen Kriminalität unter den Küstenbewohnern recht zahlreich sind. Wir fahren zurück und biegen in die große Straße ein, die Daresalam im Rücken auf eine Länge von 14 km im Halbkreis umzieht.

Ein angenehmes Gefühl, hier in den luftigen Palmenhainen sich von der frischen Luft umfächeln zu lassen, von flotten Ponies dahingezogen in den späten Nachmittagsstunden, wenn die Sonne schräg und blutrot im Westen durch die hehren, schlanken Stämme durchscheint. Die Temperatur ist ganz erträglich: Außer in den

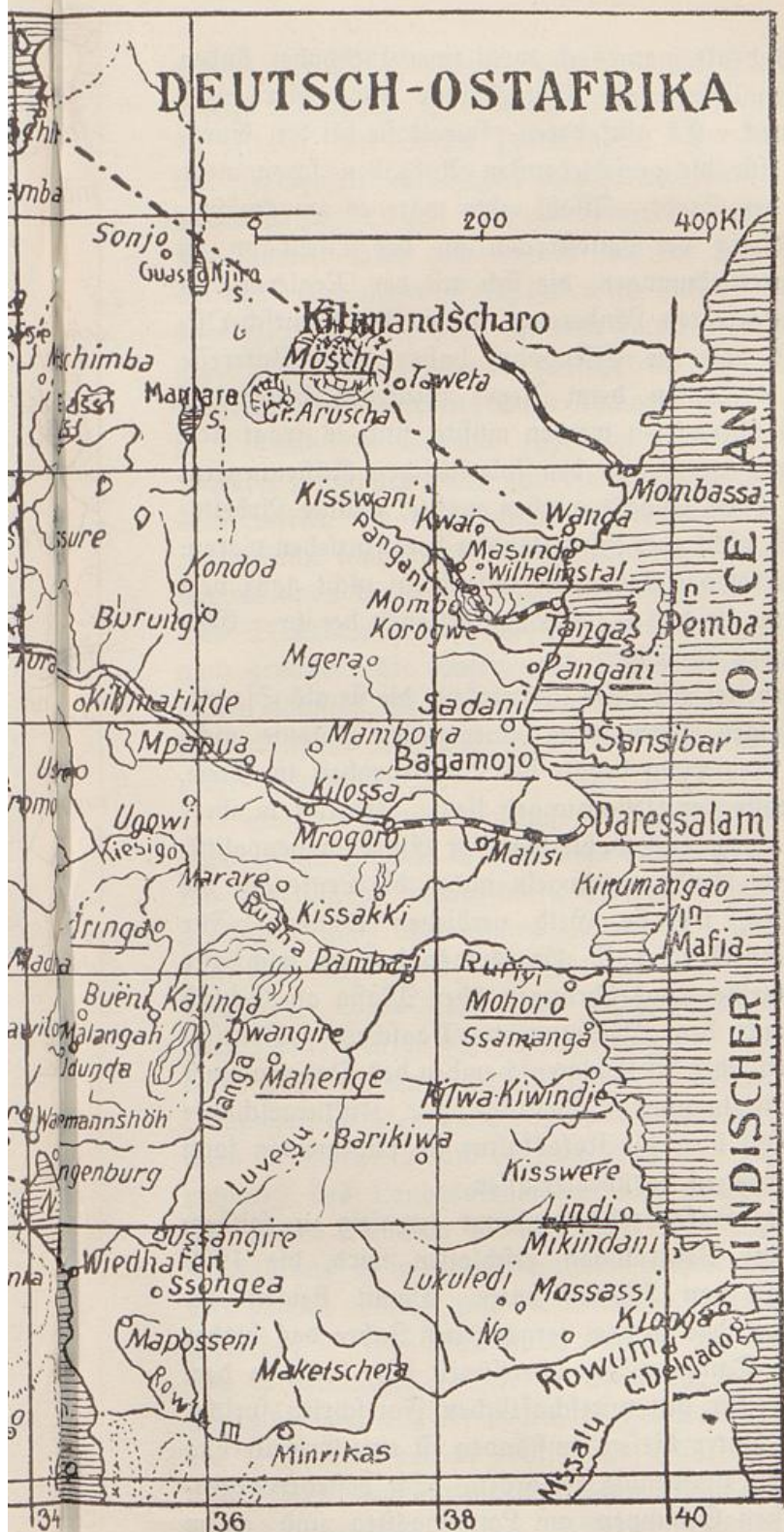
heißen Monaten, von denen der Februar der schlimmste ist, wird man nichts von Feuchtigkeit gewahr. „Ist es nicht ganz anders hier als in Duala und Viktorja?“ bemerkt mein Führer, der seine kolonialen Lehrjahre drüben auf der Westseite durchgemacht hatte, wo der Urwalddunst dem Europäer das Leben bis an den Meeresstrand erschwert. Diese Ringstraße mag sich für Spazierfahrten eignen, das ist aber nicht ihr Zweck, sondern bei der andauernden Pestgefahr dient sie dazu, die Bildung einer Sanitätskette zu erleichtern. Einige Gärten von Goanern erfreuen den Blick.

Dann halten wir vor dem Schlachthof, wo etwa 200 Rinder ihres Schicksals harren. Die Anlage hat zwei Teile, einen für die europäischen, einen für die farbigen Schlächter. Das Blut wird sorgfältig gesammelt, die Fleischbeschau recht gründlich ausgeübt. Auch diese Anlage ist eine Einnahmequelle: für ein Rind werden 3 Rp. oder 4 Mark, für eine Ziege 50 Pf. erhoben. Wir berühren wieder das Europäerviertel, das sich vom Kaiserhof und der Brauerei nach innen erweitert. Die Straßen sind hier richtig beschottert und haben Abzugsgräben aus Zement. Die Bogenlampen mehren sich: da, wo erst wenig gebaut ist, stehen die Pfeiler 80 m, im Eingeborenenviertel 50 m, in der Europäerstadt aber 40 m auseinander. Wir verlassen nun die Ringstraße und erfreuen uns nochmals des großen Parks, der sich ziemlich weit nach Norden zieht, um auf der Promenade, die sich zwischen ihm und dem Ufer, am Krankenhaus vorbei, hinzieht, den höchsten landschaftlichen Genuß, den Daresalam bietet, in uns aufzunehmen. An einem Sonntagnachmittag, als ich mit einem andern Herrn die Rundfahrt machte, kamen wir im Palmengelände an dem „Waldschlößchen“ vorbei, einem Biergarten, wo sich an den Klängen der Askarikapelle eine zahlreiche Gesellschaft in luftiger, heller Kleidung bei Kaffee, Tee und Bier ergötzte.

Noch blieb eine Fahrt auf die andere Seite der Bucht zu unternehmen. Es ging an dem Truppenquartier vorbei über einen starken Damm, zu dessen Rechten ein Flutbecken liegt, auf die im Bau begriffene Straße nach Kurasini. In zwei Monaten hatten die „Retten“ von den 20 km schon ein Viertel fertiggestellt. Durch die Palmenbestände leuchteten die weißen Gebäude der katholischen Mission an der Buchtseite. Die Palmen werden leider nicht mehr unterhalten. Vor sieben oder acht Jahren hatte die Rheinische Handeigesellschaft die Anlage von der Regierung erworben, dann aber, weil etwas in dem Vertrag nicht stimmte, zurückgegeben, und seither hat sich noch kein Käufer gefunden. So nahe bei der Stadt



# DEUTSCH-OSTAFRIKA



müßte das Gelände, so denkt man, doch wohl einen Liebhaber finden am besten wohl für Gemüsekulturen. Eingeborene etwa hier anzusiedeln hätte keinen Zweck. Es gibt deren, soweit sie bei den Europäern arbeiten wollen, für die verschiedensten Aufgaben schon mehr als genug im Bereich der Stadt. Wohl aber wäre es zweckmäßig, für eine stärkere Besiedlung der Landstrecken an der Eisenbahn zu sorgen. Die beiden Unternehmungen, die sich mit der Regierung in die schachbrettartig ausgelegten Ländereien teilen, die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft und die Eisenbahn, haben mehr Interesse daran, an Pflanzler zu verkaufen, denn Neger anzusehen, denen das Land doch unentgeltlich überwiesen werden müßte, und es fragt sich, ob die künftigen Pflanzler gerade an den sybaritischen Küstennegern, wenn man diese neben ihnen sesshaft machen wollte, willige Arbeitskräfte haben würden, ob nicht eher Hinterländer heranzuziehen wären. Die Frage ist kaum zu lösen, solange die Eisenbahn nicht ganz verstaatlicht ist; gegenwärtig ist das Reich Hauptaktionär bei ihr. Eine Verstaatlichung wäre indes verfrüht.

Die Gesellschaft arbeitet mit einer Rührigkeit, die sie als Staatsbetrieb in der schwerfälligen Verwaltung einer neuen Kolonie nicht entfalten könnte. Die Regierung behält die Angelegenheit im Auge, schon weil es im Interesse der Pflanzungen liegt, Arbeiter in ihrer Nähe zu haben, aber auch aus wohlervogener Eingeborenenpolitik. Ihre Organe draußen im Lande ermangeln nicht, die Leute auf die Pflanzungen hinzuweisen, wo sie Geld verdienen können. Für Daresalam als Wirtschaftsgebiet ist die Kokospalme die wichtigste Nutzpflanze. Wegen meiner Ausführungen über Mafia am Schluß dieses Bandes und nach den Darlegungen Paasches („Deutsch-Ostafrika“, Berlin 1906) über die Palmenschamben des Daresalamer Weichbildes, sowie Stuhlmanns („Beiträge zur Kulturgeschichte Ostafrikas“, Berlin 1909) über die Kokoskultur im allgemeinen kann ich mir weitere Ausführungen darüber erlassen.

Die Entwicklung des Hafenverkehrs nimmt gewaltig zu, seitdem das Hinterland durch die Zentralbahn erschlossen wird, die 1909 bis Kilossa, eine Länge von 300 km hatte. Damit steigen die Einnahmen des Zollamtes, das in dem vergangenen Jahre das bisher einträglichere Amt von Tanga völlig überflügelt hat, auch in dem Posten, der am meisten für den wirtschaftlichen Fortschritt spricht, bei den Ausfuhrzöllen. Unter diesen Umständen ist eine Erweiterung der Zollanlagen am Hafen notwendig geworden. Sie bestehen gegenwärtig aus einem großen Schuppen am Landungssteg und einem

andern auf Straßenhöhe. Sie sind als Freihafen gedacht; in dem großen Schuppen ist eine öffentliche Zollniederlage, daneben haben elf Firmen der Stadt Privatlager. Der obere Schuppen wird in den Freihafen einbezogen und durch eine Drahtseilbahn mit dem Ladekran der Brücke verbunden werden. Die Werkstätten der Flottille machen Platz und werden auf die Kurasinier Seite der Bucht verlegt. Ein neuer Schuppen wird auf der andern Seite der Brücke angelegt; die Teile dazu kommen fertig zum Aufstellen aus Deutschland. Der 12 t fassende Dampfkran kann in der ganzen Anlage herumgefahren werden; dazu kommen zwei elektrische Überlader zu je 2 t und ein weiterer fahrbarer Dampfkran zu 10 t. Ein besonderer Schuppen dient für die Bombaydampfer, in der Weise, daß alle Waren, die das Innere nicht berühren, ohne Umstände unter Zollaufsicht umgeladen werden können. Auch der Hafenvverkehr der Dhaus, von denen einzelne unter deutscher Flagge zwischen Maskat und Mikindani segeln, ist jetzt bequem geregelt. Allem Anscheine nach genügen die Hafen- und Zolleinrichtungen dem voraussichtlich in den nächsten Jahren kommenden Umschlag, im Innern jedoch müssen bald ebenfalls Zollämter entstehen; Morogoro kann ein solches nicht mehr entbehren.

Daß die Kaufmannschaft über die Peinlichkeit der Zollförmlichkeiten klagt, braucht in einer deutschen Kolonie nicht wunderzunehmen, wo man glaubt, immer die spitzfindigen Vorschriften aus der Heimat sozusagen ganz übernehmen zu müssen. Sie können bei Waren, die schnellem Verderben ausgesetzt sind, den Handel manchmal schwer schädigen. Man geht nun, durch Erfahrungen mit Streitigkeiten über Zollfragen zwischen Regierung und Ansiedlern oder Kaufleuten belehrt, zu der auch in Deutschland üblichen Gepflogenheit über, die Interessenten über die Zollsätze und Zollvorschriften zu hören. Das wird in Ostafrika um so leichter gehen, als sich dort mit der Errichtung des Landesverbandes eine berufene Vertretung der wirtschaftlichen Elemente gebildet hat. Eine Vereinfachung des gesamten Verfahrens ist in einem Neulande leichter als in der Heimat, wo das Herkommen gebietet und die Beamten — es mag ja in gutem Glauben geschehen — ihre Auffassung mit der der Allgemeinheit verwechseln. Die Verhältnisse werden in Ostafrika noch lange Jahre so durchsichtig bleiben, daß im engen, täglichen Verkehr mit den Interessenten die Beamten manchen praktischen Wink erhalten, auf welche Weise, unbeschadet den Ansprüchen des Fiskus, die lästigen Vorschriften geglättet werden können, während anderseits die Kaufleute durch

die Gelegenheit, besser als es in Europa möglich ist, die Erfordernisse der Verwaltung zu erkennen, ihre Ansprüche denen des Gemeinwesens unterordnen lernen.

Die Einnahmen des Fiskus müssen steigen, denn nur dadurch gewinnt die Kolonie die Aussicht, von dem Reichszuschuß und damit von der Vormundschaft Berlins befreit zu werden, und nach dem jüngsten Handelsausweis, der trotz dem niedrigen Preisstande kolonialer Rohprodukte eine beträchtliche Zunahme des Handelsverkehrs und der Zolleinnahmen erkennen läßt, sind die Aussichten dazu recht günstig. Das vergangene Jahr ergibt eine Einfuhr von 23 Millionen Mark gegen 20 Millionen im Vorjahr, eine Ausfuhr von 8,8 gegen annähernd 9 Millionen, mithin einen Gesamthandel von 31,9 gegen 29 Millionen. Hier sei auch erwähnt, daß die Schiffahrt den Anforderungen des Verkehrs vollauf gewachsen ist. Die Deutsche Ostafrika-Linie, gegen deren Frachtsätze einzelne Blätter und Interessenten einen stetigen Kampf führen, in den ich mich nicht einmischen will, muß damit rechnen, daß wegen der Massengüter für die Bahnbauten jeden Augenblick besondere Vorkehrungen zu treffen sind, die eine starke Flotte allein zu bewältigen vermag. So lange diese Flotte, um den vor auszusehenden Bedürfnissen gewachsen zu sein, ausgebaut werden muß, was wieder starke Abschreibungen erfordert, wird die vom Reich durch einen Postdampferzuschuß unterstützte Linie wie bisher keine hohe Dividende verteilen, deshalb kann sie auch mit ihren Frachtsätzen in absehbarer Zeit nicht herabgehen.

Doch ich war schon bei den Verwaltungsfragen angelangt, die naturgemäß in der Hauptstadt einer Kolonie den wesentlichsten Gegenstand des Tagesgesprächs bilden. Diese Fragen lassen sich nicht erschöpfen, es sei denn durch eine förmliche Erforschung mit amtlicher Unterstützung und amtlichem Material, und das würde Monate erfordern. Ich beschränke mich daher noch auf einige wenige Gebiete von allgemeinem Interesse.

In einem Übergangsstadium befindet sich die Post: an der Küste bestens, im Hinterlande kümmerlich ausgebildet, mit andern Worten hier ein herrliches Weib, dort ein Fischschwanz. Alle Achtung vor der Reichspost! Wer beobachten kann, wie in Daresalam und Tanga namentlich um die Posttage herum die Beamten alle ihre Kräfte anspannen müssen, wird ihnen keine Bewunderung nicht versagen. Es kommt vor, daß ein aus der Heimat eintreffender Beamter gleich auf dem Dampfer mit der Mitteilung empfangen wird: „Kommen Sie gleich mit ins Amt, wir brauchen Sie

sofort im Dienst, Ihre Sachen werden nach Ihrer Wohnung gebracht.“ Unter meinen Mitreisenden vom Süden befand sich ein Postbeamter, der in Daresalam den Heimdampfer nehmen sollte. Es blieben ihm dafür noch einige Tage, die er wohl mit der Abwicklung von Privatgeschäften hätte ausfüllen können. Ich war nicht wenig überrascht, ihn im Schalterdienst anzutreffen, wo er fast bis zur Stunde der Einschiffung verblieb.

Die Reichspost pflegt für den außereuropäischen Dienst die Beamten auszuwählen, die ihr als die gewandtesten und tüchtigsten erscheinen, und die überseeische Erfahrung kommt ihnen später im heimatlichen Dienst wieder zustatten. Es wird in den Ämtern der Schutzgebiete allgemein vortrefflich gearbeitet, und die Postbeamten nehmen stets eine geachtete Stellung ein. In Daresalam und Tanga haben sie schon die schwierigsten Aufgaben zu erfüllen, die der heutige Geldverkehr mit sich bringt. Auch die Verzollung der Postpakete besorgt die Post. Ihren vollen Dienst übt sie indes nur an der Küste aus, im Binnenlande sind allenthalben Beamte der allgemeinen Verwaltung Agenten der Post und Telegraphie; ein System, das sich wenigstens da, wo die Eisenbahn vordringt, nicht mehr lange halten kann. Eigentlich muß die Kolonie selbst für den Postverkehr im Innern sorgen, denn nach einer Abmachung von 1895 mit dem Reichspostamt hat die Regierung die Kosten zu tragen, die durch Verpackung und Versendung der gesamten Briefpost von und nach dem Innern entstehen, was ihr eine jährliche Ausgabe von 42 000 Mk. verursacht. Das mochte vor zehn oder fünfzehn Jahren erklärlich sein, als im Binnenlande fast nur Militär und Beamte saßen und die Postsachen mit den übrigen Dienst- sachen so nebenbei dahin befördert werden konnten. Heute aber gibt es wenige Landesteile, wo diese Schildwachenkolonisierung noch andauert, überall dringt die Privatunternehmung vor. Es scheint fast, als ob die Reichspost sich in Ostafrika nur das gewinnbringende Küstengeschäft vorbehalten, die lästigen Aufgaben dagegen dem Kolonialfiskus überlassen wollte. Jenes Abkommen ist noch 1905 erneuert worden. Damals schon war Südwestafrika besser gestellt, indem die Reichspost Ämter im Innern unterhielt und im ganzen Lande Karren- oder Botenpost verkehren ließ.

Noch sei dem Lazarett ein Besuch abgestattet. Es erfüllt einen doppelten Zweck als Krankenhaus und als Zentrale und Niederlage der Sanitätsverwaltung. Deshalb reicht es nicht aus, und die Krankenzimmer sind während der schlechten Jahreszeit manchmal so

voll besetzt, daß Aufnahme suchende Privatpersonen, von denen besonders viele aus Morogoro kommen, abgewiesen werden müssen. Drei große und mehrere kleine Räume des Erdgeschosses, wo sich auch die Apotheke befindet, müssen als Lagerstätten von Medikamenten und Verbandstoffen nicht nur für das Haus, sondern auch für die vierzig Innenstationen des Sanitätsdienstes benutzt werden; diese Versorgung erfordert einen Aufwand von etwa 150 000 Mk. jährlich. Daresalam und Tanga haben Privatapotheken, die jedoch noch nicht, wie es kürzlich in Südwestafrika beschlossen worden ist, an eine Taxe gebunden sind; die Taxe beträgt in der Schwesterkolonie das Doppelte der heimatischen. Wer im Binnenlande reist, kann für sich und seine Leute Arzneien und Verbandstoffe zu außerordentlich billigen Preisen von den Regierungsärzten erhalten, die freilich nicht an die Pflanzungen abgeben können, deren Massenbedarf aus den Apotheken oder aus der Heimat bezogen werden muß.

Das Krankenhaus ist, wie man denken kann, bestens gelüftet; gegen Mittag weht ein kühler Wind von der See, auf die eine Terrasse und der davorliegende Garten geht, durch das ganze Gebäude. Die Zimmer sind sehr geräumig, der Operationsaal, der bei der Anlage der elektrischen Beleuchtung zuerst versorgt worden ist, in der vollständigsten Weise ausgestattet. Unhandlich, weil in einem Stück, sind die Matratzen. An das Hauptgebäude stößt eine moskitosichere Baracke für Infektionskrankheiten; die Absperrung geschieht durch Drahtgitter aus Aluminium, die sich auch für die Privathäuser empfehlen würden, namentlich da, wo die Absonderung von den Eingeborenenquartieren nicht leicht durchzuführen ist. Die Malariafälle nehmen zu, weil beim Eisenbahnbau viele Europäer sich nicht an die üblichen Vorbeugungsvorschriften kehren. Zwei Laboratorien, ein mikroskopisches und ein bakteriologisches, vervollständigen im wesentlichen die Anlage; in letzterem hat vor einigen Jahren Robert Koch die Ergebnisse seiner Erkundung der Schlafkrankheit bearbeitet.

Wie man sieht, ist das Krankenhaus der Sitz einer vollständigen Verwaltung, und es fragt sich, ob es zuträglich ist, daß diese noch länger mitsamt der erst in der Entwicklung begriffenen Veterinärverwaltung als Anhängsel der Schutztruppe gelten sollen. Die Militärärzte werden zur Zivilverwaltung abkommandiert und nach einiger Zeit wieder der Truppe zugeteilt. Es mag sein, daß, wie mir versichert wurde, die Verquickung keine großen Übelstände zeitigt,

daß vielmehr die Ärzte, die drinnen im Lande ihren Beruf ausüben, für die nachdrücklichen Maßregeln, die sie gegenüber den Eingeborenen im Kampfe gegen ansteckende Krankheiten anordnen müssen, in ihrer militärischen Stellung einen nützlichen Halt finden, daß auch allgemeine Anordnungen des Sanitätsdienstes, die von Dares-salam ausgehen, kräftiger wirken, wenn man sich bei der Ausführung auf die Truppe stützen kann.

Ich verkenne diese Gründe keineswegs, zumal der Kommandeur der Schutztruppe dem Oberstabsarzt freie Hand läßt und dieser als Medizinalreferent des Gouvernements schon eine besondere Stellung einnimmt. Es kann aber auch anders sein, und der Oberstabsarzt, den die Verwaltung in Berlin nicht selbst auswählt, sondern in der Schutztruppe vorfindet, kann leicht in der heimischen Armee allzu bürokratische Neigungen angenommen haben. Der größte Nachteil des Systems ist jedenfalls der, daß, wenn der militärische Leiter des Sanitätsdienstes zur Beförderung steht, seines Bleibens in der Kolonie nicht länger ist, was ja auch für den Kommandeur gilt, solange man sich nicht dazu entschließen kann, den Militärpersonen einen höheren örtlichen Rang zu verleihen, wie ihn in den deutschen Kolonie einstweilen nur die Gouverneure haben. In Britisch-Ostafrika ist der Leiter des Sanitätsdienstes zwar oder sogar Oberst, somit steht ihm die Rückkehr in die heimische Armee gemäß seinem Dienstalter offen, allein das Sanitätswesen bildet einen völlig eigenen Zweig der Verwaltung. Die deutsche Kolonie ist nicht in der Lage, einen Arzt, der sich als Vorsteher eines der wichtigsten Dienstzweige bewährt hat, halten zu können, solange das gegenwärtige Verhältnis besteht. Für eine Änderung spricht auch, daß die Regierung sich bei dem Mangel an Angeboten von aktiven Militärärzten für draußen manchmal genötigt sieht, Ärzte der Reserve in die Truppe einzustellen. Doch der Wandel mag trotzdem nicht eilen, bis die zunehmende Besiedelung ihn fordert. Einstweilen ist durch Errichtung des Veterinärdienstes ein weiterer Schritt geschehen. Die Maßregeln zur Bekämpfung der Viehseuchen mußten bisher von dem Oberstabsarzt ausgehen, der unmöglich die dem heutigen Stande der Veterinärwissenschaft entsprechenden Kenntnisse haben kann. Der laufende Etat geht wenigstens so weit, daß dem Medizinalreferenten ein Tierarzt als wissenschaftlicher Assistent beigegeben wird, der auch den Gouverneur als Sachverständiger für die Bekämpfung von Seuchen und die Viehzucht beraten, neu ankommende Tierärzte und Ärzte über die Bekämpfung tropischer Vieh-

feuchen unterrichten und schließlich gelegentliche Reisen unternehmen soll, um die Durchführung der angeordneten Maßregeln zu überwachen. Neben ihm werden in den Bezirken vier Tierärzte angestellt.

Wenn ich zum Schluß noch die Lage der Beamten in Daresalam berühre, so muß ich gleich bemerken, daß es etwas anderes ist, einige Tage als Tourist und Fragesteller, denn zwei Jahre lang dort als Beamter zu verbringen. Es ist vor allem die Unterkunft, die zu wünschen läßt, wenschon gegenwärtig neue Wohnhäuser gebaut werden; dann die Ausstattung mit Möbeln aus dem Regierungslager, um deren Bestellung und Beschaffenheit der übliche Streit mit dem Materialverwalter tobt. Diese Dinge hat Paasche in seinem vortrefflichen Werk ebenfalls ausführlich behandelt. Die Möbelfrage kann gelöst werden, wenn in Neu-Hornow in Westusambara demnächst die Tischlerei mit Werkzeugmaschinen einheimische Hölzer verarbeitet. Ich verweise darauf, daß ein einfacher Stuhl aus Europa nach Ostafrika 40 Mk. Fracht kostet. Wenn die Regierung sich dann im eigenen Lande versorgt, kann sie ihre Beamtenwohnungen für weniger Geld besser ausstatten.

Doch nicht nur diese materiellen Fragen kommen in Betracht. Die meisten Beamten erwarten, wenn sie hinauskommen, nach kurzer Einführung in die örtlichen Geschäfte ihres Faches eine Anstellung im Binnenlande, wo die Tätigkeit vielseitiger ist als in dem hauptstädtischen Bureau, und jeder Vertreter der Staatsgewalt, auf sich allein gestellt, häufig unabhängig von der Person eines Vorgesetzten, nach vielen Richtungen hin arbeiten kann. Ein tüchtiger Sekretär, der auf diese Weise zum Verwalter einer Bezirksnebenstelle aufrückt, neuerdings auch mit der Aussicht auf Beförderung zum Bezirksamtmann, ist zwar rastlos beschäftigt und trägt eine große Verantwortung, findet aber seine Befriedigung in der Arbeit. In solcher Stellung reicht das Einkommen auch für einen Verheirateten aus. Viele erleben indes eine Enttäuschung. Einmal sind die Außenposten stets sehr begehrt, und die Dienstältesten erhalten den Vorzug. Mißmutig bleibt die Mehrzahl der Beamten in Daresalam zurück in des Dienstes ewigem Einerlei, und dann wird es ihnen klar, auf wie viele geistige und gesellschaftliche Genüsse sie in Afrika verzichten müssen. Da ist vor allem der Mangel an Lesestoff. Gute Bücher können so vieles ersetzen. Darum hatte sich in Swakopmund schon vor dem Aufstand eine Buchhandlung mit Zweiggeschäft in Windhuk aufgetan, und schon damals wurde in Südwest

viel gelesen, und das Beste, was der Markt brachte, war gerade gut genug. Bei der Unternehmungslust des deutschen Geschäfts ist vor- auszusehen, daß sehr bald auch Daresäsalam und Tanga eine Buch- handlung haben werden, nicht nur für die Beamten und sonstigen Städter, sondern auch für die Wirtschaftler des Hinterlandes und deren Angehörige.

Was die höheren Beamten angeht, so ist für sie das Leben auch in Daresäsalam angenehm, und nicht zu kostspielig, solange ihre Kinder nicht in Europa erzogen werden müssen. Aber auch sie müssen sich draußen manches versagen, was in Europa zum billigen und selbst- verständlichen Lebensgenuß gehört, und deshalb, wie auch wegen der Gefahren für die Gesundheit, sollen ihre Mitbürger im Reich ihnen Dank für die aufopfernde Tätigkeit wissen, die sie drüben zur Ehre der nationalen Flagge entfalten.

### Zweiter Abschnitt.

## An der Zentralbahn.

Von Daresäsalam nach Morogoro. — Truppentransport. — Im Stadium der Klingenbahn. — Pflanzungen. — Holzbrand. — Die Landfracht. — Gefährliche Brücken. — Morogoro. — Die Uluguruberge. — Glimmerförderung. — Wohl- stand der Waluguru. — Auf der Bahnstrecke. — Goldlager von Sekente. — Technische Leistungen. — Motorlastwagen. — Die Neger bei der Arbeit. — Die Mkatstassteppe. — Eine Baumwollpflanzung. — Die Entwicklung Kilosfas. — Rapot. — Landesfrüchte. — Mangel an Technik.

Ende September herrschte in Daresäsalam ein besonders lebhaftes Treiben. Aus der Heimat waren für die Firma Ph. Holzmann u. Co., Frankfurt a. M., die den Bahnbau von Morogoro nach Tabora ausführt, fünf oder sechs Ingenieure und eine Anzahl Werk- meister und Bauführer eingetroffen, und der folgende Dampfer löschte in Daresäsalam allein 3800 t, vorwiegend Baumaterial. Mit den größern Bahnbauten kommt die Kolonie endlich unter das Zeichen der Technik, die überall einsetzt, wo der Bahnverkehr eröffnet ist oder erwartet wird. Diese Belebung tut dem Lande not, denn was bisher an öffentlichen Arbeiten geleistet worden ist, erscheint als Kleinarbeit im Verhältnis zu dem gewaltigen Umfang des Gebietes: lobenswerte Zeichen des Fleißes, der Rührigkeit und Findigkeit der

Beamten, aber nicht frei von dem Dilettantismus, der diesen Arbeiten in den deutschen Schutzgebieten immer noch anhaftet. Die Wirkungen der neuen Wendung zeigen sich vor allem auf der Strecke der Zentralbahn. Ich konnte daher nicht unterlassen, den fertigen Teil, Dares-salam-Morogoro, 210 km, zu befahren und darüber hinaus Wesen und Wirkung des Bahnbaues zu erkunden.

An einem Montag morgen fuhr ich von Dares-salam nach Morogoro. Eine halbe Stunde vor uns war ein Militärzug abgefahren. Major v. S c h l e i n i z führte die Dares-salamer Kompagnie nach Morogoro, um sie in dem dortigen flachen Gelände sowohl wie in den Bergen Felddienstübungen vornehmen zu lassen und nebenbei den Bewohnern wieder einmal die Macht der Truppe und die Wirkung der Maschinengewehre vor Augen zu führen. Die Übung, die vortrefflich verlief und den Askari eine angenehme Abwechslung vom Garnisondienst bot, dauerte vier Tage. Eine Woche lang waren die Askaridamen somit Strohwitwen, weshalb sie sich, hübsch in ihre bunten Tücher geschlagen, auf dem Bahnhof zu einem mehr schäfernden und lärmenden als rührenden Abschied eingefunden hatten. Sonst wimmelte es von Eingeborenen, die in die vierte Klasse unseres Zuges einstiegen und sich in der landesüblichen Weise ineinander schachtelten. Der Fahrpreis für Schwarze ist niedrig, allein die Einnahme, die sie bringen, fällt beim Personenverkehr stark ins Gewicht, und so wird es überall in Afrika sein, denn die Eingeborenen fahren gern und verstehen den Nutzen der Bahnen sehr bald. Die Herren Boys freilich, ihrer Stellung bewußt, nahmen auf den Plattformen der höhern Wagenklassen Platz und bewachten die Holzkisten, welche die Lebenskünstler unter den Herren mit Whisky, Sodawasser und sogar Eis gefüllt mit sich führten.

Es war nicht behaglich in unserm Abteil, wir waren zu sechs in der ersten Klasse eingepfercht, und der Schaffner erklärte uns, sieben sei die zulässige Zahl. Die Einrichtung der Wagen ist dürftig, sie hält den Vergleich mit den Fahrzeugen der Ugandabahn nicht aus. Indes ist der jetzige Fuhrpark nur ein Behelf; demnächst kommen bessere Wagen, auch in größerer Anzahl, hinaus, und bei dem raschen Fortschritt des Baues wird man mit den neuen Wagen schnellere Züge bilden und die alten für den Lokalverkehr bestimmen. Auch das Lokomotivmaterial ist noch mangelhaft. Es ist noch eine Klingenbahn. Von den zentralafrikanischen Bahnen darf man überhaupt keinen so flotten Verkehr erwarten wie von den europäischen, und es kann daher auch nicht meine Absicht sein, die Verwaltung zu

belasten; ich will nur zeigen, daß in der Kolonie das wenige Vorhandene an Verkehrsanlagen nur provisorisch ist. Wo man geht und steht, hört man die Redensart: „Schade, daß Sie nicht einige Wochen später gekommen sind, wir hätten Ihnen die Sache dann fertig zeigen können, denn mit dem nächsten Dampfer kommen unsere neuen Maschinen.“ Ganz recht, aber der Besucher selbst kommt so wie so überall einige Wochen später hin, als er gedacht hatte. Ein Suahili-Sprichwort lautet: Haraka, haraka, haina baraka (Eile, Eile bringt keinen Segen). Damit muß sich der Europäer abfinden.

Die Strecke führt zunächst durch die weiten Kokospalmenbestände, die Daresalam im Bogen einschließen, eine Schöpfung der ehemaligen Oberherren des Küstengebietes, der Araber oder vielmehr Wasuahili von Sansibar. Die Palmen könnten viel mehr tragen, wenn die Pflanzweite nicht zu eng wäre. Allmählich wird das Gelände welliger, der Busch tritt in die Erscheinung. Die Bahn führt in Rehren durch die Duguberge, wo der Busch zum Wald wird und Nutzholzer mit den ewigen Schirmakazien abwechseln. An einem Bach ist eine Haltestelle, an der die Reisenden, die von den großen Dampfern aus in Daresalam einen Tagesausflug ins Innere unternehmen wollen, ihre Picknicks abzuhalten pflegen. Kurz vor Soga liegen die ersten Pflanzungen, Sisalagaven und der magere Manihotbaum, die in der Kolonie allgemein gebaute Kautschukpflanze. Keine schöne Augenweide, aber ein erfreuliches Zeichen der Pflanzertätigkeit.

Ansiedler aus den verschiedensten Ständen kaufen Land vom Fiskus und von der Eisenbahngesellschaft, als deren Landkommissar seit einiger Zeit der im Aufstade des Südens hart mitgenommene Herr Pfüller tätig ist, der auch an einer der Stationen eine größere Pflanzung angelegt hat und weiter landein den Boden für eine zweite urbar macht. Er baut auch Caranovica, perennierende Baumwolle, von der man sich in der Kolonie viel verspricht. Die Saat kommt aus Australien. Es wäre von großem Nutzen, wenn diese Baumstaude sich auch hierlands bewährte und die Kosten der jährlichen Ausfaat erspart würden, doch sind die Versuche noch nicht abgeschlossen. Auf dem Gute des Herrn Pfüller arbeitet ein Oberstleutnant z. D. sich in die Pflanzwirtschaft ein; darauf übernimmt er die Leitung eines Vorwerks dieses Gutes selbständig, um später seine eigene Pflanzung nach den gesammelten Erfahrungen anzulegen. Gutsnachbar des Herrn Pfüller, um einige Bahn-

stationen, ist ein Graf Pücker, und ein Graf Arnim und ein Graf Matschka folgen seinem Beispiel und werden Pflanzler. Die Baumwollfelder, an denen wir vorbeifahren, sind in gutem Stande, indes sind die Stauden ziemlich niedrig und nur mager mit Knospen, Blüten und Fruchtslocken bedeckt; an andern Stellen in der Kolonie sind höhere Erträge zu erwarten, hier freilich machen die Verkehrsverhältnisse und die Möglichkeit, Maschinen zum Entfernen der Wolle und Pressen der Ballen herbeizuschaffen, den Betrieb auch bei verhältnismäßig geringem Ertrage lohnend. Leider ist es noch zu früh, um Angaben über Ertrag auf das Hektar zu verlangen. Land an der Strecke ist noch reichlich zu haben.

Die Landfrage ist freilich durch das Konzessionswesen etwas verwickelt. Zunächst bleibt zu beiden Seiten der Strecke ein Streifen von 30 m für die Bahn vorbehalten. Es ist schon viel abgeholzt worden, und an manchen Stellen waren Rodungsarbeiten im Gange; gegen Abend, namentlich kurz vor Morogoro, fuhren wir an zahlreichen Stellen vorbei, wo das Feuer das Rodungswerk ergänzte und würziger Rauch zu uns drang, eher angenehm als störend. Die Lokomotiven werden noch zu zwei Dritteln mit deutscher Kohle und nur einem Drittel Holz befeuert, doch binnen kurzem, wenn die neuen, für Holzfeuerung besonders gebauten Maschinen benutzt werden, kommt, wie auch auf der Ugandabahn, nur mehr Holz zur Verwendung. Der Kostenunterschied zugunsten des Holzbrandes ist mindestens wie 1:3. Somit werden wir bald erleben, daß auf den Stationen lange, von Schienenstücken gehaltene Holzstapel zur Verladung gebildet werden, und der afrikanische Busch wird reichlich für stetigen Nachwuchs sorgen, auch ohne besondere Hilfe der Forstverwaltung, die andern Aufgaben nachgehen kann.

Doch nun weiter in der Landfrage. In das Gelände hinter dem 30 m-Streifen teilen sich zu beiden Seiten der Fiskus, die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft und die Eisenbahngesellschaft, welche letztere nach der Übernahme des größern Teiles ihres Aktienkapitals durch das Reich schon mehr oder weniger als ein öffentliches Unternehmen anzusehen ist. Eine erste Teilung nach Quadraten von je 9 qkm hat zwischen dem Fiskus und der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft stattgefunden; dazwischen schieben sich jedoch, von km 15 an, achtzehn Streifen von 15 qkm für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft (D.O.A.G.) als Entschädigung für den Küstenstreifen, den sie mit den Hoheitsrechten vom Sultan von Sansibar erworben und dann dem Reich abgetreten hatte. Von km 120 an, bei Station Ukama,

in der Landschaft Usagara, teilt sich der Fiskus mit der D. D. A. G. in Quadrate von 9 qkm, jedoch mit zwölf Streifen von 15 qkm in regelmäßiger Abwechslung für die D. D. A. G. Sie soll im ganzen 41 600 ha erhalten. Über Morogoro hinaus gibt es keine Konzessionen. Vorläufig verkaufen nur der Fiskus und die Eisenbahngesellschaft, letztere ohne weitere Bedingungen, ersterer in der für die Veräußerung von Kronland allgemein in der Kolonie geltenden Weise, daß das Land zuerst nur in Pacht gegeben wird und erst nach Maßgabe der Bebauung nach und nach gekauft werden kann. Anscheinend herrscht viel Nachfrage, außer bei der D. D. A. G., doch pflegen sich An siedlungslustige mit Kapital neuerdings mehrere Teile der Kolonie anzusehen, bevor sie sich endgültig zur Niederlassung entschließen.

Morogoro, heute der Sitz des Bezirksamtes, das ehemals in Kilossa war, war bisher als Endpunkt der Bahn auch der Lagerplatz für den Weiterbau der im vorigen Jahre vom Reich der Kolonie gewährten großen Bahn nach Tabora. Als Bauleiter für die 90 km lange erste Strecke Morogoro-Kilossa empfing mich auf dem Bahnhof der bekannte Ingenieur S c u t a r i. Zunächst einiges über die Bedeutung des Platzes selbst. Man fragt sich vielfach, ob nach dem Vorrücken des Bahnbaues der Ort seine gegenwärtige Bedeutung beibehalten wird. Allein man braucht sich keinen übertriebenen Hoffnungen hinzugeben, um ihm ein sicheres, wenn auch bescheidenes Dasein nach dem Wegzug der „Holzmänner“, wie man gemeinhin das Personal der Baufirma Th. S o l z m a n n u. Co., Frankfurt a. M., bezeichnet, vorauszusagen. Der Ort ist erst infolge des Bahnbaus entstanden und hat schon eine Existenzberechtigung an sich als Zentralstelle für den Handel mit den umwohnenden Eingeborenen, als Station für die Abfuhr von Glimmer und als Stützpunkt für die in der Nähe liegenden oder entstehenden Pflanzungsanlagen der Europäer, abgesehen von dem Verkehr, den immer ein Bezirksamt oder eine Bezirksnebenstelle hervorruft; alle paar Wochen wenigstens haben die Europäer eines Bezirks dort Geschäfte zu erledigen, und die Eingeborenen kommen von weitem, um im „Schauri“ Recht zu nehmen.

Eine Straße, die sich nach und nach mit Häusern und Hütten füllt und an der eine der größten europäischen Handelsfirmen von der Küste eine Niederlassung eröffnet hat, führt quer vom Bahnhof ab, an dem kleinen eingehegten, aus runden Hütten bestehenden Eingeborenendorf vorbei, über dessen Tumben- oder Schulzenhaus die deutsche Flagge weht, dann über eine Brücke nach einem

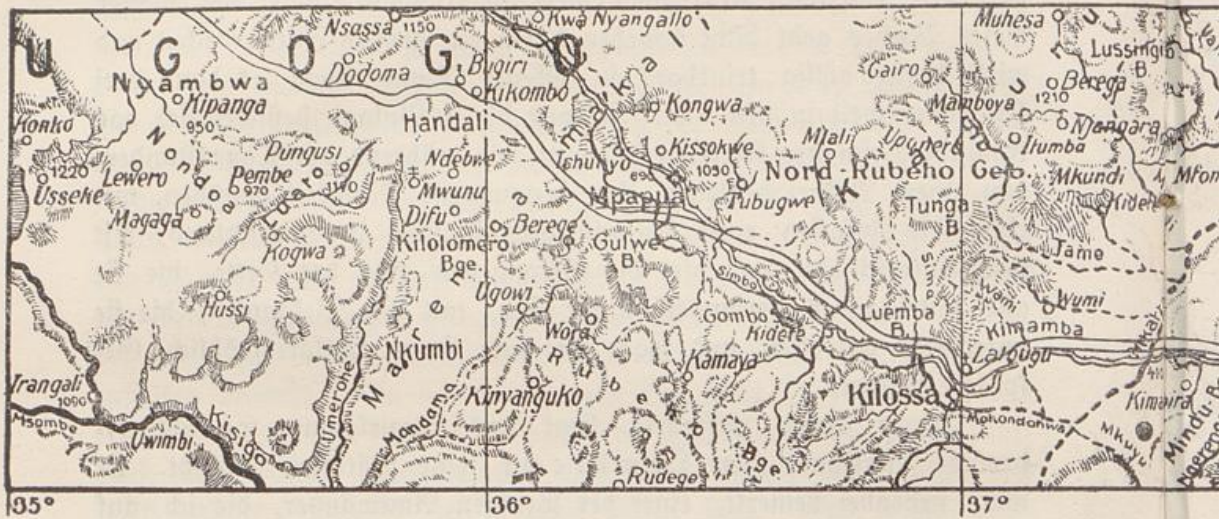
neuerdings eröffneten „Kaiserhof“, der, wenn man die Verhältnisse der Kolonie berücksichtigt, einen so prunkvollen Namen eher annehmen durfte als manche andere wirtsame Stätte. In vier Monaten ist der Gasthof entstanden; stolz erhebt sich der Steinbau, um den an drei Seiten Galerien laufen; Küche und Schlafräume liegen in besondern Gebäuden. An der Straße nach Kilossa liegt ein freier Platz, an den sich nach zwei Seiten Indierläden und Hütten reihen. Im Winkel, den an diesem Platz die Straße nach dem Bezirksamt und den Uugurubergen bildet, steht die gedeckte Markthalle — unter der man sich indes weiter nichts als einen offenen Schuppen vorzustellen braucht — in der den ganzen Tag über frisches Fleisch verkauft wird, etwas, was sich wegen der Tsetsefliege, die einen Auftrieb auf weitere Entfernungen unmöglich macht, leider nicht von allen größern Plätzen der Kolonie sagen läßt. Hier kommt fortwährend von dem nahen Gebirge Schlachtvieh herunter. Die Straße nach dem Bezirksamt ist schön und breit angelegt und mit jungen Bäumen bepflanzt. Auch sind hier zahlreiche Dufas, Indierläden, zwischen den Eingeborenenhütten eingestreut, die mit dem gedeckten Vorbau und weiter Sitzbank den verbesserten Wohnungstyp darstellen. Alles erst infolge des Bahnbaues entstanden.

Auf die Hütten folgen Felder, dann, am Fuße des Uugurugebirges, liegt ein größerer Versuchsgarten der Kommune, d. h. der Körperschaft, die in den meisten Bezirken der Kolonie gebildet worden war, um die materiellen Aufgaben der Verwaltung zu vollführen, u. a. Wege und Brücken anzulegen; die Kommune unterstand dem Bezirksamtmann, und ihre laufenden Geschäfte besorgte ein besonderer Kommunalsekretär; der Bezirksrat sprach dabei mit. Der Ausdruck „Kommune“ war, wie so manche andre in dem amtlichen kolonialen Wortschatz, schlecht gewählt, denn die Kommune erstreckt sich räumlich in der Regel über den ganzen Bezirk. Jetzt sind die Kommunen aufgehoben, und der Streit darüber, ob das richtig war, tobt noch weiter. Außer dem Versuchsgarten, der ohne fachmännische Leitung keine besondere Bedeutung hat, unterhält die Kommune an der andern Seite der Straße eine Baumwollschamba. Das Kisuahiliwort Schamba erscheint mir besser als das keiner Kultursprache angehörige „Plantage“. Die Baumwolle aus dieser und den Eingeborenenchamben, sowie den Europäerpflanzungen der nächsten Umgebung, wird in einer Entkernungs- und Pressenanlage, die das Kolonialwirtschaftliche Komitee hinausgeschickt hat, durch die Kommune versandtfähig gemacht. Die Anlage wird durch ein Wasserrad

getrieben, das seine Kraft von einem Gebirgsbach erhält; das Wasser dieses Baches geht dicht daneben durch ein großes Filtrierbecken und wird darin völlig trinkbar; in offener Rinne fließt es dann drei Kilometer weit in den Ort. Unweit dieser Anlage befindet sich das trauliche Heim der Rettengefangenen, die während der Tagesstunden, von einem Askari begleitet, ihre erzwungene Tätigkeit ausüben, wie etwa die Insassen einer Provinzialstrafanstalt in Deutschland, mit dem Unterschiede, daß hier die Gefangenen trotz der Kette, die sie alle miteinander verbindet, unter sich, mit den Bekannten, die sie unterwegs antreffen, und sogar mit dem Herrn Askari fröhliche Gespräche führen.

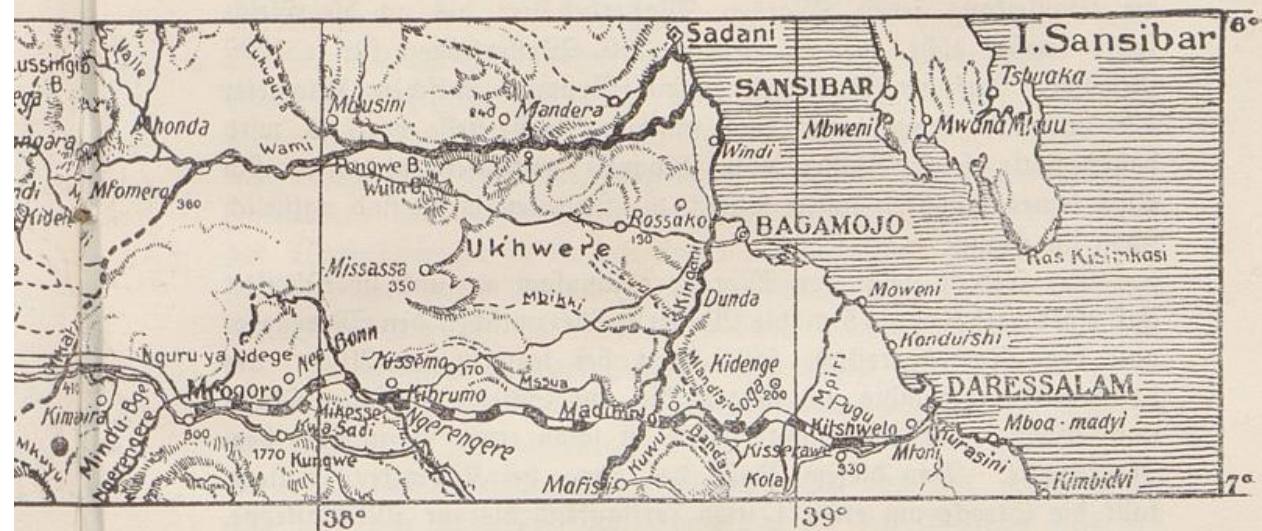
Etwas rechts aufwärts liegt das Bezirksamt, wo als erprobter Afrikaner Herr Lambrecht seine Tätigkeit ausübt. Er war, nebenbei bemerkt, einer der wenigen Amtsmänner, die ich auf einer mehrmonatigen Wanderung durch Deutsch-Ost auf ihrem Posten begrüßen konnte, denn der Bezirksamtmann soll viel im Lande reisen, um mit den Bewohnern seines Bezirkes in Fühlung zu bleiben, und das geschieht erfreulicherweise allgemein. Eine schöne Aussicht auf die Ebene und die der Uugurukette gegenüberliegenden Gebirgsstöcke bietet sich von dem Altan des Bezirksamtes. Dieses liegt zweifellos zu fern von dem Ort, wie die Ansiedler, die in Geschäften häufig vorsprechen müssen, wohl empfinden mögen. Indes war früher geplant gewesen, die Bahn unmittelbar an den Uugurubergen vorbeizuführen, und dann wäre die Lage die richtige gewesen; so muß der Übelstand eben ertragen werden. Noch höher auf dem Abhang, schon steil hinauf, kommt man an den niedlichen Häuschen der einzelnen Bezirksbeamten vorbei; die Herren unterhalten für ihre Messe einen von dem Gebirgsbach berieselten, humusreichen Gemüsegarten. Als Gegenstück zu dem Bezirksamt erhebt sich im Osten auf einem Vorsprung des Gebirges in ungefähr gleicher Höhe eine katholische Missionsstation.

Wir biegen vor dem Bezirksamt links ab und auf Ziegenpfaden, bei praller Sonnenhitze, durch eine enge Schlucht, gelangen wir auf das Glimmerwerk des Herrn Prüsse. Gerade wird eine Sendung fertig gemacht, die, in Kisten von der Größe der in Deutschland für den Kleinverkauf an Handwerker üblichen Blechplattentisten, auf Negerköpfen hinuntergeht, um mit dem nächsten Dampfer verschifft zu werden. Wir sehen den durchsichtigen, feuerichern Stoff, das Fensterglas des Erdbodens, in seinen



verschiedenen Größen und Färbungen gesichtet und erfahren einiges über die Preise, die sich für ganz klare Ware bis zu 14 Mk. für das Kilogramm steigern. Noch weiter und immer steiler hinauf geht es nach einer der Gruben selbst, wo im Stollenbau zahlreiche Hauer die Adern freilegen. Aus dem dunstigen Innern werden die geförderten Platten, etwa handdick, gesondert und von geübten Arbeitern gespalten und zurechtgeschnitten. Anderer als Leute aus den Ulugurubergen bedarf man in den Werken diesseit wie jenseit des Bergkammes nicht; die Waluguru, einst sehr arbeitsscheu, haben sich seit einigen Jahren für allerlei Arbeiten gewinnen lassen, und viel hat dazu die Geschmeidigkeit eines Griechen beigetragen, dem gegenwärtig als Leiter einer großen Baumwollpflanzung eine wichtige Aufgabe in der Kolonie zufällt. Was indes die Glimmerwerke betrifft, so wird allgemein anstatt des Stollenbaus der einfache Tagebau bevorzugt, und diejenigen, die ihre Werke in dieser Weise betreiben, behaupten, wirtschaftlicher zu arbeiten, als wenn sie die hohen Kosten der Schachtzimmerung tragen müßten. Ein erfahrener rheinischer Ingenieur, der in der Nähe von Wilhelmstal in West-Ufambara Glimmerfelder belegt hat und bald in Betrieb zu nehmen gedenkt, Herr Höfinghoff, hat sich ebenfalls für Tagebau entschieden.

Hinunter nahmen wir den Weg über einen Saumpfad, der uns auf einen breiten, festgestampften Kommunalweg führte, auf dem wir bequem, an kleinen Forstkulturen von Gerberakazien vorbei, zum Bezirksamt gelangten. Dieser



Weg führt etwa 20 km weit über den Ramm in die Waluguru-  
dörfer, wo ziemlich viel Wohlstand herrscht und die alte Abge-  
schiedenheit aufgehört hat, in der die Leute, nur mit einem Schurz  
bekleidet, ihre kleinen Schamben bauten, die ihnen nur für sich  
selbst Nahrung zu ergeben brauchten, während sie nunmehr für  
den Verkauf nach unten arbeiten und in üppige Gewänder gehüllt  
einhergehen, die Männer in dem langen, Ransu genannten Hemde,  
die Frauen gekleidet in auffällig gemusterte, schwarz-weiß-braune  
Baumwolltücher.

Unter Führung des Oberingenieurs Scutari führen wir mit  
einem großen Wasserwagen auf die Baustrecke. An dieser kommt  
bis Kilometer 38 kein Wasser vor, und dann wieder keines bis  
Kilometer 61. Es wird daher jeden Morgen den Arbeitern Wasser  
zugeführt, und zwar so, daß zwei Mann täglich sechzehn Liter er-  
halten. Damit können sie vor ihren Grasshütten nach beendigtem  
Tagewerk abkochen. Dem europäischen Leser wird diese Angabe  
etwas kleinlich, die Wasserzufuhr als etwas ganz Natürliches vor-  
kommen. Gewiß. Aber man mußte sich in Afrika bei der Be-  
handlung der eingeborenen Arbeiter erst in die Anschauung einleben,  
daß wer gut schmiert auch gut fährt. Man verließ sich zu sehr  
darauf, daß die Neger sich für Essen und Trinken schon zurecht  
finden würden; diese Sorglosigkeit der Weißen gegenüber den sorg-  
losen Eingeborenen hört jetzt auf, und zwar nicht nur beim Bahn-  
bau. Man sagt sich mit Recht, daß auch der Neger manchmal bei  
der Arbeit einen Schluck Wasser nehmen muß. Dadurch aber, daß

die Bauleitung jeden Morgen Wasserbehälter bis an die Gleisspitze laufen läßt, erspart sie sich 250 Wasserträger für je 1000 Arbeiter. Auf der Baustrecke jenseit Mpapua, zwischen Kilometer 120 und 220, kommt nur eine ständige Wasserstelle vor; es wird daher nötig sein, Wasser von Mpapua nachzusenden, wenn sich etwa keines erbohren lassen sollte; die Arbeiten dazu sind natürlich schon im Gange.

Die Strecke steigt von Morogoro langsam an und überschreitet auf einer Höhe von 15 m die Wasserscheide zwischen den Morogoro- und dem Ngerengerefluß, fällt dann bei Isterim um 30 m, um dann wieder beständig zu steigen bis zur Scheide zwischen Ruhu und Wami; der Höhenunterschied ist schon etwa 90 m über dem Ngerengere. Von diesem Paß, der etwa bei Kilometer 15 liegt, fällt die Strecke um etwa 170 m fortlaufend bis zur Mtattasteppe, und dann wieder bis Kilossa, wo mehrere Wasserläufe zu überbrücken sind. Nach Kilossa geht die Strecke auf etwa 40 km den Mukondokoa, weiter auf etwa 10 km den Nyassugwe entlang. Hinter Mpapua werden drei Seen berührt, die nur während der Regenzeit Wasser führen.

Nach Überschreitung der Wasserscheide zwischen dem Wami und dem großen afrikanischen Graben wird am westlichen Grabenrande Kilimatinde erreicht, und die Strecke hält sich auf dem dortigen Plateau. Gegenwärtig ist die Bauzentrale schon von Morogoro nach Kilossa, das Trassierungsbureau von Kilossa nach Kilimatinde verlegt, und wie der Geschäftsverkehr dem Schienenstrang vorausseilt, zeigt sich darin, daß am letztern Ort ein Laden nach dem andern erbaut wird. Zwischen Kilossa und Kilimatinde vollzieht sich bei den scheuen Wagogo derselbe Wandel, den die Waluguru durchgemacht haben; sie treiben ihre Ziegen an die Strecke und kaufen sich für den Erlös Tücher und was sie sonst bedürfen. Ihren beginnenden Wohlstand macht sich die Regierung schon zunutze, indem sie die Hüttensteuer bei ihnen von 1 Rupie auf den allgemein in der Kolonie üblichen Satz von 3 Rupien erhöht; demnächst vollzieht sich dieser Prozeß, dank der Eisenbahn, auch noch bei andern Stämmen, und dann ist die Erhebung der Hüttensteuer so gut wie ganz in der Kolonie eingeführt, und diese rückt, da ihre Finanzen sowieso günstig stehen, dem Zeitpunkt nahe, wo sie den Reichszuschuß entbehren und mithin unabhängiger von Berlin werden kann.

Etwa 60 km vor Tabora wird die Wasserscheide zwischen dem

Atlantischen und dem Indischen Ozean, und wenn man will, zwischen diesen Weltmeeren und dem Mittelmeer erreicht. Von dieser Wasserscheide wäre der Abfall für Zweigbahnen nach dem Tanganjika und dem Viktoria Nyansa ziemlich sanft. Bei der Trassierung zwischen Kilimatinde und Tabora wird darauf Bedacht genommen, eine nördliche Führung einzuhalten, um in der Nähe der Wempäresteppe zu bleiben und die Möglichkeit zu schaffen, die in der Nähe dieser Steppe liegenden Goldgruben in den Bereich der Bahn zu ziehen. Den Betrieb dieser Gruben will von Sekente aus der bekannte frühere Schutztruppenoffizier Schloifer, als Leiter der im vorigen Jahre gegründeten neuen Bergwerksgesellschaft, in der nächsten Zeit einleiten. Er hat zu diesem Zweck voriges Jahr große Maschinenanlagen hinausgebracht und über die Ugandabahn und auf den Viktoria-Nyansadampfern an das deutsche Ufer des Sees gebracht, um sie durch Tausende von Trägern an ihren Bestimmungsort zu schaffen. Ein derartiger Transport hat natürlich gute Weile, und nur ein erprobter Afrikaner, und nur ein so hoffnungsfreudiger wie Hauptmann Schloifer, durfte sich das zutrauen. Es ist ihm bestens gelungen.

Die 90 Kilometer von Morogoro nach Kilossa hat die Bauleitung im Juni 1908 begonnen und Anfang Juni 1909 vollendet. Es sind 10 000 Arbeiter auf der Strecke, zeitweise sogar mehr. Jedenfalls rechnet die Bauleitung für die ganze Strecke von etwa 700 km von Morogoro bis Tabora nicht mit den ihr zugebilligten sieben Jahren, sondern nur mit vier oder fünf.

Einiges über die technischen Verhältnisse des Bahnbaues bietet Interesse. Auf dem Teil der Baustrecke, den ich abgegangen bin, bot eine Brücke über den Morogorofluß Schwierigkeiten, weil die Grundmauern unter Wasser errichtet werden mußten und für eine solche Arbeit in Afrika immer nur noch primitive Mittel zur Verfügung stehen. Anderswo läßt sich mit Luftdruck arbeiten, hier jedoch müssen Brunnen versenkt werden, und es ist notwendig, das Wasser durch fünf oder sechs Pumpen zu heben, damit die Leute im Trockenen arbeiten. Eine Brücke weiterhin, über den Ngerengere, hat 32 m Spannweite; vorläufig wird der Bauverkehr über eine hölzerne Brücke geleitet, bis das Eisengerüst aus Europa eintrifft. Die Brücke erhält zwei Flußöffnungen von je 10 m. Bei den übrigen Brücken und Durchlässen haben sich Störungen dadurch ergeben, daß die Steine aus Entfernungen von mehreren Kilometern auf Negerköpfen herangezogen werden mußten, ebenso der Zement und das Wasser

für die Maurerarbeit. Um einen Begriff von den Schwierigkeiten zu geben, die sich für Arbeiten dieser Art in Afrika bieten, sei erwähnt, daß für einen großen Durchlaß, den ich bei km 17,2 be-  
sichtigen konnte, 3600 Träger von Morogoro aus den Zement, und  
ebensoviele das Wasser anbringen mußten; das macht 7200 ganze  
Trägertage zu einer halben Rupie oder 67 Pfg. Es wird gegen-  
wärtig an einer Stelle der Bahnstrecke eifrig nach Zementgruben  
geforscht; gute Anzeichen sind vorhanden und recht kapitalkräftige  
Personen stehen hinter dem Unternehmen; gelingt dieses, so hat in  
erster Linie die Eisenbahn Vorteil davon, denn man berechnet ihren  
Bedarf noch auf fünf bis sechs Millionen Mark. Die Regierung  
hat ein Kalklager in Kilossa untersuchen lassen; es scheint sehr er-  
giebig zu sein. Bei km 11 befindet sich ein Schotterbruch, der  
20 000—30 000 cbm liefert, die auf der fertigen Strecke zugeführt  
werden; es wird dort mit den verbesserten Mitteln der Technik ge-  
arbeitet, wogegen auf einem andern Bruch, einige Kilometer weiter,  
der Schlag nur in primitiver Weise bewirkt werden kann, da die  
geringere Ergiebigkeit umfassendere Einrichtungen nicht lohnen würde.  
Von diesem Bruch aus muß die Strecke bis km 60 bedient werden,  
in Kilossa muß dann eine neue Schlagstelle geschaffen werden, um  
die davorliegenden 30 km zu beschottern und die Steine für die  
Brücken in der Mkatsteppe abzugeben. Von Kilossa aus tritt dann  
ein neues Hilfsmittel in Tätigkeit, der Motorlastwagen.

Fünf solcher Fahrzeuge, die vor allem Zement und Lebensmittel  
auf die Baustellen bringen sollen, hat die Daimlergesellschaft geliefert,  
die auch bewährte Fahrer mitgesandt hat. Ein solches Fahrzeug be-  
steht aus einem Lastwagen mit dem Motor für fünf Tonnen Last,  
und einem Anhängewagen für vier Tonnen. Daneben kommt ein  
Personenwagen auf die Strecke, der für Besichtigungen bestimmt ist  
und 1500 kg aufnehmen kann, sei es leichtes Material, sei es Pro-  
viant, Zelte usw. Damit, daß die Wagen während der Regenzeit  
nicht fahren können, ist selbstverständlich gerechnet worden. Einst-  
weilen wird neben der Strecke abgeholzt, um für sie einen fahrbaren  
Streifen freizumachen. Einige der vorläufigen Holzbrücken, die für  
die Durchführung des Oberbaues notwendig waren, sind verbreitert  
worden, um dem Motorverkehr Raum zu schaffen. Die Leistungs-  
fähigkeit ist nach der bisherigen Erfahrung festgestellt. Während  
man im Kongolande auf den Straßen in den östlichen Provinzen,  
fern von jeder Zufuhr, die Motorwagen mit Holz befeuern muß,  
kann hier Benzin verwendet werden. Die ganze Einrichtung stellt

sich nebenbei als ein Versuch dar, den die Industrie im Interesse der Kolonie unternimmt, um ihr ein einfaches Verkehrsmittel anzuweisen, das auf den fahrbaren Straßen die Zufuhr zu den Eisenbahnen erleichtern wird.

Die Baustrecke bot Schwierigkeiten nur in der Mkatteebene, wo eine Durchflußweite von 300 m bei km 38 vorzusehen war; es waren da Dämme aufzuschütten, um den Bahnkörper vom Hochwasser freizuhalten. Ferner sind einige schwerere Arbeiten zwischen Kilossa und Mpapua erforderlich, weil ein ziemlich enges Flußtal zu überschreiten ist und die Ausläufer des Gebirges durchschnitten werden müssen. Endlich bietet für später der Aufstieg nach Kilimatinde einige schwierige Aufgaben.

Auf der Strecke kehrten wir zur Frühstückszeit in eine der geräumigen Grasshütten ein, die das Baulager bildeten. Der bauleitende Ingenieur hatte sich darin mit allerlei bequemen Feldmöbeln recht wohnlich eingerichtet. In einer der Hütten wurde eifrig am Reißbrett gearbeitet, während in einer Feldschmiede ein indischer Handwerker eine Anzahl der bekannten viereckigen Eimer ausbesserte, in denen von Kapstadt aus das Petroleum nach der Ostküste verschifft wird und die allgemein im Innern, wo jedes Gefäß und jeder Behälter seinen Wert hat, als Wassereimer benutzt werden. Diese Klempnerarbeit war seine Aufgabe für den Tag; am andern Tage mochte er Arbeitsgeräte ausbessern oder schärfen, oder was sich sonst bot, aber stets geht es im großen und mit Methode her.

Daneben gingen die Erdarbeiten unter fortwährendem rhythmischen Gesang schrittweise voran. In einer langen Reihe, quer über der Strecke, stehen die Arbeiter und schlagen im Takt, in gemessenen, und zwar ziemlich weiten Abständen, mit der Hacke oder dem Stampfer auf den Boden. Es kommt für die Leistung viel darauf an, ob bei einer Gruppe oder dem Schacht, wie der fachmännische Ausdruck lautet, ein guter Vorsänger ist. Bei jedem Schacht steht ein europäischer Aufseher, der meist nur durch stille Winke seine Befehle erteilt. Lautes, aufgeregtes Rufen, das bei einzelnen Weißen noch beliebt: „Haya, Haya!“ würde nicht zum Ziele führen. Daran, daß der Neger nur einen Bruchteil der Tagesleistung eines Europäers vollbringt, haben sich die Bauführer längst gewöhnt: ein Italiener leistet fünf Kubikmeter täglich, ein Neger nur eines. Die Arbeiterbeschaffung ist eine Aufgabe, die für ein so großes Unternehmen wie den Bahnbau nach Tabora sorgfältig gelöst sein will. Auf der Strecke hat ein Aufseher in der Regel sechzig bis hundert

Leute unter sich. Die Erdarbeiten geschehen zum Teil in eigener Regie der Baufirma, zum Teil werden sie an Unternehmer vergeben, die in den bevölkerten Gegenden ihre eigenen Verbindungen haben. Es kommt den Eingeborenen viel darauf an, unter bekannten Wafungu, Europäern, zu arbeiten; von den Ingenieuren sind manche zum zweiten Male hinausgekommen, und die Leute kehren gern zu ihnen zurück. Die Unternehmer sind vielfach Griechen und Italiener. Wenn ein Aufseher sich einmal den Ruf allzu großer Schärfe zugezogen hat, laufen ihm die Leute davon und lassen ihr Guthaben im Stich, denn das Geld spielt bei ihnen weniger eine Rolle als gute Behandlung. Hier wäre nichts verkehrter als die militärische deutsche „Schneidigkeit“, daher die starke Heranziehung von Südländern mit mehr orientalischem als europäischem Temperament.

Die Arbeiter sind zum großen Teil Wamyanwesi und Waluguru. Erstere sind in der ganzen Kolonie und sogar in Britisch-Ostafrika, wohin ihr Wandertrieb sie manchmal verschlägt, die Meistbegehrten und vielfach auch Höchstgelöhten. Was die Waluguru betrifft, so bedurfte es anfänglich eines gewissen Druckes, um sie herbeizuführen, jetzt aber finden sie sich in Scharen ein. Dazu kommen Leute aus allen Teilen der Kolonie, sogar aus dem äußersten Süden. Es ist auch den Stämmen, die, wie die Waluguru, früher herbeigeschleppt werden mußten, klar geworden, daß man von ihnen keine Zwangsleistung, sondern eine regelrecht gelohnte Arbeit verlangt. Viel wirkt auch, daß der Neger lieber in Scharen arbeitet, wenn er singen und sich in langem abendlichen Zusammentauern beim Feuer unter freiem Himmel ausplaudern kann. Im übrigen wirkt der Zuzug nach der Bahnstrecke auf die nächstgelegenen Unternehmungen eher befruchtend als störend: für das Ottosche Baumwollenunternehmen in Kilossa sowie für dasjenige des Ingenieurs Scutari sind reichlich Arbeitskräfte zu haben, für letzteres sogar aus Neu-Langenburg am Nyassa-see, weil die Leute gern unter dessen Leiter arbeiten; es ist derselbe Grieche, der die Waluguru zu überreden vermocht hat, er hat jedenfalls der Kolonie einen großen Dienst geleistet.

Allenthalben ist es Aufgabe der Unternehmer, darauf zu sehen, daß ihre Leute die richtige Verpflegung finden. An der Bahnstrecke essen die meisten Arbeiter Reis kost; nur die Iramba verlangen Mehl, und es wird gesorgt, daß stets Kupfergeld vorhanden ist, damit sie sich davon Bananen, Bohnen oder was ihnen sonst beliebt kaufen können. Einzelne Arbeitergruppen wissen sich mit einer für Neger bemerkenswerten Beweglichkeit in die neuen Verhältnisse zu fügen.

So hat sich beim Wassertragen, da wo es noch nötig ist, eine Art Akkordarbeit ausgebildet, indem die Träger übernehmen, drei der vorerwähnten Wassereimer täglich an Ort und Stelle zu bringen; sie nehmen morgens deren zwei zusammengebunden auf den Kopf, und holen nachmittags den dritten; auf diese Weise legen sie bis zu vierzig Kilometer täglich zurück. Übrigens kommt die Stückarbeit auch auf den Pflanzungen, namentlich beim Kautschuksammeln, vor. Daß die Baufirma einen Sanitätsdienst eingerichtet hat, braucht nur nebenbei erwähnt zu werden; die Eingeborenen erwarten, wie jeder weiß, der in Afrika gereist ist, von jedem Weißen ärztliche Behandlung, und erst recht von einem großen Unternehmen. Dieses muß aber auch bei dem starken Zusammenströmen von Menschen mit den Behörden bei der Durchführung der gesundheitspolizeilichen Maßregeln Hand in Hand gehen. So wurde von einem Transport von 2000 angeworbenen Leuten ein guter Teil als krank wieder nach Hause geschickt.

Vor uns liegt in gelben Strichen die Mattasteppe. Im Hintergrunde, leicht blau gefärbt, die Berge von Kiloffa. Der Tag geht zur Neige. Das Feilschen und Scherzen in der Markthalle läßt nach. Auf einmal vernimmt man aus der Ferne schmetternde Hörnerklänge. Es ist wohl die Schutztruppenkompagnie, die von der Tagesübung zurückkehrt? Es fehlen aber die Pfeifer, die am frühen Morgen beim Ausrücken unsere bekannten Marschweisen gespielt haben. Näher kommt der Lärm, kein Hörnerblasen ist es, sondern ein fröhliches Tuten in die Kalebasseninstrumente, die im fernen Innern noch beliebt sind. Es ist eine Safari. Der weiße Reisende ist seinem Troß vorangeeilt und labt sich irgendwo bei Bekannten oder Unbekannten. Zuerst kommen einige Polizeiasikari mit dem 71 er auf der Schulter. Es ist also ein Beamter. Dann folgen die Träger mit schweren und leichten Kisten, Zelt, Bett, Lehnstuhl, und allen möglichen Gepäckstücken, auf denen die Reiseausrüstung der Träger selbst, bunte Decken, grelle Grasmatte und Wasserkalebassen, lange Stücke von Zuckerrohr, an denen die Leute während des Gehens zu kauen pflegen, und was sonst [noch verschürt ist. Im Zuge wird auch eine Ziege mitgeführt, um frisches Schlachtfleisch abzugeben; einige der Träger oder Asikari haben ihre Frauen mitgenommen, eine trägt gar ihr Kind auf der Hüfte. Alle sind guter Dinge und singen aus Leibeskräften, denn die Karawane ist hier, am vorläufigen Endpunkte der Bahn, am Ziele angelangt. In geschlossener Linie rückt sie auf den Lagerplatz, der Reisende kann

mit seinen Leuten zufrieden sein und ihnen für den Abend eine reichliche Beikost von Fleisch spenden.

Bald weiß man, wer er ist. Er kommt über Mahenge aus Neu-Langenburg am Nyassasee und hat „nur“ 35 Tage gebraucht. Seit 6 $\frac{1}{2}$  Jahren hat er keine Eisenbahn gesehen. Auch nicht viele Weiße, denn er ist ziemlich schweigsam geworden, aber nicht mürrisch, und taut bald im Gespräch auf. Dort oben im Süden trägt man europäische Kleider, kein Weiß oder Khaki, und der Reisende mußte sich letzteres in Gestalt alter Uniformstücke für die Ankunft in den niedern Gegenden beschaffen. Doch die Kultur nimmt ihn freundlich auf, einige Tage später erscheint er auf dem Europadampfer in einem tadellosen Flanellanzug, die Romantik des Hinterwaldes und der Safari ist für ihn vorläufig zu Ende. Für Morogoro ist es wohl die letzte Safari aus so weiter Entfernung, Kilossa, dann Kilimatinde, kommt jetzt an die Reihe. Je kürzer die Entfernung, um so besser für den Beamten, denn er enthält, da er auf Heimaturlaub reist, das übliche Tagegeld von 3 Rp. täglich nicht, es werden ihm nur zehn Träger gestellt, und, da unterwegs unwirtliche Gegenden durchschritten werden müssen, muß viel Proviant mitgenommen werden; somit muß er mehr als doppelt so viel Träger nehmen und hat, wenn ich die gewöhnlichen Lohnsätze zugrunde lege, von den 450 Rp., die Lohn und Kost der Leute ausmachen mögen, etwa 300 für seinen Teil zu bestreiten, außer seinen persönlichen Bedürfnissen. Sold und Verpflegung der Askari stellt der Fiskus.

Wenn man dieses Rechenexempel einige Hundertmal für die Kolonie wiederholt, wird es offenkundig, wie teuer sich die Romantik für den Fiskus, die Beamten und die Privaten stellt, solange kein genügendes Bahnnetz ihnen Erleichterungen bringt. Ich habe später die Leiden und Freuden der Safari selbst gekostet und werde darüber zu berichten haben.

Die Anlage der Eisenbahn bildet in Afrika meist erst den Anlaß zu einer gründlichen Erkundung der Gebiete, die sie durchschneidet. So ist es in allen Kolonien, nicht nur den deutschen. Man kennt den geographischen Charakter der Gegend, allein es kommen immer Überraschungen, und nicht selten erweist sich ein Gebiet, noch bevor der Schienenstrang Gelegenheit zur Schaffung neuer Werke geboten hat, wertvoller als man annehmen durfte. Sollte dies auch für die Maltasteppe zutreffen, deren Unfruchtbarkeit als Grund gegen die Zentralbahn ins Feld geführt wurde? Ein Optimist, den ich als einen der gründlichsten Kenner des zentralen Gebietes bezeichnen kann,

und der bei seinen eignen Unternehmungen in diesem Landesteil den Erfolg für sich hat, hält die Steppe für durchaus nicht so aussichtslos. Obenauf liegt eine fruchtbare Erdschicht, darunter tiefer Sand. Gelingt es, in diese Sandschicht Löcher zu graben und das Wasser regelrecht zu verteilen, so läßt sich sehr gut ein Ackerboden herstellen, ganz flach, in welchem der Dampfpflug auf kein Hindernis stoßen wird. Der Versuch wird jedenfalls gemacht werden, denn an der Strecke wird so leicht kein Land unbenutzt bleiben. Schon haben einige Zumben mit Erfolg kleine Kulturen angelegt.

Für heute will ich jedoch erwähnen, was dank dem Vorrücken der Schienen in dem Gebiet von Morogoro und Kilossa schon vorhanden ist. Auf einem sehr guten Wege fuhr ich eines Nachmittags mit einem General, an dem ich vier Wochen lang in mehreren Teilen der Kolonie einen angenehmen Mitreisenden hatte, von Morogoro die Mluguruberge entlang auf eine Baumwollpflanzung, die zwei junge Leute aus Sachsen, mit dem nötigen Kapital und dem Ernst des Lebens ausgerüstet, 8—10 km vom Ort entfernt angelegt haben. Unterwegs kam uns ein Karren entgegen, der Rohbaumwolle zum Entkernen und Pressen nach Morogoro fuhr. An einem Baume war ein Schild angebracht, das die Anfangsgrenze einer noch zu eröffnenden Pflanzung bezeichnete. Hier und da waren am Wege schon Rodungen, kleine Flächen hatten sogar jungen Kautschubbestand. Wir bogten vor einem schön bebauten Gelände auf den Pflanzungsweg ein, der uns geradeaus auf das Wohnhaus führte. Ganz einfache Räume und Möbel, nach dem bewährten afrikanischen Grundsatz: erst ein kleines Haus, dann, wenn wir etwas verdient haben, ein dauerndes Heim. Die Frau, die hineingehört, wurde zwar nicht erwähnt, aber den stattlichen jungen Leuten, die nach einer guten Bildung ihren Körper beim Militär gestählt haben, und deren einer in der Artilleriebrigade meines Begleiters gedient hatte, wäre sie wohl zu gönnen, häuslich und gesellschaftsfähig zugleich. Indessen das Junggesellenheim ist gut gehalten, wie alles auf dem Gut.

Dieses liegt dicht am Fuß der Berge, deren einer, kahl und rötlich, weit aus der Kette hervorspringt, gerade über der Pflanzung, ein Wahrzeichen für künftige Besucher. Die Besitzer haben vom Fiskus zum Kaufpreis von 3 Rp. für das Hektar 350 bis 400 ha erworben, die noch zu vermessen sind. In der Ebene, wo der Boden unserer heimischen Gartenerde entspricht und aus einem Bach mit klarem Wasser beliebig große Flächen beriefelt werden können, wird Baumwolle gepflanzt, auf den Hängen Manihotkautschuk, wozu der

Müllendorff, Ostafrika im Aufstiege.

Same aus Usambara bezogen worden ist; dort ist der Boden roter Lehm. Die Arbeit begann, wie überall, mit dem Abschlagen und Abbrennen des Busches. Bei meinem Besuch waren etwa 5 ha mit Kautschuk und 8 bis 9 ha mit Baumwolle bestanden, auf einem Drittel der Farm war das Roden beendet, und etwa 100 ha waren für die neue Bestellung schon gehackt. Eine schöne Leistung für eine neunmonatige Tätigkeit. Zwei Drittel Hektar sind mit Mohogo, der mehligten Knollenfrucht bepflanzt, die bei der Ernährung der Eingeborenen so bedeutend ins Gewicht fällt. Sie schießt hoch ins Kraut, dessen Stengel, gleichviel ob feucht oder trocken, in fingerlange Stücke gebrochen und vor der Regenzeit in die gehäufelte Erde gesteckt werden und dann ohne weiteres angehen; je tiefer die Häufelung, je besser die Verieselung der Rinnen, um so größer die Ernte, und von dem Stande der Mohogofelder läßt sich ohne weiteres ein Schluß auf die Brauchbarkeit der Eingeborenen für die Pflanzungsarbeit ziehen. Hier waren die Felder unter europäischer Leitung natürlich nach den besten Regeln bestellt.

An Arbeitern fehlt es nicht: die Waluguru aus der Nachbarschaft erhalten 7 Rp. monatlich, aber kein Kostgeld, die Wanyamwezi, wie immer die Höchstgelöhnten, 9 Rp. nebst einem Kostgeld (Poscho) von 15 Heller. Vor den Wirtschaftsgebäuden saßen vor einem großen Haufen Baumwollflocken Kinder, die für 12 Heller täglich die Flocken auslesen oder mit sonstigen leichten Arbeiten beschäftigt werden. Diese Auslese ist hier wie fast überall in der Kolonie notwendig, weil die Saat, die aus Ägypten bezogen wird, durcheinander gerät und dann nach der Ernte die drei in Betracht kommenden Sorten vor der Entkernung gesichtet werden müssen. Unsere Pflanzler bringen ihre Ernte nach dem Entkernen und Pressen von Morogoro aus selbst in den Verkehr und auf den Markt; die meisten andern in der Gegend haben das Anerbieten des Stuttgarter Industriellen Heinrich Otto angenommen, der in Kilossa 25000 ha für Baumwollkulturen erworben hat, und überlassen ihm ihre Ernte zu dem in Bremen abzuschätzenden Preise.

Eilen wir nun den Schienen voraus nach Kilossa. Dieses selbst besteht nur aus den Gebäuden des ehemaligen Bezirksamts und einem dem Fiskus gehörigen, gegenwärtig vermieteten Hause, alles ziemlich baufällig, von Mauern und Stacheldraht eingezäunt. Das ist, wie der landläufige Ausdruck lautet, die Boma, die Feste. Seit der Verlegung des Bezirksamts nach Morogoro ist Kilossa Nebenstelle geworden; ein Sekretär versteht hier die Geschäfte. Da der

Platz neuerdings eine größere Bedeutung erlangt hat, ist eine Rückverlegung des Bezirksamtes nicht unmöglich. In der Nähe des Bezirksamtes liegt der eigentliche Ort, Rondoia genannt, bestehend aus vier oder fünf Indierläden, einem Markt und zwanzig bis dreißig Hütten. Seine Bedeutung liegt darin, daß er den Mittelpunkt eines stark bevölkerten Eingeborenenbezirks bildet. Die Bewohner leben zu drei und vier Familien in runden Hütten und treiben einen ziemlich ergiebigen Ackerbau, der freilich augenblicklich noch daniederliegt, weil infolge des letzten Aufstandes ein großer Teil der männlichen Bevölkerung vernichtet worden ist. Unweit vom Ort liegt die Missionsstation der Väter vom Heiligen Geist (Mutterhaus in Knechtsteden bei Köln), wie gewöhnlich hoch über der Fläche, an einem Wasserlauf, mit schönem Garten und den sonst üblichen Anlagen und Werkstätten.

Die schon in Betrieb genommenen Pflanzungen von Kiloffa liegen in der Ebene, zwischen den Ragurubergen und dem Rondoiafluß. Sie sind erst seit 1907 entstanden. Außer der schon erwähnten Ottoschen Anlage sind die des Ingenieurs Scutari und der Herren Frech, Kulzer und Schumann zu erwähnen. Wie auch bei Morogoro ist das Erdreich humöser Sandboden von schwarzem Aussehen, so daß das Wachstum recht üppig ist und Herr Scutari, der von allen bisher am meisten, nämlich 200 ha, angebaut hat, gleich mit der ersten Ernte den größten Teil seines Anlagekapitals eingebracht hat. Die Ernte von 1908 hat im allgemeinen einen Ballen reiner Baumwolle auf das Hektar ergeben und wird wie gute ägyptische Ware bewertet, bei dem gegenwärtigen Stande des Marktes jedoch nicht höher als 65 Pfg. für das Pfund, während im Jahre 1908 die ersten Versuchsmengen bis zu 1 Mk. erzielten. Die Baumwolle wird in Ostafrika einheitlich in Ballen von 500 Pfund gepreßt. Auf der Ottoschen Pflanzung werden, wie schon aus der Ausfendung zweier Dampfspflüge hervorgeht, große Anläufe für die neue Bestellung genommen: im vorigen Jahre waren nur 50 ha unter Kultur, 1909 sollten es 600 werden; Scutari wird seinerseits mit 400 und die übrigen mit entsprechenden Flächen folgen. Damit ist die Bedeutung Kiloffas schon gegeben, aber auch weiter landein finden Pflanzler geeignete Stätten für Baumwolle. In dem mittlern Teile der Kolonie ist die Regenzeit fester abgegrenzt als im Süden und Norden, wie sich gerade 1908 gezeigt hat, wo in letztern Landesteilen unzeitige Regen die Ernte sehr beeinträchtigt haben.

Unternehmungslustige mögen der Eisenbahn vorausseilen und an den Flußläufen Land erwerben.

Ich habe in meinem ersten Aufsatz der Pflanzertätigkeit der Eisenbahngesellschaft und ihres Vertreters Pfüller gedacht. Wie es heißt, will die Gesellschaft ihren Pflanzungsbetrieb von dem Bahnbetrieb trennen und ein besonderes Pflanzungsunternehmen bilden. Die Erfahrung jedoch, ob große Gesellschaften oder Einzelunternehmer für den Baumwollbau vorzuziehen sind, muß erst gemacht werden. Im allgemeinen verschlingt die Verwaltung einer Gesellschaft, die nicht nur in der Kolonie, sondern auch in Berlin einen großen Stab weißer Angestellter unterhält, zu hohe Gelder im Verhältnis zu den Erträgen. Vielleicht bringt das Ottosche Unternehmen, wo im großen Stile gearbeitet wird, die Lösung dieser Frage. Einstweilen mögen die Pflanzler von Kilossa sich Glück zu den Erfolgen wünschen, die sie bisher mit der einfachen Hackkultur erzielt haben.

Fruchtbare Weiten sind oder werden ihr eigen. Mit der Zeit werden sie sich entscheiden müssen, welche Kulturen sie neben der Baumwolle und dem Kautschuk betreiben können. Für Sisalagaven ist ihr Land zu gut. Abgesehen davon, daß sie durch Schädlinge genötigt werden können, zu andern Kulturen überzugehen, wird ihnen als Großgrundbesitzer auch die Pflicht erwachsen, etwas für das gemeine Beste der Kolonie zu tun, indem sie kleine Versuchsfelder anlegen. Die beiden Versuchsfelder von Morogoro und Kilossa sind ja da, allein sie werden nicht fortlaufend fachmännisch verwaltet und gepflegt, und die Pflanzler täten wohl daran, sich mehr auf sich selbst zu verlassen. In dem von Morogoro standen Rapokbäume, noch blattlos, aber mit zahlreichen grünen, länglichen Fruchtknospen behangen, aus denen die Wollflocken hervorquollen. Rapok ist keine feine Ware, nur geeignet zur Füllung von Rissen und ähnlichen Verwendungen. Der Baum gedeiht jedoch gut, die Ernte verlangt nur eine einfache Aufbreitung, und es ist wahrscheinlich, daß an weniger leicht zu bebauenden Stellen diese Baumkultur gute Erträge abgeben würde.

Einen Teil ihrer Flächen müssen die Pflanzler auf jeden Fall für Eingeborenenkulturen herrichten, sei es zur Bebauung durch die Arbeiter in ihren freien Stunden, wie es vielfach in Usambara geschieht, wo die Leute an den Bächen kleine Felder zur Belohnung für ihre Standhaftigkeit im Arbeitsverhältnis angewiesen erhalten, sei es, indem eine Pflanzung in eigener Regie oder zum Verkauf

nach außen hin baut. Diesem letztern Punkt haben einzelne ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Die Eingeborenen bauen Mais, Hirse und Erdnüsse. Hirsehalme von  $2\frac{1}{2}$ —3 m sind keine Seltenheit. Weiter kommt die Reiskultur in Betracht. Ein Farmer, der für 500 Mk. eine Reischälmaschine aufstellen würde, täte ein praktisches Werk. Öfter kam ich nach der Ernte an Eingeborenendörfern vorbei, wo die Frauen nach alter Weise in Holzmörsern den Reis stampften. Das Erzeugnis ist, weil schlecht gesiebt und gereinigt, mit zerbrochenen Körnern, minderwertig, trotz der bekannten Güte der Frucht an sich, die von Reisseffern höher geschätzt wird als die asiatische. In solchen Dingen ist die Kolonie noch weit zurück. Schon vor dem Ausbruch des Herero-Aufstandes hatte die Militärstation Grootfontein in Südwest, damals weltentlegen, eine einfache, durch Göpelwerk getriebene Mühle aufgestellt, die nicht nur für die Truppe, sondern gegen ein angemessenes Maltergeld auch für die umwohnenden Farmer arbeitete. In Ostafrika, wo die Eingebornen viel Mehl in ihrer Küche verwenden, bildet zum Reisstamper die Handmühle ein urtümliches Gegenstück: stundenlang sitzen die Frauen im Vorbau der Hütte, und mahlen und mahlen. Höchstens kann man in dem Araberviertel Daresalams eine von Kamelen getriebene Göpelmühle sehen. Die Weißen backen ihr Brot natürlich nicht aus dem Mehl, das, auf diese Weise bereitet, in den Läden der Indier verkauft wird; vielfach wollen und brauchen sie auch keines einzuführen, sondern essen Brot aus einheimischem Weizen, aber mit der Kleie.

Ich habe den Eindruck, daß man in solchen gewerblichen Dingen in Britisch-Ostafrika unsern Landsleuten voraus ist; die dortigen Großfarmer haben wenigstens schon Mühlen im Betrieb. Jetzt ist, mit dem Fortschreiten der Schienenstränge, die Möglichkeit gegeben, die verschiedenartigsten Maschinen und Werkzeugmaschinen aus Europa kommen zu lassen, und nach einigen Jahren wird man, wie ich nach den Absichten praktischer Männer annehmen kann, über die primitiven Mittel der Neger- und Araberkultur hinaus sein.

---

### Dritter Teil.

## Eisenbahn und Safari im Norden.

### Erster Abschnitt.

### Tanga.

Bucht und Stadt. — „Moselblümchen“. — Die Regierungsschule. — Musik-  
kritik. — Druckerei und Tischlerei. — Neutraler Charakter der Schule. — Die  
Hafenverhältnisse. — Die Bedeutung des Platzes. — Hafenprojekte. — Auf  
der St. Paulschen Pflanzung. — Bei Wolters in Tongoni. — Ein Schwefel-  
bad. — Amboni.

„Daresalam ein üppiges Bureau, Tanga ein ehrfames Kontor,“  
so bezeichnete ein gründlicher Kenner der Kolonie Ostafrika die beiden  
Hafenstädte. Das trifft das Richtige. Die Verwaltung ist in  
Tanga nur durch örtliche Organe vertreten, die Schutztruppe gar  
nicht, es herrscht lediglich, auf den Pflanzler der nahen und fernen  
Umgebung gestützt, der Kaufmann in unauffälliger Tätigkeit. Ich  
berührte den Ort zweimal: zuerst, von Mombassa kommend, fiel mir  
die vortreffliche Anlage der Stadt auf, einer Schöpfung des frühern  
Bezirksamtmanns v. St. Paul-Maire, nach dem auch eine  
Straße benannt ist, dann die geringe Vertretung des Araberelements,  
das in dieser Gegend seinen Sitz an der Panganimündung in der  
nach diesem Fluß benannten Stadt hat, sowie das Zurücktreten der  
Indier; von Daresalam kommend, fand ich Tanga angenehm still,  
die Beleuchtung mit Petroleum statt mächtiger Bogenlampen kenn-  
zeichnete am besten den Unterschied. In wirtschaftlicher Hinsicht da-  
gegen kann Tanga auf die Nordbezirke gestützt, den Wettbewerb mit  
der Hauptstadt aufnehmen, und sein Hafen ist weiter und noch



und Plantagengesellschaft usw., die einen mit, die andern ohne Faktorenien, dazwischen einige Indierläden von besserer Gattung, mit englischen Waren zwar, auch von großen Firmen, aber nicht erster Güte, weitere Gasthöfe und Werkstätten. Auf der Seeseite die Amtsgebäude: Zoll, Gericht und Bezirkshaus; in letzterm herrscht eine recht angespannte Tätigkeit, und der Bezirksamtman kann froh sein, wenn er wieder einmal eine Rundreise im Binnenlande antreten kann. In diesem Viertel bildet für die zu Land und zu See stets zahlreich zureisenden Fremden der Gasthof Deutscher Kaiser den Mittelpunkt des geselligen Verkehrs: unter dem Dach der weiten offenen Vorhalle, wo ein Billard viel benutzt wird, werden die Mahlzeiten eingenommen, und der Fremde findet leicht Anschluß. Andere Gasthöfe sind vorhanden oder im Entstehen, denn das deutsche Wirtsgewerbe findet immer leicht eine Geschäftsgelegenheit.

Die Gäste in der Kolonie sind zumeist um ein gutes Glas Wein bei Tisch verlegen, wenn auf der Schüssel eine riesige Languste oder sonst ein Leckerbissen zu einem bessern Trunk einladet. Aller Wein aus Deutschland verdient hier den fluchwürdigen Namen „Moselblümchen“. Der Weinhandel nach überseeischen Ländern wird natürlich von den Hafenstädten beherrscht und dort gilt die Anschauung, daß reiner deutscher Wein die Reise über den Äquator nicht verträgt. Danach glauben manche Weinhändler des Binnenlandes sich richten zu müssen und mischen, würzen und kräftigen die Gewächse. Das mag nach wie vor dem neuen Weingesez für den Absatz nach England angezeigt sein, wo alles, was nicht scharf ist, dem durch äzenden Tabak und pfefferigen Gewürzen verdorbenen Gaumen nicht zusagt. Ein leichter und reiner Trunk verträgt die Tropenfahrt, wie ich mich in Afrika überzeugen konnte, besser noch als ein Mischmasch, und in Ostafrika wird jeder Besucher, der die Füße unter den Tisch des Daresalamer Offizierkasinos gestreckt hat, das dankbar bezeugen. Das Weingesez hat keine Geltung in der Kolonie, man verlange aber von dem europäischen Versender alle Gewährleistung, die es vorsieht, und der deutsche Wein wird draußen nach Gebühr zu Ehren gelangen.

Vor dem Kaiserhof an der Seeseite liegen träumerisch mehrere vernachlässigte Indiergräber; bessere Indier lassen sich auf eigenem Grund und Boden bestatten. Dahinter die Markthalle und unweit davon das Klubhaus an dem schönen, üppig bewachsenen Bismarckplatz, wo eine Büste des großen Kanzlers steht und an den sich auch die zahlreichen Gebäude der Regierungsschule anschließen. Aller-

hand Werkstätten und Schulsäle sind hier nach und nach entstanden, ohne der Kolonie besonders viel Kosten zu verursachen, denn die Anstalt erhält sich dank dem Absatz von Möbeln und andern Gegenständen zum großen Teile selbst. Der Leiter, Rektor *Blank*, ist eine bekannte, alteingesessene Persönlichkeit; sein frisches Wesen paßt in die koloniale Umgebung, und wenn er einmal das Bedürfnis empfinden sollte, einen Nachfolger zu erhalten, würde er als Praktiker, der viele Saiten anzuschlagen versteht, wohl auch eine große Schamba zum Gedeihen bringen.

Eine dieser Saiten ist jedoch gerade die Musik und auf der könnte er im Hinterlande nicht mehr spielen wie hier, wo er so recht hineingreifen kann. Da steht er auf dem Podium vor einem großen Kioß und schwingt den Dirigentenstab über einer Schar von vierzig Negerburschen, die in richtiger Besetzung ein Harmoniekonzert aufführen. Vor dem Kioß und auf der hell erleuchteten Veranda des Klubhauses genießen die Europäer die gute Musik, die alle vierzehn Tage, sowie stets geboten wird, wenn ein Dampfer draußen liegt. Wo ist dergleichen in Afrika zu finden? Die Briten, die nach Südafrika reisen oder von dort kommen, sind besonders erfreut, hier einmal etwas anderes zu hören, als die vier oder fünf Stücke, die ihre Musikhallen der Welt als Kunstfutter für ein Jahr oder zwei aufgedrängt haben, die Deutschen freuen sich nicht minder der Abwechslung mit der greulichen Schiffsmusik, die freilich den Vorteil hat, daß, wenn sie losgeht, man auf einer andern Seite des Deckes im Brausen der Wellen Schutz vor ihr hat. Da wo der Schein der Petroleumlampen nicht mehr reicht, hockt die Negerei mit leuchtenden Augen und offenem Munde, ganz unter dem Bann der verschlungenen Satz- bildung unserer Tondichter, die sie nicht erfast, aber doch auf sich wirken läßt. Einfache Melodien greift sie indes mit Leichtigkeit auf, denn der Afrikaner ist von Natur musikalisch, seine Gabe muß nur geweckt werden. Sind die Leute aber wieder unter sich, so geht der alte Tanz beim Klang der dumpfen Trommel, der *Ngoma*, und dem Rhythmus der immer wieder geplärrten Weise los. Eben noch hat der keusche Sang der *Elsa* sie befangen, nun aber kreischt *Sagodja* in wilder Lust, während sie ihren geschmeidigen Rumpf verrenkt. Allerdings gelingt nicht jedes Stück, Herr *Blank*, der mit unendlicher Geduld die Proben leitet, übernimmt sich manchmal, wenn es an Wagner herangeht, mit der Zeit werden indes auch die schwierigsten Nummern geglättet. Nützlichkeitsapostel raunten mir zu, es wäre wohl zweckmäßiger, wenn die Schule weniger Gewicht auf die Musik

und noch mehr auf die Heranbildung von Handwerkern legte, deren sie allerdings nicht genug für den Bedarf hinaussenden kann. Wer indes die Bedeutung der Lebenskunst in tropischen Ländern erfaßt hat, wird ihnen nicht beipflichten. Die Kapelle wird übrigens von den Bürgern Tangas und der Nordbezirke unterhalten.

Mit der Schule ist auch eine Druckerei verbunden, aus der die Setzer und Drucker für die Daresalamer Zeitungen hervorgegangen sind. Sie hatte bei meinem Besuch keinen einzigen ausgelernten Setzer, und doch ging ihr ziemlich ausgedehnter Betrieb seinen Gang. Nicht nur die mannigfaltigen Formulare, welche die Verwaltung der Kolonie braucht, werden in der Anstalt hergestellt, sie druckt auch eine Zeitschrift in Kisuahili, den „Kigoni“, der schon im vierten Jahre erscheint und den Eingeborenen Ernstes und Unterhaltendes neben einander bringt, Märchen und Plaudereien wie auf der andern Seite ernstere Abhandlungen und Verordnungen der Verwaltung. Aus den entferntesten Gegenden des Landes erhält sie Berichte; die Zahl ihrer gelegentlichen eingeborenen Mitarbeiter beträgt wohl dreihundert. Da sie in lateinischen Lettern gedruckt wird, wirkt sie der Verbreitung der arabischen Schrift entgegen. Auch von Europäern wird sie vielfach gelesen als ein Mittel zur Erweiterung ihrer Kenntnis der Landessprache. Es war ein praktischer Gedanke, von Obrigkeit wegen — der Ausdruck, der Europäern gegenüber von den Staatsdienern zu Unrecht angewandt wird, trifft im Verhältnis zu den Negern zu — das Zeitungswesen vorbeugend in die Hand zu nehmen. An der Westküste Afrikas haben die Engländer Zeitungen aufkommen lassen, in denen die halbgebildeten Nigger ihrem Ansehen entgegenwirken.

Gesangbücher und andere Schriften für die Missionen, der Druck des „Pflanzers“, des vortrefflichen Organs der Kulturanstalt Umani, und manches andere geht vortrefflich gedruckt und gebunden aus der Anstalt hervor. Was den alle vierzehn Tage erscheinenden „Pflanzer“ angeht, so konnte mir Prof. Zimmermann mitteilen, daß es Kolonialwirtschaftler gibt, die von diesem unentbehrlichen Ratgeber nichts wissen; vielleicht ist es jetzt anders, da die Zeitschrift nicht mehr der kleinen Usambarapost, sondern den Daresalamer Blättern beigelegt wird. Und noch einen Vorteil hat die Druckerei und Schule, den nämlich, die Hindu wenigstens zum Teil entbehrlich zu machen. Die Druckerei in Mombassa kann ohne diese nicht auskommen, hier aber erweist sich ein junger Küstenneger so geschickt, daß er alle Arten Schriften wie ein alter Metteur beherrscht.

Einige Worte verdient auch die Tischlerei, die mit vierzig Lehrlingen arbeitet. Man wird es kaum glauben, aber dieser Zweig der Anstalt wird besonders angefochten, als wäre es eine Strafanstalt, weil sie mit den europäischen Handwerkern im Wettbewerb steht. Natürlich. Allein wo nähmen die Meister ihre Gesellen her, wenn nicht aus der Regierungsschule. Denn Europäer werden als Gehilfen wohl so bald noch nicht zu haben sein, und andererseits verdient jede Förderung der Eingeborenen in praktischen Berufen mehr Lob als die Heranbildung von schwarzen Gelehrten. Es genügt, wenn die Schule für die 22 Außenposten, die ihrer Inspektion und Oberleitung unterstehen, die Lehrer heranbildet.

Auch dafür, daß die Schule nicht ausgesprochen christlich ist, wird sie von gewisser Seite angefochten, wo man verlangt, daß sie dem Islam entgegenwirken solle. Tut sie das, so bekommt sie kaum genügend Schüler. Wenn der Islam bekämpft werden soll, so mögen die Missionen das mit solchen Mitteln versuchen, welche die Politik der Verwaltung nicht durchkreuzen. Es ist übrigens schon recht erfreulich, irgendwo auf deutschem Boden eine neutrale Schule zu finden, und sei es in einer Kolonie. Die Regierung muß alles vermeiden, was wie ein Kampf gegen die einmal vorhandene Religion der Bevölkerung aussieht. Selbst das konfessionslose Frankreich rechnet mit den Umständen so sehr, daß es in Algerien Koranschulen (Medersas) unterhält, in denen das mohammedanische Gesetz mit dem der Republik in Einklang gebracht wird, und aus diesen Schulen wiederum sendet es nach seinen westafrikanischen Besitzungen mohammedanische Lehrer, auf deren Denkart und Treue es sich verlassen kann. Wenn man einmal im deutschen Vaterlande erkannt hat, daß der Islam in Ostafrika nicht mehr auszurotten ist, wird man sich wohl darin fügen, ihn ähnlich zu kanalisieren, wie die Franzosen in Algerien. Ganz verkehrt ist aber das häufig wiederkehrende Verlangen, in den Staatsverwaltungen nur Christen zuzulassen: dadurch würde man die Mehrzahl derjenigen Eingeborenen verletzen, die schon religiös gegliedert sind. Die Pflanzler empfinden das wohl recht und geben den Christen keinen Vorzug.

Die Hafenverhältnisse Tangas sind kümmerlich. Sie genügen schon dem heutigen Verkehr nicht, geschweige denn dem kommenden, wenn in einigen Jahren die Pflanzungen am Fuße der Usambara-berge in vollem Ertrage sind, die Eisenbahn an den Fuß des Meruberges führt und die Holzschläge von Wilkins und Wiese in Neu-Hornow (Westusambara) und der neuen Sigigesellschaft in

Ostufambara jährlich bedeutende Mengen, darunter Mwulebalken bis zu 14 m Länge, zur Verschiffung bringen. Von der Stadt gelangt man durch einen schluchtartigen, bei Regen aufgeweichten Weg an dem Zollamt vorbei an die Hafenanlagen. Durch einen tiefen Einschnitt mit einem zu starken Gefälle, führen auch die Gleise der Eisenbahn dahin. Vorhanden ist eine kurze steinerne Mole, die nicht bis ins Tiefwasser ausgebaut wurde, weil man über dem Bau erkannte, daß die Stelle nicht richtig gewählt war. Die Mole, an deren Ende ein offener Schuppen steht, wurde dann durch einen eisernen Pier verlängert, dessen Betrieb die Eisenbahngesellschaft übernommen hat. Auch dieser Pier reicht nicht in das Tiefwasser. Es können daran nur zwei Leichter zu gleicher Zeit anlegen. Dem Betrieb dienen zwei schwache Handkräne, ein Dampfkran und ein anderer, der erst kürzlich bewilligt worden ist. Alle maßgebenden Faktoren halten einen Ausbau oder Neubau für notwendig, der Staatssekretär hatte ihn auch für dieses Jahr in Aussicht gestellt, da zuerst Daresalam befriedigt werden müsse. Letzteres ist nun befriedigt, für Tanga ist trotzdem nichts geschehen.

Die Bedeutung des Plazes ergibt sich daraus, daß vom Außenhandel der Kolonie, 36 Millionen für 1907, über ein Fünftel und vom Küstenhandel über ein Viertel den Weg über Tanga nahm. In der Ausfuhr hatte es Daresalam 1906 und 1907 überholt, und zwar 1907 um über eine Million Mark. Wie stetig der Verkehr wächst, zeigen folgende Zahlen für Tanga: 1905 5054 193 kg Einfuhr, 3 376 899 kg Ausfuhr insgesamt 8 431 692 kg, 1908 dagegen 15 734 210 kg, 5 652 934 kg, insgesamt 21 387 144 kg. Die Mengen der ausgeführten Landesprodukte waren 1908; 650 708 kg Kaffee, 1 118 550 kg Kopro, 61 600 kg Baumwolle, 2 347 087 Sisalhanf, 189 899 kg Holz, 86 875 kg Kautschuk, 850 471 kg Gerberinde und 80 689 kg Häute und Felle. Die Ausfuhr von Sisalhanf hat sich seit 1904 verzehnfacht, die von Kaffee ist um rund 60 Prozent gestiegen, die Ausfuhr von Pflanzungskautschuk allein ist doppelt so groß wie die Gesamtausfuhr von Kautschuk im Jahre 1904. Dazu kommt die fortwährende Steigerung des Güterverkehrs auf der Nordbahn: von 11 367 t im Jahre 1907 auf 18 703 t im Jahre 1908. Der Hafenverkehr selbst wurde 1907 auf 419 720 t geschätzt — bei Daresalam auf 438 623 t. Es kommen fast ausnahmslos nur Dampfer der Deutschen Ostafrikalinie in Betracht, und die Frachten, die sie einnehmen, sind oft ganz beträchtlich; in einem Falle im vergangenen Jahre 1400, in einem andern gar

1700 cbm. Nach der Menge, die zu verladen oder zu verlöschen ist, wechseln die Anforderungen an die Hafenvorrichtungen. Dazu kommt, daß fahrplanmäßig oft zwei oder drei Dampfer zugleich abzufertigen sind, der nach Europa gehende und von dort kommende und der Bombaydampfer.

Aber auch mäßigen Anforderungen genügen die heutigen Einrichtungen, wie sie oben geschildert sind, nicht mehr. Nur der 1907 eingestellte Leichter hat eine Tragfähigkeit von 92 t und ist darauf eingerichtet, bis zu 5 t zu heben. Unter diesen Umständen geht nicht nur das Laden und Löschen zu langsam vor sich, es müssen auch große Mengen Güter im Freien lagern, der Witterung und dem Verderben ausgesetzt, weil die Lager-schuppen zu klein sind, und deshalb auch ist die Verzollung langwierig. Das alles macht sich besonders bei der Einfuhr geltend, und wegen der mißlichen Umstände betragen allein die Landungskosten für eine Tonne Frachtgut sieben Mark. Tanga brachte dabei 1908 an Zolleinnahmen 650 000 Mk. auf, ein Viertel des vom Etat für die ganze Kolonie angenommenen Betrages. Die Deutsche Kolonialgesellschaft, die schon früher für den Ausbau des Hafens eingetreten war, hat nach Prüfung dieser Verhältnisse in ihrer diesjährigen Vorstandssitzung zu Dresden beschloffen, abermals eine Bittschrift für diese Sache an den Reichstag zu richten.

An Ort und Stelle ist die Entwicklung der Stadt zum Teil deshalb gehemmt, weil man nicht weiß, wo die neuen Hafenanlagen hinkommen sollen. Zuerst sollte der vorhandene Pier in das Tiefwasser hineingebaut, durch Errichtung einer Stadenmauer sollte ein Lagerplatz von 4 ha gewonnen, außerdem eine neue Zollanlage daneben gesetzt werden. Dieses Projekt befriedigt heute wohl nur noch einige Grundbesitzer in der Nähe der jetzigen Anlagen. Der Gouvernementsrat hat sich im vorigen Jahre für ein anderes ausgesprochen, dessen Ausführung auf 3½ Millionen Mark zu stehen käme, und das vor allem einen Tiefwasserpier bedingt, an dem Seeschiffe anlegen können. Der Platz dazu wäre vor dem Krankenhaus, vor dem die Dampfer jetzt vor Anker gehen.

Wer einige Tage in Tanga verbringen kann, füllt sie nutzbringend mit kleinen Ausflügen in die nächste Umgebung aus. Ein Überblick über die Kolonialwirtschaft, die hier ihre ersten und daher oft verfehlten Ansätze in der Kolonie gehabt hat, läßt die Art erkennen, wie das Tiefland nutzbar gemacht werden kann. Weit braucht man nicht zu gehen. An dem Prachtbau des Krankenhauses vorbei

über eine herrliche Promenade bringt uns die Rickscha nach der Saint-Paulschen Pflanzung, die der Kern für die trefflich gedeihende, bei Lindi tätige Ostafrika-Kompagnie geworden ist. Auf 480 ha oder beinahe 2000 Morgen stehen vorwiegend Kautschukbäume. Der Bestand ist noch jung, aber bald anzapfungsfähig. In drei Jahren wurde die ganze Fläche bepflanzt, fast alle Bäumchen gingen an, nur wenige Nachpflanzungen wurden notwendig. Schöne Wege, nach der Hafenseite zu mit Kokospalmen bestanden, führen durch die Anlagen, Feldbahngleise sind vorhanden. Die Betriebsstätten und das Wohnhaus liegen auf der Spitze der Landzunge, welche die Pflanzung bildet, mit dem Blick auf das Meer.

Eine weiter fortgeschrittene Pflanzung, die des Herrn Wolters, besuchte ich in Tongoni, etwa 10 km von Tanga. Dort standen im vorigen Jahre schon 150 000 Bäume, und der Besitzer hatte noch weite Ländereien belegt. Hier wurde ich in die in einem andern Abschnitt zu besprechende Übung des Aberntens und Reinigens des Kautschuks eingeweiht. Eine den bis dahin gewonnenen Erfahrungen entsprechende Reinigung war eingeführt; eine Maschine zum Pressen des Kautschuks aus Europa wird erwartet.

Herr Wolters verließ während meines Aufenthaltes mit seiner jungen Gattin die Kolonie und hinterließ das ungefähr fertige Gut in der Obhut seines arbeitsfreudigen jüngern Bruders, den ich unterwegs beim Wegebau beschäftigt fand. Der Schöpfer der Pflanzung hat seine Befriedigung gefunden und wollte an irgend-einem andern Punkte der Welt aufs neue Pionierarbeit verrichten. Achtung vor solchen Naturen! Und der jüngere Wolters, der schon genügend mit der hier zu erfüllenden Aufgabe vertraut ist, kann sich in die Verhältnisse solange einleben, bis er seine eigene Schamba gründet oder eine fertige übernimmt und erweitert. Der vorhin erwähnte Weg, der manche landschaftliche Schönheiten bietet, ist bis etwa zur Hälfte ausgebaut und von zahlreichen Eingeborenen-dörfern und -Gehöften eingefast, jedoch schon bis zur Pflanzung fahrbar. Überhaupt verdient rund um Tanga das Wegenetz Anerkennung.

An einem Sonntagnachmittag fuhr ich mit Herrn Münch, dem Kommunalsekretär nach Amboni. Auf glatten Wegen, manchmal zwischen Reihen von Zielbäumen, ging es an den endlosen Sisalfeldern der Westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft nach dem Werke, wo die Fasern für den Versand fertig gehechelt und gereinigt werden. Dicht neben der Anlage, die am Sigifluß

liegt, befindet sich eine sehr reichhaltige Schwefelquelle, deren es im Bezirke mehrere gibt. Drei ganz einfache Badezellen sind hergerichtet, die obere für die Europäer, die von einem gegen mäßige Vergütung auf luftiger Höhe unweit davon erbauten Unterkunftschaufe heruntersteigen. Der einzige Kurgast, den wir vorfanden, war ein Jäger, der im Auftrage Hagenbeck's in den entlegensten Teilen Zentralafrikas herumgereist war. Einmal wird eine intelligente Kurverwaltung dort ein Geschäft machen. Nicht nur der gesellschaftlichen Abstufung wegen, sondern auch aus Reinlichkeitsrücksicht, ist die Anordnung des Bades so, daß unter der Zelle für die Europäer die für die Indier liegt und unter dieser die für die Eingeborenen. Wenn es auf mich ankäme, würden die Indier als die schmutzigsten zu allerunterst gesetzt. Das Wasser ist mit mineralischen Stoffen schwer belastet und tief gefärbt, der warme Dunst beklemmt einem den Atem.

Der rote Boden in dieser Gegend bildet einen wirksamen Unter-ton zu den dunkelgrünen starren Sisalblättern. Allmählich wird das Bild anziehender, indem die Agavenreihen sich in einen alten Palmenbestand einfügen. Das unebene Gelände, von Wegen und Wasserläufen durchbrochen, erhält dadurch Abwechslung, und an einer Stelle, wo es in ein weites Tal übergeht, ist diese der Kultur dienstbar gemachte Landschaft von seltener Schönheit. Der Mischbestand von Kokospalmen und Agaven ist indes ein wirtschaftliches Andern, denn die Palmen tragen nicht, weil der Boden nicht für sie taugt; deshalb sind hier manche Hunderttausende umsonst ausgegeben worden, bis die Agavenkultur aufgenommen wurde und den opferfreudigen wagemutigen Aktionären eines Pionierunternehmens den wohlverdienten Lohn für ihre Beharrlichkeit bringen. Ob der „kapitalistischen Ausnutzung der Kolonien!“ würden die Sozialdemokraten sagen. Wenn die Kapitalisten nicht gewesen wären, wer hätte sonst das Lehrgeld für eine Kolonialwirtschaft bezahlt, die in wachsenden Mengen den heimischen Arbeitsstätten Rohstoffe zuführt? Die alten Unternehmungen haben den bescheidenen Pflanzern vom Schlage Wolters den Weg zum Erfolg gezeigt.

Die letzte Etappe der Sonntagsfahrt war das von Tanga aus sichtbare, in der Rundung der Bucht über dichtem Wald erhabene Wohnhaus der genannten Gesellschaft, deren Angestellte den Bewohnern des Nordbezirks als eifrige Fahrer auf dem Motorzweirad bekannt sind. Traulich schön war von der hohen Veranda der Blick über Bucht, Stadt und Hafen bei Sonnenuntergang.

Zweiter Abschnitt.

Von Tanga zum Kilimandscharo.

Sünden des Reichstags. — Fahrt auf der Usambarabahn. — Affenbrotbaum, Schirmakazie, Euphorbie und Sanseviera. — Bahnbetrieb. — Wirkung des Schienenstrangs. — Vermehrung der Pflanzungen. — Aus alpinischer Höhe nach Mtumbara. — Fernsicht des Kilimandscharos. — Gefährliche Pfade. — Ein kühnes Ingenieurwerk. — Auf der Baustraße Nombo-Boito. — Trägerforgen — Bewässerungsland. — Der Lauf des Pangani. — Ein verdächtiger Braten. — Rotes Wasser. — Ein Schauri. — Eine Begegnung mit Trekuren. — Rohes Hammelfleisch. — Ochsenwagen oder Eisenbahn. — Üppiger Graswuchs. — Absperrung des Trinkwassers. — Eine Tischkarte. — Wertvolles Erdreich. — Eine vernachlässigte Gegend. — Endlich Weiße. —

Die Zaghaftigkeit der Reichsfaktoren bei der Erschließung Afrikas findet eine denkwürdige Kennzeichnung in der Tatsache, daß die Usambarabahn, 129 km, von Tanga nach Nombo, in drei Stücken gebaut wurde. Jedesmal, wenn ein Stück vollendet war, kehrten die Ingenieure und Werkmeister nach Hause zurück, und die technischen Hilfsmittel, deren sie sich bedient hatten, wurden veräußert oder verrosteten an der Strecke. Immer vergingen einige Jahre, so wollte es der Generalgewaltige in der Budgetkommission, der verstorbene Trierer Kaplan *D a s b a c h*. Die Usambarabahn erscheint somit als ein Schildbürgerstück. Laut Gesetz von 1908 wurde sie um ganze 45 km verlängert und es fragte sich, ob es wieder bei diesem Stückchen bleiben oder ob endlich der Ausbau bis an den Fuß des Kilimandscharos und des Merus beschlossen wird. Die Frage wird wohl bald beantwortet werden, wenn der Unterstaatssekretär *v. Lind equist* Bericht über seine gegenwärtige Reise erstattet hat, die vor allem Klarheit über den Weg der Hochländer für die Besiedelung durch Weiße bringen soll.\*)

Es fährt sich recht gut, afrikanische Verhältnisse angenommen auf der Usambarabahn. Hier wie auf der Zentralbahn täuscht der

\*) Die Baugesellschaft setzt nach vorläufiger Vereinbarung den Bau bis Same von Boito bis Same, 75 km auf eigene Rechnung fort.

Rüstenstrich eine Fahrt durch eine reine tropische Landschaft vor, am Ausgang der Bahn hinter Tanga aber ist das Bild noch weit schöner als hinter Daressalam, denn die Kokospalmen stehen nicht eintönig allein für sich in langen, gleichmäßigen Reihen, sondern im Gemenge mit den Bananengruppen, aus denen die grauen Hütten der Eingeborenen schüchtern hervorlugen; Teiche mit blauen Wasserrosen und tellergroßen Blättern scheinen ab und zu durch die Mohogofelder. Bald treten an Stelle der letztern die weiten Agavenfelder; über manns hoch, in Reih und Glied, aus weiter Ferne anzusehen wie ein Kartoffelfeld, stehen die stacheligen Dinger da, wo früher Schirmakazien und Gestrüpp den Boden bedeckten. Wir sind schon etwas höher gekommen, rechts werden die Umrisse des Usambaragebirges immer schärfer, und neben der Strecke, wo noch nicht gerodet ist, zeigt der Busch sein ungekämmtes Äußere. Die Agaven- und Baumwollfelder aber sprechen deutlich, was aus dem afrikanischen Busch zu machen ist.

Vergleicht man mit Südwest, so fällt hier die Dichtigkeit des Pflanzenwuchses auf; dann bemerkt man die Dicke und sehr häufig auch die Geradheit der Baumstämme, die in der südlichen Kolonie nur in der Gegend von Grootfontein und Otawi wahrzunehmen ist, wo der Busch schon den prunkenden Namen Wald verdient. Hier zwar ist noch von Wald keine Rede, allein die schweren Baumstämme deuten auf eine große Fruchtbarkeit des Bodens und reichliches Grundwasser hin. Mögen da, wo es noch nicht geregnet hat, die Bäume ihre weißgrauen Äste lechzend hinaufringen, die Sträucher, staubbedeckt, sich in undurchdringlichen Knäueln dahinzerrren: bald trifft die Bäume die Art, das Feuer verzehrt die Sträucher, es wird geebnet und gehackt, und der Boden wird zur Pflanzung. Denn wir fahren durch belegtes Land; überall, wo die Regierung nicht für die Eingeborenen sorgt, denen sie etwa 3 ha auf jede Hütte zur Bebauung belassen will, haben sich einzelne Pflanzler und Gesellschaften Buschland gesichert und wollen es in Angriff nehmen, sobald die vielen Förmlichkeiten erfüllt sind, die der Besitzergreifung vorangehen.

Auf den bebauten Flächen sind die Affenbroträume stehen geblieben, Art und Feuer können ihnen nichts anhaben; wie sie einmal umkommen werden, mögen spätere Geschlechter erleben. Bauchig, formlos, steht so eine Baummasse mitten unter zierlichen Manihotstämmchen, als ein Protest des afrikanischen Wirrsals, des geistigen wie des natürlichen, gegen die europäische Gradheit, als

ein Spiegelbild des Wandels, der wie mit der Bodendecke so auch mit dem Menschen vor sich geht, als ein Gegenstück zu dem westafrikanischen sogenannten Baumwollbaum, mit dem Unterschiede, daß der Affenbrotbaum wenigstens etwas zur Wirtschaft beitragen kann: Säure aus seinen Früchten für die Bestreichung der Kautschukbäume vor dem Anzapfen der Rinde, und seine eigene dicke Rinde für Packpapier. Doch diese Leistungen, deren man nur zum kleinen Teil bedarf, berechtigen ihn nicht zur wirtschaftlichen Existenz. Er wird nun, da er weiter leben will, von schnurgeraden Linien eingefast, wie kein Neger eine zeichnen kann. Wenn es nur auf die wirtschaftliche Leistung ankäme, könnte er seinem Ende entgegengehen, während zahlreiche seiner Brüder aus dem Pflanzenreich sich der neuen Ordnung anbequemen. Soll vielleicht ein ähnliches Schicksal die unsteten Massai treffen? Einen Teil wohl. Der Mensch ist jedoch anpassungsfähiger, und schon gibt es Anzeichen, daß die Massai sich von der vielgerühmten Genossenschaftspolitik zwischen Weiß und Schwarz erfassen lassen. Doch schade wäre es für manchen Affenbrotbaum, wenn er schwände. So unschön die meisten sind mit ihren dünnen, nur kurze Zeit im Jahre in Blätter endenden Ästen, so achtunggebietend stehen andre da, ähnlich den schweren Säulenbündeln in der Kathedrale von York, nur für ihre Breite zu kurz über dem Boden. Wie komme ich aber dazu, das Ende des Affenbrotbaums auch nur zu ahnen? Soweit sind wir noch lange nicht in Ostafrika, das weite Land ist erst angekratzt.

Die Schirmakazie hat ihren Wert: wo gerodet wird, gibt sie wenigstens gutes Brennholz ab, auch als Nutzholz läßt sie sich in beschränktem Maße verwenden. Vorläufig nutzlos, als der dritte kennzeichnende Buschbaum steht die kandelaberförmige Euphorbie da, vorläufig nutzlos, denn Pfeilgift ist nicht mehr nötig; aber sie bietet zu allerlei officinellen Präparaten einen massenhaften Rohstoff dar, weshalb kürzlich das Kolonialwirtschaftliche Komitee einen Preis von 3000 Mk. für die beste Arbeit über diese Verwertung ausgeschrieben hat. Bescheidener, aber in reicher Menge, steht im Busch die Faserpflanze Sanseviera, deren Verarbeitung, wie ich noch darlegen werde, ein einträgliches Geschäft werden kann, aber nur, wenn die Nordbahn in einer größeren Länge ausgebaut ist.

Nun kennen wir die Landschaft zur Genüge, Busch oder Pflanzungen sagen dem Auge nichts Neues mehr, wir lehnen uns in unserm Abteil zurück und beginnen die Unterhaltung. Worüber anders sollten wir zuerst sprechen als über die Bahn? Unser Durch-

gangswagen mit offenen Abteilen ist luftig und geräumig, die Ausstattung ist bescheiden, aber befriedigend. An der freien Wand im breiten Durchgang unsre und andere Blechkoffer. Für 6 Heller auf das Kilometer, in Afrika, fahren wir wirklich gut, während wir uns auf der Zentralbahn, die 12h nimmt, unbehaglich einpferchen lassen; ich vergaß zu erwähnen, daß auf letzterer erfahrene Reisende statt einer Fahrkarte erster eine dritter Klasse lösen und sich dann in dieser Klasse, die auch nur für Weiße ist, Raum zu schaffen wissen; auf Polsterung verzichtet man gerne. Im Zuge fahren auch hier zahlreiche Eingeborene, und zwar zu dem ungemein billigen Satz von einem Heller für das Kilometer, macht für die ganze Strecke Tanga-Mombo 1,30 Rp., viel weniger als die vierte Klasse zu Hause. Eine Bahnfahrt können sich die Eingeborenen eher leisten als heimische Arbeiter, denn ihr Monatsverdienst von 12 Rp. reicht weit über den Betrag ihres Lebensbedarfs. Wie es gekommen ist, daß dieser Hellersatz eingeführt wurde, zeigt wiederum, mit welcher schematischen Hast oft in den Kolonien behördliche Anordnungen ergehen. Als 1905 die Rupie statt wie bis dahin in 64 Pesa in 100 Heller geteilt wurde, mußte die Eisenbahngesellschaft (vormals Lenz u. Co.) ihren Pesasatz in einen Hellersatz umwandeln, also auf einen wesentlichen Teil ihrer Einnahmen verzichten. Der Satz für die sogenannte Zwischenklasse, in der die Indier fahren, beträgt 2h. Den Satz für die Weißen hat die Gesellschaft aus eigenem Antrieb auf 6h herabgesetzt.

Der Güterverkehr geht, wie in einem Neulande erklärlich, mehr aufwärts als abwärts, mit andern Worten, es werden mehr Warenmengen ein- als ausgeführt, denn Usambara liefert nur leichte Produkte, und Zement und andre schwere Güter gehen hinauf für öffentliche Arbeiten, insbesondere die im Bau begriffene Fahrstraße von Mombo nach Wilhelmstal (36 km), während die Pflanzungen in der Ebene erst seit kurzer Zeit entstanden und noch nicht durchweg ausfuhrfähig sind. Das Verhältnis von Aufwärts und Abwärts ist noch etwa wie 3:1. In Rihuiu, etwa auf halber Strecke, wo rechts das breite Luengeratal die Scheidung zwischen Ost- und Westusambara bildet, sah ich einen mit Baumwolle beladenen Wagen; die Ware, aus Eingeborenenkulturen von einem Ansiedler aufgekauft, kam vom untern Pangani und ging nach Tanga zur Entkernung und Verschiffung. Es wird nun, wie bei allem in der Kolonie, sehr viel an der Usambarabahn gemäkelt. Allein der Betrieb geschieht pünktlich; es ist gelungen, die früher häufigen Zugverspätungen zu vermeiden.

Täglich fährt ein Zug in jeder Richtung, mit je einem schwarzen Schaffner; beide verrichten ihren Dienst mit viel Geschicklichkeit, freilich erst nach mehrjähriger Ausbildung. Auch im Stationsdienst werden Eingeborene verwendet, die sich besonders gewandt im Handhaben des Telegraphen und des Fernsprechers zeigen. Auf der Zentralbahn war unser Schaffner, ein Weißer, genötigt, alle Geschäfte, die sich boten, zu verrichten, weil die Stationen nur zum Teil besetzt waren; sogar Frachtgüter, die er annahm, mußte er verrechnen, während wir ungeduldig auf die Weiterfahrt warteten. Hier ist der Dienst schon ordentlich gegliedert. Zu erwähnen wäre noch, daß in der Nähe der Küste ein seit mehreren Jahren verlassener Kalkofen vom Wagenfenster aus zu sehen ist. Er gehört der Regierung. Einstweilen verrosteten die Eisenteile, und es bedürfte größerer Ausbesserungen, um das Werk wieder instand zu setzen. Wenn die Kolonie ein Amt für öffentliche Arbeiten hätte wie Britisch-Ostafrika, kämen solche Beispiele von orientalischem Verfall nicht vor.

Die Wirkung des Schienenstrangs ist auf der Usambarastrecke deutlicher erkennbar als an der jüngern Zentralbahn. Ich lasse vorläufig die beiden Teile Usambaras als Verkehrszubringer aus dem Spiel und erwähne nur, was bis jetzt unten an der Strecke oder unmittelbar an den Hängen der Berge an Pflanzungen entstanden ist, indem ich von Mkumbara ausgehe, wo ich im Oktober 1908 auf der gegenwärtig verlängerten Strecke die Schienen gelegt fand. Es sind von da abwärts bis zur Küste im Bereich der Bahn nach einer mir mitgeteilten Übersicht 2030 ha mit Sisalagaven und 3340 ha mit Kautschuk bestanden. Dazu kommen auf einzelnen Anlagen Sägewerke, Mais- und Reiskulturen, hier und dort auch Baumwolle als Zwischenkultur. Man redet häufig von den Pflanzern Usambaras und meint damit die Besitzer und Leiter der ältern Kaffeeanlagen im Gebirge. Die jetzt eröffneten Betriebe im Tal und in der Steppe übertreffen letztere bald an Bedeutung, und von den Kaffeepflanzern steigen manche zu Tal und legen Kautschuk und Sisal an. Man bedenke, daß 1899 noch der Pflanzungsbetrieb in der Niederung 3 km von Tanga aufhörte. Mombo war vor Eröffnung der letzten Strecke, die von Korogwe am Fuße des westusambarischen Gebirgsstocks ausgeht, weiter nichts als ein Negerdorf von einigen Hütten, und zwischen beiden Ortschaften lag gar nichts, wo gegenwärtig eine Pflanzung nach der andern entsteht. Heute ist Mombo eine belebte Ortschaft mit zwei allerdings primitiven Wirtschaften, in denen die Reisenden, die nach Wilhelmstal hinauf wollen, absteigen, mehreren

Läden, den Werkstätten und Lagerschuppen der Eisenbahn, die indes bald weiterhin verlegt werden, und einer zahlreichen Eingeborenenbevölkerung.

Eine Kulturanlage der Regierung bestand allerdings schon seit Jahren am Ort und bildet, da sie sich am Abhang der Berge erhebt, nebst einem Hain mit großen und schönen Stämmen, der am Nombobach liegt, den einzigen schönen Punkt des staubigen Platzes. Diese Anlage war von dem Landwirtschaftlich-Biologischen Institut Umani abhängig und sollte in erster Zeit als Zuchtstation für Baumwollsaat dienen, worauf verzichtet wurde, weil das Kolonialwirtschaftliche Komitee die Saatlieferung allein in der Hand haben sollte. In der Folge wurden Feldfrüchte und Gemüse angebaut, jedoch mit einem finanziellen Mißerfolg, weil der Leiter vor lauter Schreibereien und Kontrollmaßregeln nicht imstande war, seine Erzeugnisse auf den Markt zu bringen. Wieder eine tödliche Wirkung der Bürokratie! Die Regierung hat sich entschlossen, dem kostspieligen Experiment ein Ende zu machen und vom 1. November 1908 an das Gelände für 500 Rupien jährlich verpachtet. Der Pächter wird ohne Zweifel auf seine Rechnung kommen. —

Am einem Sonntagmorgen im Oktober erhob ich mich in Neu-Hornow fröstelnd von meinem Lager. Neu-Hornow ist der Name des Platzes, wo die Hamburger Firma Wilkins u. Wiese ihre großen Anlagen für Holzschlag und Holzbearbeitung errichtet hat. Es ist das größte industrielle Unternehmen nicht nur in Usambara, sondern in ganz Ost-, wenn nicht in Zentralafrika und verdient eine Schilderung an anderer Stelle. Meine Zeit in Ostusambara war abgelaufen, ich mußte hinunter in die Ebene, um mich nach dem Bahnbau umzusehen. Draußen lag dichter Reif auf Bäumen und Wiesen. Kein Wunder, ich war 2000 m über dem Meeresspiegel. Rasch einen dicken Mantel, um Morgenwäsche zu halten, dann in das Frühstückszimmer an den Ofen, in dem ein Reifigfeuer lustig prasselte. Kurz nach Sonnenaufgang brach ich mit meinen Trägern auf. Schon war der Reif verschwunden, mein Rhätianzug eher zu schwer als zu leicht.

Es ging über ein hohes Grat, an der Hermannsplatte vorbei. Zu Fuß, denn das ist hier das sicherste. Zunächst schlängelt sich ein breiter Weg unter dem Horst des Gebirges hinab. Eine tiefe Schlucht, dann einen Berg hinan, der sich von der Platte aus wie ein Hügel ausgenommen hatte und mich nun seinen Umfang und Höhe inne werden ließ. Indes nicht nur auf den steinigem Boden durfte ich

für meine Sicherheit sehen: vor mir lag, wie aus einem Luftschiff betrachtet, in scharfen Umrissen die Landschaft, durch die der Pangani fließt, bevor er sich südlich vom Masiberg der Küste zuwendet. Einmal schon in Afrika hatte sich mir eine solche Fernsicht geboten. Es war in Grootfontein, wo sich die Kalahari gelb und kahl vor mir ausbreitete. Auch hier, in der Ferne, gelbe Striche, die Massai-steppe, unendlich. Vor ihr eine spiegelglatte Fläche, der Mangasee; zwei weiße Wolken prägen ihm ihr Bild auf. Zunächst vor mir der Busch, ein dunkelgrünes Gewelle. Rechts ziehen sich die Fäden hin, welche die Straßen nach dem Kilimandscharo bedeuten. Vor einer leichten Erhöhung liegt die Gabelung: die eine Straße führt östlich, die andere westlich vom Paregebirge, das mir seine scharfkantige schmale Südseite zuehrt. Die westliche Straße, die ich begehen soll, ist erkennbar, bis sie sich in der breiten, grünen Zeile versteckt, welche die fruchtbare Niederung des Panganis bildet; die östliche verliert sich bald.

Da, zwischen der Pare- und der Usambarakette, zeigt sich der Kilimandscharo in seinem ganzen Umfang. Tags vorher waren wir von Neu-Hornow auf die Hermannsplatte geklettert und hatten uns glücklich geschätzt, den Kibo deutlich zu sehen. Hier, auf dem vorgelagerten Berg, ist der ganze Berg zu erkennen, und er ist gerade wolkenfrei, ich habe es getroffen: flach und rund, von Schnee übergossen, hebt sich der Kibo vom blauen Himmel ab; einige weiße Striche laufen über das dunkle Gestein bis scheinbar nahe an die Urwaldgrenze hinab. Nach Osten hin zieht sich der Sattel, der die beiden Gipfel verbindet, und auch der zackige Mawensi mit seinen tief eingerissenen Schluchten wird noch in seiner vollen Gestalt sichtbar. Ein seltsamer Gegensatz, dieser wohl abgerundete Kibo, mit gemessenen Formen und dem ewig weißen Haupt, dann dieser widerhaarige Mawensi, wohl immer unbesteigbar, bis auf eine Rinne ohne den den Anblick mildernden Schnee. Und doch ist das Bild harmonisch, und es prägt sich dem Gedächtnis auf immer ein. Ich habe die beiden Gipfel tagelang aus näherer Entfernung betrachten können, hier jedoch, in einer Fernsicht von etwa 100 km, machten sie den tiefsten Eindruck. Von diesem Punkte, auf dem ich stehe, müßte ein Fernapparat auf unsere Bergriesen gerichtet werden.

Mehrmals noch, während der Weg sich um den Berg wand, hielt ich an und genoß den großartigen Anblick. Oder ich stand einen Augenblick an einem der 88 gewaltigen Eisengerüste, die für die Drahtseilbahn von Wilkins u. Wiese auf festgefügttem Mauer-

werk errichtet sind, und maß betroffen die Entfernungen zwischen den einzelnen Stützen, die Höhenunterschiede von einer zur andern, die Abgründe, über die bald die Kabel gespannt sein und die Wägelchen, mit schweren Holzblöcken geladen, gleiten werden. Werden auch Menschen die Fahrt wagen? Gewiß.

Ich war noch frisch, der Pfad noch wegsam, das Gelände noch bewachsen und schattig. Doch bei jeder Lichtung prallte die Sonne, und bald hörte das Gebüsch auf. Vor mir, tief unten, auf den Graten, die der Berg aussendet, lief ein Pfad. Den mußt du gehen, dachte ich, aber wie kommst du dahin? Es ging einfach in Schraubenzieherwindungen immer hinab, hinab. Achtung vor dem Geröll! Da, hart an einem Abgrunde, stoße ich wieder auf meine Träger. Einer balanciert, einen meiner Blechkoffer auf dem Kopf, vorsichtig daher. Ein Stoß mit dem Koffer an das Gestein, und meine Sachen liegen in der Tiefe; dann wäre eine Expedition nötig, um sie wiederzuholen, wie wenn in der Schweiz einer abgestürzt ist. Das beste ist, ich lasse die Leute allein. Man soll ja auch keinen Dachdecker anrufen, der auf einem steilen Dach arbeitet. Und wieder setze ich meinen eisenbeschlagenen Stock aus, lege den Oberkörper zurück, spanne die Schenkel an und wandre, wandre. An einer der unzähligen scharfen Kehlen kommt mir ein Weißer keuchend entgegen. Ein Esel wird hinter ihm geführt, er wird ihn wohl erst oben, da wo der breitere Weg zur Hermannsplatte führt, wieder besteigen können. Wir bieten uns die Zeit, reden uns aber nicht an. Jeder hat hier genug mit sich zu tun. Endlich bin ich auf dem Pfad, den ich von oben gesehen hatte, er läuft mehr oder weniger eben, aber nur kurze Zeit. Neben mir rechts, noch nicht mit dem Kabel bezogen, die größte Spannung der Drahtseilbahn, 940 m! Wieder beginnt die Wegschraube, doch eigentümlich, den Negern sind die engen Krümmungen immer noch zu weit, sie schneiden ihre Pfädchen hindurch. Unten im Tal üppiges Grün, Felder und Negerhütten. Kein Vergleich mit europäischen Landschaften. Auch wenn man an Stelle der grauen Hütten Alpenhäuschen mit schönen roten Dächern setzte, spräche der dunkle afrikanische Grundton, die Rauheit des Pflanzenwuchses in Verbindung mit der des Gesteins, gegen einen positiven Vergleich.

Plötzlich, unten angelangt, stehe ich vor dem Zelt eines Weißen. An dieser Etappe mache ich gern halt und verplaudere ein Stündchen mit dem jungen Aufseher. Er hat schon viel von Afrika gesehen, wir haben manche Bekannte. Seine Aufgabe ist, den Träger-

verkehr für die Baufirma zu leiten, denn diesen Weg, den ich gegangen bin, gehen auch die Träger mit Zement und anderm Material, das bis zur Eröffnung der Bahnstation Buren von Mombo nach M̄kumbara führen. Mein Wirt stellt mir einen Esel bis M̄kumbara zur Verfügung. Zwei Wege führen dorthin, einer über den Hügel, der den letzten Vorsprung des Usambaragebirges bildet, ein anderer im Bogen um dieses herum, der „Reit- und Fahrweg“. Auf diesem gelange ich in sanftem Gefälle in die Ebene, in den Busch, der mir am frühen Morgen wie ein sanft es Pflanzengeträusel erschienen war, jetzt aber seine wuchtige Masse vor mir aufstut. Auch den Weg, auf dem ich jetzt reite, habe ich von oben gesehen, nicht aber eine Pflanzung, deren hübsches Haus plötzlich vor mir steht, wohl aber den Schienenstrang mit dem fungelnagelneuen Stations- und zurzeit auch Baugebäude. Da es indes Sonntag und Mittag längst vorüber ist, muß ich den Bauleiter, Herrn Rühlwein, in dem vorläufigen Heim auffuchen, das er in einer Schluchtedecke am Fuß des Berges unweit der Baulagers seiner Gehilfen aufgeschlagen hat. So leicht komme ich noch nicht ans Ziel. Durch einen lodernden Busch führen mich die Baubeamten über die neue Farm des Herrn Bolle, wo ich gern durch das kandinische Joch eines Whisky mit Soda krieche und einen Blick auf einen geraden Wasserstrahl werfe, den ein für die Pflanzung sehr ersprießlicher Gebirgsbach bildet. Dann erst komme ich zu meinem Ziel.

Ich hatte an dem halben Tage einen Abstieg von 1450 m machen müssen; ich hatte am frühen Morgen gefröstelt und befand mich nun wieder, nach wochenlangem Genuß der Höhenluft Usambaras, in den tropischen Gefilden, wo, wie ich bald merkte, die Hitze schon merklich stärker geworden war nach den kühlen Monaten August und September. Und in der Erinnerung an den frischen Schummewald schreibe ich diese Zeilen an einem schwülen Novembertage im Roten Meer.

Am andern Morgen konnte ich die Baustrecke von M̄kumbara nach Mombo hin und zurück, erst auf einer von Negern gedrückten Lowry, dann auf einer Lokomotive befahren. Die Strecke ist fast ganz eben und hält sich durchweg auf der vorhandenen Straße, die so breit war, daß noch ein genügender Streifen für den Wagenverkehr bleibt; diesen Streifen haben die Burenwagen hart mitgenommen, und es ist die höchste Zeit gewesen, daß die Schienen gelegt wurden, sonst hätte der Weg für teures Geld ganz ausgebessert werden müssen. Nur mußte, damit der Bahnkörper zur Regenzeit

nicht unter Wasser kommt, aufgedämmt werden. Kunstbauten wie diejenigen, die ich auf der Zentralbahn vorfand, kommen hier nicht vor; nur einige kleine Brücken und Durchlässe.

Den Bau der neuen Strecke von Mombo nach dem Pangani begann die Deutsche Koloniale Eisenbahn-Bau- und Betriebsgesellschaft im August 1907, nachdem die Stammstrecke Mombo 1905 vollendet worden war; also auch hier eine zweijährige Unterbrechung, kennzeichnend für die Flickarbeit da, wo in den Kolonien das Reich mitsprach. Die Gesellschaft hatte ihr Personal und ihr Material zur Stelle und baute vorerst auf eigene Gefahr, bis der Reichstag den Bauvertrag mit ihr genehmigt haben würde. Sie baute daher ohne große Eile, bis am 19. Mai 1908 die telegraphische Nachricht von der Verabschiedung des Gesetzes eintraf. Seither wird rege gearbeitet, und nun rückt der Schienenstrang täglich um 750 m voran. Es waren nur 45 km zu bauen, und man begreift, daß für eine solche kleine Strecke der Unternehmer keine großen Anstalten trifft wie Holzmann u. Co. auf der Zentralbahn. Auf der Fahrt kamen wir an einem Schotterbruch vorbei. Ich fragte den Bauleiter, warum da nicht mit Maschinen gearbeitet werde und erhielt den erwarteten Bescheid, für die gegenwärtig gedachte Länge der Bahnanlage kämen mechanische Schotterschläger und Bohraparate noch zu teuer. An den Bauarbeiten werden 1700 bis 1800 Leute von der Gesellschaft unmittelbar, sowie etwa 1000 von Unternehmern für Erdarbeiten und Schotterschlag beschäftigt. Herr Kühlwein, der Ostafrika aus langjähriger Beobachtung sowie Kamerun von der Erassierung der dort im Bau begriffenen Zentralbahn, Südwest von der Bahn Lüderisbucht-Reetmanshoop her kennt, hält sich für die Behandlung der Leute an den bewährten Grundsatz: Nicht schlagen, sondern nur bei wirklichen Vergehen ernsthaft züchtigen, und entgegen andern vertrauenswürdigen Arbeitgebern ist er der Ansicht, daß der Unternehmer selbst den Leuten die Verpflegung liefern soll. Während wir nach Mombo fuhren, kam uns ein langgezogener Trupp entgegen, 350 Mann, auch einige Frauen, Waffandaui aus der Gegend von Kilimatinde, hochgeschossene, kräftige, sehnige Gestalten, trotz der dünnen Beine. Ihnen voran, in weißem Kamsu, ritt auf einem Esel ein Häuptlingssohn. Bei ihnen war noch die afrikanische Artümllichkeit zu erkennen, am Lendenschurz, der bei den meisten das einzige Bekleidungsstück bildet, wie an dem Hausrat, den sie auf dem Kopf oder am Gürtel trugen. Nachmittags fand ich sie auf der Station Mumbara wieder, aufgestellt zum Appell und Entgegennahme der

Tagestation, die der guten Einführung wegen besonders reichlich ausfiel. Und am andern Morgen wurden die Leute auf die Arbeitsstätten geführt.

Das Landschaftsbild an der Strecke ist herb. Rechts, von Mombo aus, die Usambarakette, links die einsamen Stöcke des Mafiberges, auf dem ein Hauptmann nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst eine Pflanzung anlegen wird, und des kleinern Ngai-berges. Auf einem Hang rechts liegt Masinde, einst der Hort eines gierigen Häuptlings, der von den unten Durchziehenden Zoll erpresste, dann Militärstation. Da diese seit längerer Zeit aufgegeben ist, hat die Regierung sich entschlossen, sie einem Pflanzler zu verkaufen, der das weithin sichtbare Gebäude bewohnt. Er hat auch die Ehrenpflicht, in der Nähe einige Gräber gefallener Schuistruppenangehöriger zu unterhalten.

Was vor der Station Mumbara liegt, mußte ich besehen, da ich nach dem Kilimandscharo reisen wollte. Es gibt zwei Wege dorthin, den westlichen, dessen Verlauf zum großen Teil der der Bahn sein wird, und den östlichen, der aber in Same, etwa auf halbem Wege vom Mombo nach dem Kilimandscharo, 84 km von Moschi, durch einen Paß von der andern Seite des Paregebirges auf die westliche hinüberführt und sich mit dem dortigen Wege vereinigt. Zwei Wege, das ist eigentlich euphemistisch gesprochen, denn der östliche ist erst im Bau. Er würde, wenn er in der geplanten Breite vollendet würde, eine erkleckliche Summe verschlingen, ohne großen Nutzen zu bringen, da er nahe an dem toten englischen Gebiet verläuft und die Eingebornen, sowie die wenigen Pflanzler, die sich im Paregebirge mehr auf der Ostseite niedergelassen haben, ihre Zufuhrwege nach dem westlichen Wege und der künftigen Eisenbahn erhalten könnten. Zudem wären auf dem östlichen Wege kostspielige Kunstbauten aufzuführen. Noch bevor die Planierungsarbeiten begonnen hatten, wurden für den Bau Dampftrassen und andere Maschinen aus Deutschland bezogen; sie stehen unbenutzt in Mombo und rosten mittlerweile.

Es blieb mir also keine Wahl, ich schlug den westlichen Weg ein und unternahm eine achttägige Safari, deren Verlauf ich hier schildern will, um dem deutschen Leser zu zeigen, wie man heutzutage noch reisen muß, um die wichtigsten Gebiete der Kolonie zu erreichen, wie weit, mit anderen Worten, die Instandsetzung der letztern noch zurück ist.

In Mumbara meldeten sich bei mir 28 Träger, Wanyamwesi,

die mir freundlich zur Verfügung gestellt wurden. Sie waren auf einer Kautschukpflanzung in Tanga beschäftigt und konnten dort vorübergehend entbehrt werden. Ein stattlicher Munyampara oder Karawanenführer, volles Gardemaß mit prächtig entwickelten Gliedern, und ein Koch, der in Sansibar auf einer Mission erzogen worden war und fließend Englisch sprach, auch wegen letztern Umstandes ausgesucht worden war, da ich erst wenige Worte Kisuahili gelernt hatte, stellten sich mir vor. Ersterer flößte mir durch sein männliches Auftreten sofort Vertrauen ein, letzterer schien mir zu verschmisht, und ich richtete es sofort ein, daß er die Schlüssel zu den Kisten mit den Eßwaren und Getränken nicht beherrschte. Ich las später in Reisewerken das eine oder andre abfällige Urteil über ihn, hatte mich aber nicht über ihn zu beklagen. Sechs Lasten für Zelt und Zeltmöbel, vier Träger für einen Tragsessel, den ich mitnehmen mußte, weil alle Versuche, ein Reittier zu erstehen, fehlgeschlagen waren; meine Blechkoffer, ein Gewehr und Mantel und Decken, sieben Holzkisten mit allerlei Eßwaren und Getränken, schließlich vier Sack Reis für die Verpflegung der Leute, weil unterwegs infolge der Dürre nicht viel zu kaufen war, und zu guter Letzt ein Eimer mit Petroleum, das war die ursprüngliche Masse, die zu befördern war.

Der Aufbruch am ersten Tage geschah mit Verspätung. Aber schon gegen 9 Uhr murrten die Leute und legten an einem trockenen Bachbett die Lasten nieder. Darauf ließ ich, entgegen dem Brauch, für eine Tagesrast das Zelt aufschlagen. Es lag mir daran, meine Gewalt durchzusetzen, und es gelang mir: das Ziel des Tages, Mikotscheni am Pangani war abends erreicht.

Die Usambarakette lag schon rechts hinter mir, bald nach dem Aufbruch war die Karawane an den Fuß des Paregebirges gelangt. Der Weg ging nahe an dem gewundenen Lauf des von hohen Bäumen eingefassten Panganis vorbei. Üppige, breite Grasflächen, zur Regenzeit Sümpfe fassen das Flußbett ein. Hier ungefähr soll die jetzt im Bau begriffene Bahnstrecke endigen. Warum gerade hier? Auf dem fruchtbaren Boden ließen sich durch Entwässerung mancherlei Kulturen betreiben, ebenso in dem Luengeratal zwischen Ost- und West-Usambara und dem weiten sogenannten Mombosumpf. Die Regulierung dieser drei Flächen wäre eine nützliche Kulturthat, kostspielig zwar, aber, wenn die leichter instandzusetzenden Pflanzungsländereien, die, auf der ganzen Strecke bis zum Pangani oder Buiko schon belegt, in Nutzung genommen sind, werden sich Unternehmer finden, die nicht nur nach gebratenen Tauben gelüftet. Vielleicht

eignen sich diese Flächen für den Anbau von Zuckerrohr, worauf mich ein Ingenieur aufmerksam machte, der diese Kultur auf ähnlichem Gelände in Venezuela kennen gelernt hat; ist sie doch in Ostafrika längst heimisch, wenn auch für die Araber, die sie im Mündungsgebiete des Panganis betrieben, heutzutage unlohnend, weil der Araber weder mit Lohnarbeiten statt Sklaven noch mit modernen Maschinen zu arbeiten versteht. Wenn ich gut unterrichtet bin, sind europäische Unternehmer daran, diese Araber auszukaufen, und dann ist für Kulturen dieser Art ein Vorbild gegeben, das bei ähnlichen Bodenverhältnissen in der Kolonie ersprießlich werden kann. Einstweilen haben sich an der Paganimündung die Indier aufs „Araberlegen“ geworfen. Diese Sumpfgenden aber bilden eine wertvolle Reserve für eine hoffentlich nicht zu ferne Zukunft, wenn man in der Kolonie soweit ist, daß man alles, was technische Fertigkeit und einen größern Kapitalaufwand erfordert, nicht mehr bezweifelt oder verspottet.

Mikotscheni ist der Punkt, von wo aus 1907 zur Beruhigung heimischer Gemüter, die der Kolonie eine Eisenbahn ersparen wollten, die Schiffbarkeit des Panganis untersucht worden ist. Das Ergebnis ist durchaus verneinend. In Buito wurde eine Pinasse in den Fluß gesetzt und bis Mikotscheni mehr oder weniger gewaltsam über die zahlreichen Stromschnellen gezogen; diese bilden, wie ich mich überzeugen konnte, nur kleine Gefälle, aber doch stark genug, um eine regelrechte Schifffahrt unmöglich zu machen. Bei Mikotscheni mußte die Pinasse zerlegt und bis nach dem Paredorf Tanda auf einem in den Busch geschlagenen Wege über Land getragen werden; von Tanda bis zum Massaidorf Kiroa schien der Fluß wieder schiffbar zu sein, die Pinasse wurde mittels Flaschenzügen wieder zusammengesetzt und hinabgelassen, und dann über die Felsenplatten gezogen, neben denen Baumstämme auch noch vorübergehende Hindernisse bildeten. Besonders flach ist der Fluß in seinem Oberlauf, wo er aus mehreren Armen gebildet wird. Kurzum, er ist nicht schiffbar und kann es nicht werden. Der Versuch hatte von Juli bis Ende des Jahres gedauert.

Der Lagerplatz in der Nähe des rauschenden Wassers war angenehm. Kurz nach dem Aufschlagen des Zeltes erschien der Sumbe und bot Eier und Milch zum Geschenk an. Die Zeiten, wo man ein solches angebliches Geschenk durch ein Gegengeschenk, ein Stück Zeug oder eine Perlenschnur, erwiderte, sind dahin; man greift in die Helleortasche, zahlt nach den üblichen Sätzen — für ein Ei drei Heller — und

bedeutet dem Häuptling, daß man von ihm nichts geschenkt haben will. Der zweite Ausbruch geschah pünktlich, lange vor Tagesanbruch, und als die Sonne zu hart brannte, war der Lagerplatz in Tanda, unter mächtigen Bäumen, erreicht. Auf dem sandigen Wege sind Stückchen Glimmer bemerkbar, die offenbar aus dem Paregebirge angeschwemmt sind; es bleibt noch festzustellen, wo die Lagerstätten des Glimmers sind.

In Tanda kam der Häuptling mit der Bitte um eine Bescheinigung, daß ein Rind, das ein nach Transvaal ausgewandertes Ansiedler ihm in Verwahrung gelassen hatte, schwer erkrankt sei. Ich fand das Tier am Verenden und schüttelte lächelnd den Kopf, als der Häuptling und der Massai, den er als Hirten beschäftigte, mich um Dawa, Medizin, baten. Nachmittags wurde mir gemeldet, daß das Tier verendet sei, und bald bestätigte sich dies durch einen starken Bratengeruch, der mein Lager durchwehte. Meine Wanyamwesi waren also in diesem Punkte nicht empfindlich; die kleinen Stücke Fleisch, die sie an hölzernen Spießen aneinandergereiht hatten, prangten noch mehrere Tage auf ihren Lasten, eine unerwartete Zusatz zu dem täglichen Reis. Von Tanda rinnt zur Regenzeit ein tief eingerissener Bach nach dem Pangani. Hier bietet sich wiederum eine Fläche, die, von letztem aus bewässert, das Land zwischen dem Pare und den Lasiti- und Masimanibergen auf eine Breite von mehreren Kilometern fruchtbar machen würde. Die Steppe hat hohen Graswuchs. Ich wußte, daß sie wildreich ist und hoffte auf eine Antilope, es zeigten sich jedoch nur Strauße, die nach der Jagdordnung geschont werden müssen.

Der folgende Tag wurde recht kritisch. Es war ein langer Marsch beabsichtigt, und sehr früh in der Nacht wurde aufgebrochen. Es war leider Neumond, und so ging es schlecht und recht beim Laternenschein. Die vier Träger, die mit meiner Person belastet waren — kein zu schweres Gewicht für den einzelnen — waren vortrefflicher Laune und sangen allerlei Lieder in ihrer Sprache; von Zeit zu Zeit improvisierten die beiden hintern Träger einen zweistimmigen Gesang. Dann wurde durch die ganze Reihe hindurch ein allgemeines Lied angestimmt, dessen zahlreiche Strophen in einem Grausen ausdrückenden Rehrreim ausgingen. Ich merkte, es galt den wilden Tieren, die dem nächtlichen Wanderer auflauern. Es war aber kein richtiges Marschtempo darin, wie in den Landknechtliedern, und zur Abwechslung mit dem zweifelhaften musikalischen Genuß, den meine Träger mir boten, piff ich die kernige Weise

eines Liedes auf die Schlacht von Pavia. So ging es geraume Zeit, stundenlang. Mittlerweile war der Weg grundschlecht geworden. Eine Senkung folgte auf die andere, immer staubiger wurde der Weg, immer steiniger dazu.

Als der Tag graute, war Makanja erreicht, für gewöhnlich ein Lagerplatz, jetzt wasserlos. Also weiter, mit ermüdeten Trägern, in einer Kolonne, die sich bald endlos hinzog. Nach einem Halt an einem prächtigen Waldplatz ging es weiter mit den mählich eingetroffenen Nachzüglern, die Träger konnten sich am Wasser des Baches von Wudeh laben, aber die Sonne stand schon hoch, als ich im Dorf Mwembe eintraf. Dort waren, wie mir berichtet wurde, Weiße. Wasungu, Europäer? fragte ich. Sapana, nein, Hollandsch. Also Buren. Mehrere Wagen nahmen auf einer Anhöhe in der Nähe der Dorfhütten den Lagerplatz ein, in der Nähe weideten die Ochsen. Da blieb nichts übrig, als einen Platz unten am Bach zu beziehen, von hohen Bäumen schön eingefast. Aber das Wasser zum Kochen und Trinken war eine sandige, rote Brühe, der Tee, der daraus entstand, wie Schokolade.

Mein Koch, der als Kenner des Weges und der Safaribräuche wie als Dolmetscher unschätzbare Dienste leistete und sich zum eigentlichen Führer der Karawane aufgeschwungen hatte, war erkältet und magentrank, für den Tag so gut wie nicht vorhanden. Der Munyampara fehlte. Ziemlich spät traf er ein, einen Sack Reis auf dem Kopfe, den er einem schlapp gewordenen Träger abgenommen hatte; so gefiel er mir, aber ich zweifelte an seinem Einfluß auf die Träger. Auch diese waren mürrisch. Ich beschloß, Ordnung zu schaffen und setzte mich bei der Reisverteilung ganz förmlich an meinen Tisch zum ernststen Schauri, während die Leute in langer Reihe vor mir standen. Und nun hielt ich eine Standrede, die ich Satz für Satz verdolmetschen ließ. Ich tabelte die Bummellei und wollte wissen, was dahinter sei. Da kam es heraus. Beband vor Zorn trat der Munyampara vor und zeigte auf einige Leute, die seine Gegner seien und aus Feindschaft gegen ihn die andern von Anfang an aufgewiegelt hätten. Daher der unziemliche Auftritt am ersten Tage. Ich ließ die Rädelsführer aus der Reihe treten und erklärte sie von der Safari ausgeschlossen; hatten sich doch schon die Lasten soweit verringert, daß ich die drei Mann, um die es sich handelte, entbehren und zurücksenden konnte. Später am Tage ging ich bei den Trägern umher und fand sie in bester Stimmung. Von da ab gab es zwar noch Schwierigkeiten, aber keine Störung. Wir

hätten schon in Wudeh Halt machen müssen. Der Koch hatte sich geirrt. In der dunkeln Nacht hatten wir an 40 km zurückgelegt, zu viel für uns alle.

Auf dem Lagerplatz erhielt ich den Besuch eines der Buren. Als ich bei ihnen vorbeigekommen, war mein deutsches „Guten Morgen“ mit einem englischen „Morning“ beantwortet worden. Jetzt begann ich das Gespräch wieder auf Deutsch, allein der Bur, ein junger Mann in schlampigem Hemd, konnte nicht mit. Nun erging ich mich böshafterweise in dem feinsten europäischen Holländisch, dessen ich eben mächtig bin. Da wollte er seine nackte Burensprache nicht zeigen und flüchtete sich ins Kisuahili, und als ich ihm klar machte, daß ich im Lande nur reise und diese Neger Sprache noch nicht gelernt habe, gingen wir zum Englischen über. Genau so war es mir mit den Buren in Südwest ergangen. Als ich am andern Morgen weiterzog, fand ich einige Kilometer von Mwembe ihre nach bestem kapländischen Muster gebauten Wagen auf offenem Wege ausgespannt; die Buren selbst schliefen auf Feldbetten unter den Gefährten. Der Weg, ziemlich steinig, ging über einen Sattel des Paregebirges und führte an dessen äußerem Rand nach Same, wo die von Osten kommende, im Bau begriffene Straße mündet. An einem mächtigen Baume ist eine Tafel angebracht, worauf die Etappen nach Moschi in Kilometern angegeben sind, 84 im ganzen.

Same, ein größeres Dorf der Wapare, liegt an einem Gebirgsbach mit klarem Wasser, das sich in einer Bodensenkung verliert und den humusreichen Boden bewässert, in dem die Talbewohner üppig stehenden Mais angebaut haben; nur ein kleiner Teil der Fläche indes wird dazu benutzt. Es ist aber ein Schulbeispiel von dem, was werden könnte, wenn die berieselbaren Flächen von Europäern bewirtschaftet würden. Ein gut unterhaltenes Rasthaus bot den Leuten ein Obdach für die Nacht; sie legten sich indes nicht in das Innere der offenen Hütte, sondern davor unter das vorspringende Dach. Nur einer, ein Lebenskünstler, bereitete sein Lager in der Hütte auf meinen Kisten und Koffern und erklärte mir, er sei kein Massai, der auf dem nackten Boden schlafe, wenn er es besser haben könne. Es gibt Europäer, die sich an diesem Afrikaner ein Beispiel nehmen könnten. Während der Nacht ging ein mehrstündiger Regen nieder, der einzige von einiger Bedeutung, den ich auf der Safari auszuhalten hatte. Am andern Morgen war das Zelt wieder trocken, und meine Leute freuten sich, daß sie so gut geschützt

geschlafen hatten. Ich gönnte ihnen indes hier eine längere Ausspannung und ordnete erst für den Nachmittag einen kurzen Marsch an. Gerade hatte ich befohlen, das Zelt abzubrechen, und saß im Rasthaus an meinem Tisch bei der Nachtmisch-Zigarre, als Peitschenknallen, Räderknarren und lautes Jaurufen kundgaben, daß die Buren schon da seien. Sie waren also während der Nacht getrefft, als der Regen ihre kleinen einheimischen Buckelochsen erfrischte. Bald erschien einer und erhielt eine Tasse Tee mit sehr viel Zucker. Greulich sah er aus. Zum Glück bot er mir nicht die von afrikanischer Erde gerötete Hand. Gleich danach machte ich den Buren einen Gegenbesuch. Auf einer Wagendeichsel führten wir ein längeres Gespräch über die Verkehrsverhältnisse, diesmal von vornherein englisch, das einer von ihnen fließend sprach.

Einiges vom Trek in Deutsch-Ost. Die Buren haben den Beweis erbracht, daß das Fahren mit den einheimischen Rindern möglich ist, das Verdienst muß man ihnen lassen. Im übrigen sind sie, von denjenigen Familien abgesehen, die in der Gegend von Aruscha sesshaft geworden sind und Ackerbau treiben, recht unbequeme Gesellen, nicht nur in der deutschen, sondern auch in der britischen Kolonie. Auf ihren weiten Zügen schießen sie, allen Jagdverordnungen zum Trotz, jegliches Wild ab, überhaupt lehnen sie sich an keinerlei staatliche Ordnung. In Britisch-Ost, wo gegenwärtig das Gebiet zu Farmen vermessen wird und die Besiedlung flott vorangeht, sträuben sich die zahlreichen Trekburen gegen jeden Versuch der Behörden, sie sesshaft zu machen, und erklären diesen trotzig, man könne sie doch nicht ausweisen. Bei fortschreitender Besiedlung wird jedoch das Trekken von selbst aufhören und die Buren werden sich nach einsamern Gegenden Afrikas wenden.

Ganz bezeichnend ist eine Tatsache, die kürzlich in Britisch-Ost festgestellt wurde. Es fiel auf, daß die Trekburen zahlreiche Postpakete nach Südafrika sandten, man ging der Sache nach und erfuhr, daß die Sendung aus Biltong, dem an der Sonne gedörrten, in schmale Streifen geschnittenen Fleisch von Wild, bestand.

Meine Buren hatten einen eben gefallenen Ochsen bei den Eingeborenen von Same gegen ein Schaf vertauscht und dieses gerade geschlachtet. Es hing an einem der Wagen. Einer der Buren zog sein Messer, machte Querschnitte in das Fleisch, streute Salz hinein, schnitt sich ein Stück ab und verzehrte es, roh wie es war. Weiße Massai!

Die Leute haben seit längerer Zeit zwischen Aruscha und Nombo

einen, wenn auch nicht regelmäßigen Frachtverkehr eingerichtet. Sie fahren wann sie wollen, und nehmen für einen Wagen 800 Rp. Auf den ersten Blick scheint das ein einträgliches Geschäft. In der That haben die Buren bei den Fahrten von Mombo nach Mtimbara für die Bahngesellschaft und die Firma Wilkins u. Wiese ein Erkleckliches verdient. Allein sie behaupten, und ich wurde bald von der Richtigkeit ihrer Angaben überzeugt, daß der Fret von Mombo nach Aruscha unwirtschaftlich ist. Die einheimischen Ochsen sind zu schwach, die Wagen können daher nur ein Drittel der in Südafrika üblichen Belastung erhalten; wirklich war alles nur leichtes Stückgut, und als ich fragte, ob ich von meinen Lasten zwei leichte Kisten mitgeben könnte, die ich an der Küste für Aruscha mitgenommen habe, lautete die Antwort, es könne auch nicht ein Pfund mehr aufgeladen werden. Es waren vier Wagen, mit je vierzehn Ochsen bespannt, aber unterwegs waren etwa fünfzig Ochsen gefallen, die nur zum Teil ersetzt werden konnten; zwischen Mombo und Same herrscht die von der Tsetsefliege verbreitete Surrakrankheit in dem Maße, daß schon in der Trockenzeit kein Vieh sicher durchgetrieben werden kann und in der Regenzeit jeglicher Frachtverkehr aufhört. Kurzum, sogar die trekkenden Buren erklären sich für besiegt und rufen nach der Eisenbahn wenigstens bis Same, den Oberlauf des Pangani entlang. Von Same aus könnten sie, bis die Bahn Aruscha erreicht, sehr gut fahren, um späterhin das trockene Gebiet jenseit des Meruberges zu erschließen, dessen Wasserstellen ihnen wohlbekannt sind.

Diese Vortrekkerdienste der Buren in den verschiedensten Theilen Afrikas, im Kongolande wie im Portugiesischen und im Nyassalande, dürfen billigerweise nicht unterschätzt werden. Als ich die Buren zurückließ, sandten sie einen Boten nach Moschi mit einem Telegramm für Aruscha, damit ihnen frische Ochsen entgegengesandt würden. Und zu guter Letzt sei erwähnt, daß sie für die Fahrt aufwärts volle vier Wochen rechneten. Kein Wunder, daß da die Lasten für den Kilimandscharo und Meru monatelang am Endpunkt der Usambarabahn liegen bleiben und der Verkehr über Mombassa und die englische Ugandabahn geht.

Ein kurzer Marsch führte mich am Abend nach der am Hang des Gebirges gelegenen Wasserstelle Njorro. Je mehr man sich dem Kilimandscharo nähert, um so höher wird der Graswuchs in der Steppe. Schon auf dem Sattel, den ich zwei Tage vorher überschritten, war mir, als ich — ohne Erfolg — einer flüchtigen Herde

Hartebeester folgte, die Höhe des Grases aufgefallen. Darüber war ich mit den Buren, die ganz Südafrika durchschweift hatten, einig, daß die Steppe in Ost weit fruchtbarer ist als dort. Wenn wir in Südwest ausspannten, begannen unsere Ochsen nach geeignetem Futter zu suchen, und bald waren sie auf dem fast stets dünn bewachsenen Gelände soweit verstreut, daß wir in steter Sorge waren, sie könnten sich verlaufen, und ab und zu verliefen sie sich auch. Hier aber, in dem völlig dichten Grase, das nicht selten eine volle Narbe bildet, können die Tiere, Ochsen, Esel oder Pferde, weiden, wo man sie gerade freiläßt, sie fressen sich an den nahrhaften Stengeln bald satt.

Zur Linken lagen, von den Gebirgsbächen bewässert, die kleinen Schamben der Wapare. Immer häufiger auch wurden im Gebirge selbst die hellgrünen Flecken, die an geschützten Stellen kleine Kulturen ankündigten. Dort obenhin haben sich einst die Leute aus der Ebene vor den Massai flüchten müssen, jetzt haufen sie da als scheue Bergbewohner und klettern auf scharfeingeschnittenen Pfaden, die man von unten erkennt, über die Gipfel und Rämme. Fleißig sind sie keineswegs, sie bauen gerade genug für den eigenen Bedarf, und es bot sich bis Moschi kaum eine Gelegenheit, einen Wechsel in die Reiskost meiner Träger zu bringen; höchstens gab es einige Maiskolben zu kaufen. Es wird auch nicht so leicht sein, die Wapare zur fortlaufenden Arbeit bei den Europäern zu gewinnen.

Nach einem Morgenmarsch wurde an einem tief eingeschnittenen Bach unter schattigen Bäumen in Lempeni Halt gemacht. Dort musterte ich acht Leute aus, die zu schwach befunden worden waren, und kürzte meine Lasten; den Heimkehrenden gab ich auch den Tragjessel mit und legte den Rest des Weges zu Fuß zurück. Der folgende Lagerplatz Riffangara war auf einem allen Winden ausgesetzten Vorsprung des Gebirges, an einer schmalen, aber leeren Bachrinne. Wieder sah ich mich reichlich mit Wasser versorgt, während die Träger keines zum Abkochen bekommen konnten. Zwei Ukiden, später der Jumbo, kamen heran und machten Redensarten. Ich zeigte, daß ich keinen Spas verstand und kurz danach rieselte das Bächlein, die Kochtöpfe dampften, und meine Leute scherzten über die Abfuhr des Jumben. Er erhielt noch eine weitere. Ich brachte ihn in Moschi zur Anzeige. Darauf erhielt er den üblichen großen, schräg schwarz-weiß-rot gestreiften Zettel mit dem Reichsadler und der Vorladung: Der — soll zum Schauri kommen. Ein Schauri bietet immer Interesse, und wo ich Gelegenheit dazu hatte, wohnte ich der Sitzung bei. So auch in Moschi, zufällig an dem Morgen,

wo der Herr von Kiffangara sich zu verantworten hatte. Da unsere gegnerischen Angaben übereinstimmten, erhielt er einen gebührenden Verweis. Freilich, einem Beamten, den mehrere Askari begleiten, oder einer bekannten Persönlichkeit aus der Kolonie gegenüber nimmt sich ein solcher Häuptling nichts heraus. Auf der andern Seite gibt es, wie mir unterwegs Eingeborene mitteilten, Reisende, die überall durchaus ein Huhn oder Eier haben wollen. Mehrfach bemerkte ich, daß die Dorfbewohner sich bei meiner Ankunft zurückzogen, aber wieder erschienen, wenn sie sahen, daß ich nichts von ihnen verlangte. Und doch litt ich durchaus keinen Mangel, denn unter der Hand erfuhr mein Koch stets, wo etwas zu haben sei, und auf dem nächsten Lagerplatz Rahe erschien er mit einem großen Fisch, den er für 9, und einem Huhn, das er für 75 Heller erstanden hatte. Die Tischkarte des Abends lautete: Maggis Kartoffelsuppe, Panganifisch mit Tomaten, Huhn mit Pilzen, Käse, und ein guter Trunk fehlte auch nicht.

Nach Kiffangara, wo ein Grieche auf einer breiten Fläche eine gut aufgegangene aber verkrautete Kautschuschamba angelegt hat, kam ein langer Marsch nach Rahe, durch eine sandige Niederung in das Panganital; über den Fluß führt eine gut unterhaltene Holzbrücke. Jenseit des Flusses, der hier mehrere Arme bildet, war der Lagerplatz mit Schutzhütte, aber sandig und schmutzig, unwürdig des feinen Mahles, das ich in dem vorigen Bericht geschildert habe. Der Boden, schwarzer Sand, ist hier ungemein fruchtbar und eine Wanyamwekikolonie macht sich ihn zunutze. Noch ein Tagesmarsch, der achte, und ich hatte mein Ziel, Moschi am Kilimandscharo, erreicht. Lange vor Tagesanbruch genoß ich das erste Frühstück, Hafergrütze und eine französische Fischkonserve, ließ die Feldflasche mit frischem Tee füllen und watete vor meinen Trägern bei trübem Laternenschein, Staub in den Ohren und in der Nase, durch den tiefen Sand. Ist das die deutsche Wegebaukunst, billig und schlecht? Ist das die Wirkung der deutschen Kolonialverwaltung, daß ich auf einer achttägigen Safari so wenig Anzeichen ihres Daseins vorfand, und bei der mangelhaften Erschließung eines der schönsten Landstriche kaum einige Stätten privater Tätigkeit? Wozu hat denn das Reich das Land in Besitz genommen? Es liegt da, wenigstens dieser kostbare Teil, vernachlässigt wie Südwest vor dem Aufstande. Was könnte nicht alles in diesem Rahe geschaffen werden? Doch die mürrischen Gedanken wichen bald: das Gelände stieg an, der Boden wurde härter, der Tag kam, die Sonne schien.

Es ging geraume Zeit durch einen schönen Wald mit zahlreichen Edelhölzern. In diesem Wald betreibt die Forstverwaltung die Nachzucht des ausgezeichneten Mwulebaumes (Chlorophora excelsa), dessen oft riesige Stämme ein hartes, sehr gut zu verarbeitendes weißes Holz mit braunem Kern aufweisen.

Am Ende dieses Waldes wurde an einem tiefen, ganz ausgetrockneten Flußbett eine kurze Rast gehalten, worauf es von der Straße ab auf einem Negerpfad durch das dürre gelbe Steppengras in gerader Richtung auf Moschi ging, dessen weiße Boma so nahe schien, und doch noch fünfzehn Kilometer entfernt sein mochte. Der Kilimandscharo war weiter hinauf schon an der untern Waldgrenze in einen dichten Wolkenschleier gehüllt; schon seit zwei Tagen hätte ich ihn programmäßig sehen sollen, allein er blieb anhaltend verhüllt. Um ihn herum, in der Steppe verstreut, mehrere kleine Bergfegeln, die unvermittelt, wie es in Afrika Regel ist, aus der Fläche ansteigen. Nicht anders der Kilimandscharo, wenn auch breiter als seine Satelliten. Einer von diesen, der auf Hans Meyers Karte verzeichnete, steht dicht am Fuße des Bergriesen. Der Platz heißt Mbuyuni. Vor mir eröffnete sich ein erfreulicher Anblick: eine Pflanzung. Eingeborene drehten ganz nach südafrikanischer Art Ochsenriemen für Trekwagen; die schmalen Hautstreifen werden befeuchtet und dann unzählige Male an einem Baume auf- und abgewunden, von einem schweren Steine unten gehalten. Unweit davon ein Weißer, ein ällicher Mann. Ich sprach ihn Deutsch an, er verstand kein Wort. Es war ein Grieche. Er gehörte nicht zur Pflanzung, deren Besitzer sich gerade in den am Berghang ansteigenden Kautschukanlagen befand. Nachdem ich meine Karte hinaufgesandt hatte, erschien ein junger Rheinländer, der erste vollgültige Weiße, und es entspann sich bald eine längere Unterhaltung. Die von ihm vortrefflich angelegte Schamba ging kurz danach in andere Hände über, und der bisherige Besitzer, der sich als Pionier fühlt, rüstete sich zu einer Safari nach Westen, um sich einen neuen „Platz“ auszusuchen.

Dritter Abschnitt.

Vom Kilimandscharo zur Ugandabahn.

Nig Deutsch. — Fleischgenuß. — Moschi und die Boma. — In der Leipziger Mission. — Wasserkunst und Schmiede der Wadschagga. — Massai und Herero. — Viehdiebe und Viehseuchen. — Kibo, Mawensi und Meru. — Der Kibo im Mondschein. — Kaffeebau. — Lebensmittelpreise. — Verteuerung durch Verkehrsarmut. — Weiße Bevölkerung. — Landpolitik. — Griechen und Deutsche. — Landgier. — Leutenot. — Arbeitszwang. — Faulheit der Wadschagga. — Einträglicher Maisbau. — Gegensatz zwischen Regierung und Ansiedlern. — Die Prügelverordnung. — Billige und unbillige Forderungen der Ansiedler. — Abstecker nach Riboscho. — Bei Meimaridis und den Missionaren vom heiligen Geist. — Die Deutschrussen. — Ein großes deutsches Anwesen. — Ausdehnung der Verwaltung in Uruscha und nach Iraku. — Die Buren am Meru. — Die Griechen. — Land für deutsche Ansiedler. — Beispiel einer Einzelwirtschaft. — Abzug von Moschi. — Ein Löwe im Zelt. — Abschied vom Kilimandscharo. — An den Grenzposten. — Beim Distriktschef von Saweta. — Auf der Eselkarre nach Voi. — Missionsstation Burra. — Die Voibrücke. — Kraftwagen. — Schlußwort.

Begleitet von dem alten Griechen, der nicht viel zu sagen wußte, stieg ich zwei Stunden lang auf dem Fußweg nach Moschi bergan, hie und da eines der unzähligen Täler kreuzend, die vom Berge auslaufen. Kein Tropfen Wasser in den Rinnen, denn es hatte sechs Monate nicht geregnet. Während meine Träger, denen der letzte Aufstieg eine harte Aufgabe gestellt hatte, das Zelt aufschlugen, kehrte ich in dem noch nicht vollendeten Bau ein, der den stolzen Namen Kilimandscharo - Hotel führt. Ein Grieche, der unten im Busch eine Pflanzung besitzt, hat es errichtet. Ich sprach wiederum Deutsch und wurde wiederum nicht verstanden, weder vom Wirt noch von seinen meist auch griechischen Gästen. Das Eigentümliche meiner Lage, in einer deutschen Kolonie nicht mit Deutsch auszukommen, verstand ein gebildeter Engländer aus Britisch - Ost sehr wohl. In letzterer Kolonie denken die fremdbürtigen Weißen nicht daran, mit den Gebietern des Landes etwas anderes zu reden, hier dagegen plappert Michel mit den fremden Miteßern Kisuahili, ja, noch auf dem Heimdampfer geht in erster Klasse eine deutsche Kleinbürgerin auf Deck umher und spricht mit ihrem Kinde in der Neger Sprache. Mittlerweile hatten meine Leute sich eingerichtet. Safari i tayari, der Marsch ist zu Ende. Es wird jeden Tag am

Orte ein Rind geschlachtet, und ich kaufte ein Pfund Fleisch auf den Kopf als besondere Gabe — 6 Pfund für eine Rupie. Die Leute hatten trotz aller Widerwärtigkeiten eine gute Leistung vollbracht, denn häufig braucht man für die Entfernung, die ich in acht Tagen zurückgelegt hatte, deren zehn.

Der Leser weiß nun, wie man heutzutage noch in Deutsch-Ostafrika zu reisen genötigt ist. Gewiß, die Poesie der Safari habe ich genossen. Es waren angenehme Stunden, wenn ich im Stuhl vor dem Zelte lag und auf Berge und Steppen den Blick schweifen ließ, während die Träger am Feuer hockten und ihre Kochkunst übten. Dann erhob ich mich manchmal, machte eine Runde im Lager und unterhielt mich mit ihnen, indem ich einige Kisuahiliworte mehr aufgriff. Dabei zeigte mir der eine oder der andere einen wunden Fuß, an dem ich vor lauter Staub und Schmutz keine Verletzung erkennen konnte, bis der Mann sich überreden ließ, den Fuß in einer Sublimatlösung zu waschen. Die wunde Stelle wurde mit Jodoform verkittet und verbunden, und wenn einer abgefertigt war, stellten andere sich ein mit den Worten: Nataka daua, ich brauche Medizin. Um andern Tage waren die so Behandelten dank ihrer guten Heilhaut wieder marschfähig. Diese von jedem Europäer erwartete Ausübung der Heilkunde — bei mir kann man es auch Kurpfuscherei nennen — bringt den Reisenden seinen Trägern näher. Aber die Anstrengung ist groß für beide Teile.

Es sind ja sogenannte Volksparteien gewesen — die schwarzen und die roten Demokraten —, die den Eisenbahnbau in Afrika hintangehalten haben und schuld daran sind, daß die Neger, deren Schutz sie wahrzunehmen behaupten, in der Beschäftigung als Lasttiere weiter erhalten werden und, mit 60 Pfund auf dem Kopf, über schlechte Wege fünf oder sechs Stunden lang traben müssen. Und dann der Kostenpunkt. Ich hatte für jeden Träger 50 Heller täglich zu zahlen, dazu Reis zu geben oder, wo es etwas zu kaufen gab, Kostgeld, außer der Löhnung für Koch und Boy. Es läßt sich danach ermessen, wie teuer sich die Dienstreisen stellen, welche die Beamten oft von einem Ende der Kolonie zum andern unternehmen müssen.

Der Gasthof von Moschi liegt an einem abschüssigen Gelände, das als Lager- und Ausspannplatz dient und die einzige größere Fläche des Ortes bietet, der ganz steil zur Boma ansteigt. Zunächst liegt ein einfach ausgestattetes Krankenhaus für Eingeborene, wo ein von der Schutztruppe abkommandierter Arzt jeden Morgen eine

lange Sprechstunde hält. Auch zwei Weiße genossen gerade ärztliche Pflege, Briten aus der Nachbarcolonie, der eine wochenlang in einer für Europäer vorbehaltenen Kammer, der andere als Außenpatient in seinem Zelte wohnend; diesem gegenüber stand ein größeres, in welchem andere Briten, lebenslustige Farmer, die zur Erholung herüber gekommen waren, hausten. Nach oben zu, auf gut gedämmten rechtwinklig angelegten Straßen, stehen die zahlreichen Hütten der Wadschagga und die Läden der Indier, in den Abzugsgräben verteilt ein Gebirgsbach sein klares Wasser. Während meiner Anwesenheit ging einmal ein starker Regenguß nieder, worauf der Boden derart aufweichte, daß man an jedem Schuh das Gewicht eines Backsteins an rotem Lehm mit sich schleppte. Nur ein Europäerhaus, etwas abseits von dem Eingeborenenviertel; für weitere ist leider nicht viel Platz, eine größere Entwicklung des Ortes ausgeschlossen, und wenn die Bahn kommt, muß sich ein neuer Ort am Fuße des Berges, in Mbuyuni aufstun.

Das Herz Moschis ist die alte, seltsam angelegte Boma. Sie hat ganz den Charakter einer mittelalterlichen Burg. Weißgetünchte Mauern umgeben sie, Stacheldrahtzäune laufen überdies um sie herum. Die Mauern schließen mehrere Gebäude und Höfe ein, in denen den ganzen Tag ein lebhaftes Treiben herrscht. Auf einer Holzstiege gegenüber der Astariwache, die am Eingang ihre Posten aufstellt, gelangt man in die Wohnung des Bezirksamtmanns, auf einer andern in sein Geschäftszimmer und in die Wohnung des Bezirkssekretärs. Eben solche Stiegen leiten zu den übrigen vier oder fünf Wohnungen, und alle zusammen unter sich und mit der des Bezirksamtmanns sind durch einen Wehrgang mit Schießscharten verbunden, der sich an einer Stelle basteiartig erweitert. Der Bezirksamtmann hat außer einem Vorraum, der zu einem ungeheuern Saal führt, nur noch eines oder zwei Zimmer, doch der eine Saal ist groß genug für jede in Ostafrika mögliche Zahl Gäste, auch die zehn oder zwölf Weiße, die mit Herrn v. Lind equist dort ankamen, mitsamt den Ortsanwesenden. An dem westlichen Fenster steht auf einem Podium ein Feldgeschütz; wäre es eine Feldschlange, es würde in diesem altertümlichen Bau ganz am Platze sein. In diesem mächtigen Raume, der manche wohnliche Ecke hat und mit europäischen Möbeln und afrikanischem Zierat geschmackvoll ausgestattet ist, schaltete ganz allein die junge Gemahlin des Bezirksamtmanns Met h n e r, der an der Grenze seines Sprengels den Unterstaatssekretär erwartete. In der Boma wird Post, Telegraph und Zoll bedient, und die Be-



Reittier nicht mehr benutzen kann, und gelangt nach der Station der Leipziger Mission, deren für zwei Familien berechnete Gebäude nebst Kirche, Schule und Tischlerwerkstätte auf ganz schmalen Terrassen liegen. Ein Garten mit fruchtbarem Erdreich liefert reichlich Gemüse und Früchte; in der Verwendung der letztern zum Einmachen zeigt die Gattin des einen Missionars eine Geschicklichkeit, die ich vielen andern kolonialen Frauen wünschen möchte. Ich erwähne diesen scheinbar nebensächlichen Punkt, weil mir aufgefallen ist, wie wenig manche Deutsche, die Frauen den veränderten Küchenverhältnissen, die Männer neuen Gerichten sich anzupassen verstehen. Hier war eine flott und appetitlich geführte Haushaltung, in der ich einige angenehme Stunden verbrachte. Von einzelnen Punkten der Station genießt man eine herrliche Aussicht auf die untern Hänge des großen Gebirges, auf denen hier und da ein Pflanzershaus oder eine Mission durchschimmert.

Wenn ich nicht irre, ist diese Mission mit 1280 m über Meereshöhe der höchste von Europäern bewohnte Punkt des Gebirges. Eine reizende Umgebung. Etwas unterhalb, auf einem kleinen Vorsprung, ein von hohen Bäumen beschattetes Plätzchen, auf das die für die Natur empfänglichen Bewohner einen Tisch für ein Plauderstündchen gesetzt haben.

Ich unternahm mit meinem freundlichen Wirt einen Spaziergang bergan. Fast keine bewaldeten Stellen bis an den Urwald, der den Berg auf der Höhe von 2000 bis 3000 m umspannt und so mit seiner dunkeln Färbung die beiden Riesengipfel und den kahlen, auf seiner Kante leicht gewundenen Sattel in ihrer vulkanisch bräunlichen Gesteinsart scharfer hervortreten läßt. Der Weg ging auf ganz schmalen Pfaden über weiche Matten, deren Grün freilich in dem trockenen Jahre verblaßt war; eine Herde kleiner schwarzer Buckelrinder weidete auf der Wand eines tiefen Tales, durch das sich der Weg von Moschi nach Marangu windet. An der gegenüberliegenden Wand eine hellgrüne Bananenschamba. Wir gingen durch ein ganzes Netz kleiner Rinnsale, in denen die Wadschagga das Wasser der Gebirgsbäche auf ihr oft schwer erreichbaren Kulturen leiten; eng schmiegt sich das Netz den Launen des Geländes an. Diese Wasserkunst ist so vollkommen, daß unsere Kulturtechniker etwa für die Eifel manches davon lernen könnten.

Auf einem kleinen Plateau arbeitete in einer offenen Hütte ein Schmied, der Fundi. Wie bei uns auf den Dörfern genießt der Schmied ein besonderes Ansehen in ganz Afrika. Der Sprach-

gebrauch erkennt ihm den Titel Herr zu: Bwana fundi, und der Ausdruck fundi ist auf alle andern Handfertigkeiten derart erweitert worden, daß er dem lateinischen expertus gleichkommt. Unser Schmied, der auch breitklingige Speere für die Massai liefert, machte gerade eine der landesüblichen Hacken zurecht, und drei oder vier Jungen gingen ihm zur Hand, während er das glühende Eisen auf einem Stein hämmerte. Der Blasebalg war von dem allgemein in Afrika üblichen Zwillingsmuster aus Ziegenfell; das Kölner Museum für Völkerkunde besitzt einen ganz ähnlichen, den ich von den Ovambo in Südwest mitgebracht habe. Am Ende der Terrasse eröffnete sich plötzlich eine tiefe Schlucht, und gegenüber, in einem dunkeln Spalt, wollte ich den bekannten 60 m hohen Wasserfall bewundern, der in einen senkrechten Strahl verläuft; es blieb jedoch bei der Vorstellung dessen, was er für gewöhnlich sein muß, denn in der heurigen Trockenzeit hatte er seine Tätigkeit eingestellt.

Von Moschi bietet sich ein weiter Ausblick auf Busch und Steppe. In dem leicht gewellten Buschgelände stechen einige hellgrüne Pflanzungen hervor, Andeutungen dessen, was werden wird, wenn das Land vergehen und die trostlose, bahnlose Zeit abgelaufen ist. Weiterhin, wo der Wind über die fahlen Gräser der Steppe fegt wie bei uns über reife Kornfelder, da schweift noch, mit dem bekannten Speer bewaffnet, der Massai umher. Schon einige Tagemärsche von Nombo tritt er auf. Ganz unvermutet erscheint er irgendwo am Wege und knüpft mit den Trägern ein Gespräch an. Hart klingt sein Kisuahili. Stundenlang, ein unermüdlicher Fußgänger, wandert er mit und verschwindet wieder, wie er gekommen ist. Breite Kragen von starkem Eisendraht um den Hals, eiserne oder kupferne Spiralen um die Arme und Knöchel, als Bekleidung nur schmutziges Leder, steht ab und zu ein Massaiweib am Wege, anscheinend ohne von dem Msungu Notiz zu nehmen, der da vorbeizieht. Wie ähnlich der Hererofrau! Beide Stämme, grundverschieden von Rasse, der Herero höher, bis ins Riesenhafte aufgeschossen, aber beide feingelenkig, sind sich durch die Lebensbedingungen ähnlich geworden: Hirtenvölker, Nomaden, Viehdiebe, arbeitscheu, der Massai hat obendrein noch etwas von der Buschmannsnatur. Herz und Seele hängt er an seine Rinder.

Wie vor dem Aufstande in Südwest der Herero, so verfügt hier der Massai über die Viehreserven, aus denen der Weiße die Bestände seiner Wirtschaft bildet, die dann der Massai wieder bestiehlt. Ähnlich ist auch die Behausung: Pontocks aus Kuhdung,

darüber Lehm, ein schmales Loch zum Hineinkriechen. In der Dorf-  
lage sind die Hütten aneinander gereiht, in der Mitte ist ein freier  
Platz, das Ganze ist eingezäunt, und um das Gehege läuft ein  
Dornenverhau zum Schutz gegen reißende Tiere. Dem Reisenden  
kommt in dem Kraal eine Frau entgegen, einen Topf saure Milch  
auf dem Arm. Lassen wir dem Massai seinen gleißenden Speer, er  
braucht ihn zum Schutz gegen Löwen und Leoparden, oder um eine  
Antilope zu erlegen. An die Jagdverordnungen der Europäer kehrt  
er sich natürlich nicht. Kriegerische Neigungen mögen wohl noch in  
ihm nachzucken, die Stämme jedoch, die Peters schildert, die Elmoran  
und andere Träger der Massai-Romantik, sitzen auf britischem Gebiet.

Was wird aus den Massai werden? Allenthalben fand ich  
deren im Dienste der Weißen als Hirten oder Pferdeknechte. An-  
dere gehen auf Viehkauf, wie in Lothringen der haubebluste Händler,  
und wissen immer Bescheid, wo ein Rind zu kaufen ist. Vor der  
Eisenbahn, die eine lästige Beaufsichtigung ihres unbequemen Treibens  
erleichtern wird, werden sie weichen, oder sie passen sich den verän-  
derten Umständen an und werden Viehhändler. Dann hören all-  
mählich die Verhandlungen im Schauri über oft ungemein verwickelte  
Fälle von Viehdiebstählen auf, und es entstehen Prozesse über Ge-  
währsmängel. Die unsteten Gefellen schädigen indes die Wirtschaft  
der Kolonisten durch ihr unbeaufsichtigtes Viehtreiben. Die Regie-  
rung hat zur Durchführung der Quarantäne an geeigneten Stellen  
Plätze bezeichnet, an denen die von einer Gegend in die andere ge-  
triebenen Herden eine Zeitlang beobachtet werden. Der Massai treibt  
bei Nacht und Nebel eine Herde durch das gesperrte Gebiet und  
verbreitet so die Krankheiten, die durch die Quarantänemaßregeln ab-  
gewehrt werden sollen. Gegen die mangelhafte Aufsicht beschweren  
sich die Ansiedler einhellig. Wenn ein Stück Vieh — es kann auch  
eine ganze Herde sein — gestohlen worden ist, zeigt der Geschädigte  
den Fall natürlich auf der Boma an. Diese rät ihm, den Dieb zu  
ermitteln, er vermag das nicht und erklärt, das sei Sache der Boma,  
sie möge nur ihre Askari aussenden. Dabei hat es dann sein Be-  
wenden. Die arme Boma! Wo soll sie die Askari hernehmen?  
Bei meiner Anwesenheit war der Bestand der Polizeitruppe nicht  
einmal vollzählig, denn der Feldwebel war mit einem Teil der Leute  
auf dem Kriegspfade, um eines aus dem Britischen zugelaufenen  
Aufwieglers habhaft zu werden. Moschi ist nicht mehr Militär-  
station, die Kompanie liegt in Aruscha am Meru, aber die Ansiedler  
sind auch darüber einstimmig, daß zur Zeit der Militärherrschaft die

Sicherheit für das Eigentum und die Zucht unter den Eingeborenen größer war als jetzt.

Drüben im Westen über der Steppe, in der Rauchwolken von den Grasbränden aufsteigen, erhebt sich in maßvollen Linien, nach Norden sanft abfallend, der Meru, seine letzten Terrassen kommen denen des Kilimandscharos sehr nahe. Hier und da, aber nur auf wenige Stunden, werden die Berge sichtbar. Ganz wolkenfrei liegen oft morgens, häufiger abends, eine Stunde vor Sonnenuntergang, die drei Berggipfel da, der Kibo am besten von Riboscho auf dem Westabhang zu sehen. Dort glaubt man ihm ganz nahe zu sein. Die breite Schneekappe schillert wollig im Sonnenlicht, die Schluchten, die unterhalb der weißen Decke erkennbar sind, stechen hart ab von den letzten Bändern, die breit und nachlässig von ihr hinabreichen. Der Schnee ging schon nicht mehr so tief hinunter, als damals, wo ich das Gebirge vom Abhang des Schummewaldes vor Augen hatte, es war schon wärmer geworden. Gewaltige Furchen hat die Leidenschaftlichkeit des Erdinnern auf das Antlitz der Berge gegraben, Zeugen des furchtbaren Kampfes, der einst in dem unsichtbaren Krater des Ribos zwischen dem Feuer und dem Gestein tobte. Das Gestein hat gesiegt und zeigt stolz die Spuren der heißen Schlacht. Nur wenigen ist es bisher vergönnt gewesen, nach Hans Meyer die gewaltige Kampfstätte dort oben zu besuchen, denn nur geübte Bergsteiger dürfen sich dessen unterfangen, da der Auf- und der Abstieg vom Sattel aus durch die Schneekappe an einunddemselben Tage geleistet werden muß und oben kein Bleiben für die Nacht sein kann. Von Osten, wo der Regen herkommt, zieht zuerst ein schmaler Strich an dem trögigen Marwensi vorbei; dann ballt er sich zu einer breiten Wolke, andere, immer dickere folgen und senden Nebelschwaden aus, die bald alles bis tief unter die untere Waldgrenze in ein tiefes Geheimnis hüllen. Verschwunden ist auch der Meru, nur die weite Steppe liegt klar da, und an den Pflanzungen vorbei zieht sich in scharfer erdfarbener Linie der Fahrweg nach Uruscha. Die herrliche afrikanische Fernsicht! Ganze Landschaften umfaßt der Blick, doch die Entfernungen, die der Wanderer vorher aus der Höhe gemessen hat und dann in der Ebene zurücklegen muß, sind bedeutend weiter, als dem Auge vorgetäuscht wurde.

Die dunkeln, mondlosen Nächte waren nun vorbei, abends legte sich im ersten Viertel die Sichel wagerecht auf das Firmament. Einige Male, als sie schon voller wurde, erglühete in den ersten Nachtstunden der Schneegipfel des Ribos in elektrischem, bläulichem

Flimmer. Die scharfen Umrisse, die am Tage den Berg so greifbar nahe erscheinen lassen, verrannen, unfassbar, im zitternden Schein. Ungewiß, fast wesenlos wie ein vom Scheinwerfer auf die weiße Wand gerichtetes Schattenbild, auch scheinbar höher über seinem breiten, jetzt kaum sichtbaren dunkeln Untersatz in eine andere, luftige Sphäre entrückt, und selbst nur ein Lichtgebilde, so erschien mir nun der massige Kibo, der höchste Berg des Erdteils. So stellt sich unsere Phantasie die Landschaften auf dem Monde selbst vor. Und man ahnt den gewaltigen runden Krater, der so sehr an ein Mondgebirge erinnert, man ahnt hinter der geheimnisvollen Schneedecke die noch geheimnisvollern Gletscher. Da schleicht wieder ein schmaler Wolkenstreifen heran, die Schnur, die den grauen Schleier nachzieht, und Mawensi und Kibo sind nicht mehr vorhanden.

Wir wenden uns beim Abendtrunk wieder zu den Wirklichkeiten des kolonialen Lebens. Auf diesen schönen, von tief eingerissenen Bachtälern scharf abgegrenzten, bald schroff, bald sanft hinabgleitenden Tälern haben sich Pflanzungen aufgetan. Es sind, wie ich schon angedeutet habe, Griechen, die sie angelegt haben, fleißige Leute, ohne Frage. Sie bauen vorwiegend Kaffee, und zwar neben der Ware von Bukoba das beste Erzeugnis, das aus Ostafrika versandt wird und dem richtigen Mokka entspricht, vielfach auch als arabischer Kaffee in den Handel kommt. Die bessere Ware wird nach Uden verschifft und dort mit arabischem Kaffee vermischt, oder nach den Levantehäfen, zum Teil auch nach Marseille; die geringere geht nach Sansibar und Südafrika. Auf einem Hektar stehen durchgehends tausend Bäume, und man nimmt für jeden Baum einen Ertrag von zwei Pfund an, mithin wirft ein Hektar etwa eine Tonne ab. Die erzielten Preise sind sehr hoch, bis 75 und 80 Pfg. das Pfund.

Seit einiger Zeit wird auch Tabak gebaut. Es ist, in der Pfeife oder in der Zigarette geraucht, ein vorzügliches Kraut, das sich wohl für die Zigarrenindustrie eignen würde. Die Tabakfelder gehören meist den Griechen und Italienern von Marangu am Ostabhang des Gebirges. Wie in Südafrika, so läßt auch hier die Aufbereitung zu wünschen. Die Südländer sind überhaupt für technische Dinge nicht so empfänglich wie Deutsche oder Briten; auch für die Verarbeitung der Kaffee-Ernte sind die Anlagen in der Regel nicht entfernt so vollkommen wie auf den großen Pflanzungen Ostusambaras.

Bis jetzt sind auf dem Kilimandscharo und an dessen Fuß etwa vierzig Betriebe eröffnet worden, am Meruberge und in dessen Bereich etwa fünfzig. Eine Eingebornenbevölkerung von 217 000 wird für

den ganzen Bezirk Moschi gezählt, der die Landschaften des Paregebirges, des Merus und Iraku mit umfaßt. In die Hunderttausende gehen die Bestände an Rindern und Kleinvieh. Die Viehpreise stellen sich wie folgt: in Moschi 20—40 Rp. für einen Ochsen, 30—60 für eine Kuh, 8—30 für ein Kalb, 2—8 für ein Schaf, 4—8 für eine Ziege; in Aruscha ergeben sich als entsprechende Zahlen 20—30, 40—60, 18—25, 3—6, 3—5 Rp., in Iraku 20—25, 30—40, 5—20, 2—3 und 2—3 Rp. Was den Ackerbau angeht, so nimmt man in der Gegend des Kilimandscharos an, daß 15 000 Haushaltungen von Eingebornen je ein Viertel Hektar mit Mais bestellen, und da nach sorgfältiger Schätzung ungefähr 200 Zentner Mais auf das Hektar kommen, würde dieser Faktor allein eine Jahresleistung von 75 000 Zentnern oder 3750 Tonnen darstellen, die freilich in dem dürren Jahr 1908 nicht erreicht worden ist, denn an vielen Stellen des Gebirges litten die Leute Hunger, und man sah viele mit eingefallenen Bäuchen. Ein Zentner Mais dürfte sich in gewöhnlichen Jahren auf 3 Rp., heuer jedoch auf das Doppelte stellen.

Es fehlt, solange die Wapare und Wadschagga nicht durch stetige Arbeit bei den Europäern in das wirtschaftliche Getriebe der Farmen eingeschaltet werden und die Bedürfnisse der nächstgelegenen Absatzgebiete erkennen, um auf ihren eigenen Schamben dafür zu arbeiten, an einem Ausgleich der Produktion selbst auf beschränkten Gebieten. Ein Notstand wie der vorjährige wäre auch nicht mehr zu befürchten, wenn die Wapare und namentlich die Wadschagga ihre Berieselungskunst nützlicher anwendeten; sie leiten indes viel mehr Wasser ab, als sie wirklich brauchen, und entziehen es so den tiefer liegenden Pflanzungen der Weißen. Man nannte mir einen Fall, wo die Eingebornen auf einer Fläche von 20 ha fünf Hauptkanäle von 1 bis 2 m Tiefe angelegt hatten, die sich in je drei schmale Rinnsale teilten; die Folge für den darunter liegenden Pflanzler war, daß er nicht Wasser genug zur Berieselung seiner Kaffeeanlagen haben konnte.

Ich verstehe sehr wohl die Politik, die dahin geht, die Produktionsfähigkeit der Eingeborenen zu erhalten und zu steigern. Sie kann indes, besonders bei so schwierigen Fragen wie der Berechnung der Wassermenge für ein Rieselfeld, die in Europa nur durch landwirtschaftliche Ingenieure gelöst würde, nur dann in einer für die Weißen wie für die Eingeborenen gleich gerechten Weise geregelt werden, wenn technische Beamte die Berechnung dem sehr tüchtigen, aber in der üblichen Landrats- und Gerichtspraxis vorgebildeten und

aufgehenden Bezirkspersonal abnehmen. Und an Technikern jeder Art ist die Kolonie weit ärmer denn an Kalkulatoren. Es wurde mir versichert, daß der eine oder andere Pflanzer seine Felder nicht auszudehnen wagt, weil er fürchtet, nicht genügend Wasser zu haben; doch das mag übertrieben sein, hier spielt wohl auch die Leutenot mit. Für die Weißen aber, die Ackerbau treiben wollen, würde nicht nur Weizen und Mais, sondern auch der Anbau der eigentlichen Eingeborenenfrüchte, Hirse, Reis und Bohnen, lohnen. Dafür sprechen die im Britischen von dem landwirtschaftlichen Amt gesammelten Erfahrungen. Viel ist von der Baumwolle zu erwarten, bei der man eine Ernte von fünf Zentnern auf das Hektar berechnet.

Doch wo wäre die Absatzgelegenheit für diesen fruchtbaren, aber weltfernen Winkel der Kolonie? Die Produktion muß nun, da im Bezirk Moschi 14 000, im Nebenbezirk Uruscha 33 000 ha an weiße Pflanzler und Ansiedler vergeben sind, wovon man schon etwa drei Zehntel in Kultur genommen hat, rasch anwachsen. Bisher hat die Ausfuhr jedoch erst 280 t jährlich gegenüber einer Einfuhr von 350 t erreicht; das macht zusammen 14 000 Trägerlasten. Von der Ausfuhr kommen erst 50 t auf die Pflanzungserzeugnisse. Ähnlich war früher auch das Mißverhältnis zwischen Ein- und Ausfuhr am Viktoria Nyansa, bevor die englische Ugandabahn mit ihren Zubringern, den Seedampfern, das deutsche Gestade in den Weltverkehr einbezog, worauf die Ausfuhr das 2 $\frac{1}{2}$ fache der Einfuhr erreichte.

Für die Bedeutung Moschis (allein genommen) spricht, daß der Geldumsatz bei der Post im September 1908 den Betrag von 40 000 Rp. erreicht hat. Die Abgeschiedenheit der Gegend wird aber dadurch gekennzeichnet, daß ein Frasila Mehl (etwas über 16 kg) in Moschi 12 Rp. kostet, während in Mombassa, von wo es bis Voi über die Ugandabahn und dann durch Träger oder Karren nach dem Kilimandscharo geht, ein ganzer Sack von sechs Frasila sich nur auf 18 Rp. stellt; das macht von Mombassa bis Moschi eine Wertsteigerung um das Vierfache. Bei Zucker, der in Mombassa 20 bis 25 Rp. für den Sack, in Moschi 12 Rp. für ein Frasila kostet, ist die Steigerung etwas geringer. Salz kostet an der Küste 1, am Kilimandscharo 6 Rp., Seife 2 bzw. 6 Rp. Für Nägel werden an der Küste 6 Cents (oder Heller) das Pfund, in Moschi 75 bezahlt. Diese wenigen Beispiele mögen genügen.

Im Bezirk Moschi wohnen schon 600 Weiße, eine ganz beträchtliche Zahl, wenn man die Abgeschiedenheit der Gegend in Betracht zieht. Eine weitere Zuwanderung findet fortwährend statt. Die Neuankommenden sind wiederum vielfach Griechen, die bei ihren eingefessenen Landsleuten als Gehilfen und Vorwerksleiter in Stellung treten. Auf dem Kilimandscharo selbst ist kaum Land mehr zu vergeben, außer schmalen Streifen, die zu vorhandenen Pflanzungen geschlagen werden können, wenn diese vollständig angelegt sind und erweitert werden sollen. Andere Streifen bleiben frei, damit die Eingeborenen ihr Vieh von oben herab in die Steppe auf die Weide treiben können. Übrigens ist an den Berghängen nicht soviel nutzbares Land, als man früher annahm, denn der Boden ist an vielen Stellen auf den Mulden und Rippen ausgewaschen, und über dem vulkanischen Gestein liegt nur eine dünne Erdschicht. In der ersten Zeit war die Verwaltung allzu freigebig und verpachtete und verkaufte weite Flächen, ein Fehler, der auch anderswo, nicht zum mindesten in Britisch-Ost, begangen worden ist.

Jetzt wird für das in den unteren Lagen noch zu vergebende Pflanzungsland eine Fläche von 200 ha angenommen. Da kommt ein Ansiedlungslustiger auf die Boma und verlangt gleich 1000 ha; er hat wohl keine Vorstellung von der Größe einer solchen Fläche. Die Beamten suchen ihm begreiflich zu machen, daß er auch mit weniger auskommen könnte. Er schlägt zornig auf den Tisch und spricht von Ungerechtigkeit, von Bevorzugung der Griechen und sonstigen Ausländer. Von einer Bevorzugung kann da keine Rede sein, denn von den Deutschen, die sich rechtzeitig eingefunden haben, hat der eine 1300, die Kilimandscharo-Pflanzungsgesellschaft 2000 und ein anderer ebenfalls 2000 ha, und mehr hat auch keiner der Griechen. Obendrein will der Deutsche durchaus Land auf dem Berge haben, hinunter will er nicht, weil es ihm dort nicht gesund genug scheint. So zieht er mißmutig von dannen. Wer aber auch nur 200 ha gutes Land bebaut, eine Fläche, die man schon als Großbesitz bezeichnen kann, braucht ein beträchtliches Kapital. Es kommt nun häufig vor, daß ein Ansiedler sich übernimmt.

Die Buren vom Meruberge, von denen einzelne sich in seßhafter landwirtschaftlicher Tätigkeit bewähren, sehen schon ein, daß sie mehr Land belegt haben, als sie jemals bebauen können. Für eine Viehfarm nimmt man dort eine Fläche von 1000 ha an, die Vermessungen geschehen dementsprechend. Das ist reichlich genug

bei der Fülle der Weide, und von den 5000 ha, auf die sich der Einwanderer aus Südafrika versteift, weil er die Begriffe nicht los wird, die er von dort mitbringt, kann erst recht keine Rede sein. Einer dieser Buren erklärte mir: Wir kannten die Bedingungen für Verpachtung, Bewirtschaftung und Kauf, allein unter den gegenwärtigen Umständen können wir diese Bedingungen nicht erfüllen. Wir haben 1000 ha belegt, sind jedoch nicht in der Lage, jedes Jahr 100 davon instand zu setzen. Denn für 100 ha brauchen wir 100 Arbeiter, und so viele sind nicht zu haben. Da wir unsern Verpflichtungen somit nicht nachkommen, kann die Regierung uns unser Land wieder abnehmen, wir fühlen daher, daß wir für jemand anders arbeiten, und da sinkt uns der Mut. Und wo finden wir bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen den Absatz für unsere Erzeugnisse?

Es ist denn auch dahin gekommen, daß manche Farmen wieder aufgeteilt wurden, und zwar gleich in vier Lose. Die endgültige Lösung der Besiedelungsfrage am Kilimandscharo wird wohl die sein, daß die Regierung auf den gesunden Hängen des Berges mehr Land für Weiße freimacht, als sie im Interesse der Eingeborenen jetzt hergeben will, die soviel Fürsorge nicht verdienen. Es können aber nur kleine Flächen werden, genug für ein Anwesen mit ganz kleiner Pflanzung, einem Garten und einer eingehetzten Weide. Weiter unterhalb, in der Steppe, soll der Ansiedler seinen Erwerb als Pflanzler oder Viehzüchter, oder beides zusammen suchen. Das ist die Entwicklung, die sich schon in Ostusambara deutlich anzeigt, wo die Erwerbstätigkeit auf den Kaffeepflanzungen hinter dem Holzschlag im Gebirge selbst, mehr aber noch hinter den Kautschuk-, Sisal- oder Baumwollpflanzungen im Tiefland zurücktritt: oben in gesunder, luftiger Gegend der Familiensitz, unten das Geschäft.

Wie unter dem Mangel an Verkehrseinrichtungen leidet der ganze Bezirk an Leutenot. Die Pflanzler suchen die Arbeiter aus der nähern Umgebung durch Verträge zu binden und geben ihnen Vorschüsse, sei es wenn die Hüttensteuer fällig ist, sei es wenn die Leute Kleider oder einen Hammel kaufen wollen, dann aber ziehen sie sich auf ihre Berghänge zurück, und wenn man sie durch Askari holen lassen will, erklären sie, sie seien müde. Die erhaltenen Vorschüsse können sie natürlich nicht zurückerstatten. Daher die allgemeine Klage über ungenügenden Schutz gegen Vertragsbruch. Da die Fälle

zu zahlreich sind, kann das Bezirksamt nicht hinter jedem ausgerissenen Arbeiter seine Häsher hersenden.

Warum wird da nicht ein gelinder Zwang ausgeübt? Im Bezirke Wilhelmstal ist die Einrichtung der Arbeitskarten eingeführt worden, und zwar durch den frühern Bezirksamtmann v. Nostiz, der deswegen mit der Regierung in Daresalam zerfiel und nun die Rechtsanwaltspraxis in Tanga ausübt: Die Eingeborenen erhalten jedes Vierteljahr eine Karte, auf der die Tage verzeichnet sind; sie müssen davon dreißig Tage bei einem Europäer oder bei der Regierung gegen Lohn arbeiten, die abgearbeiteten Tage werden dann in einer bestimmten Weise auf der Karte vermerkt; fehlen sie, so müssen die Leute eine entsprechende Zahl Tage Arbeit für den Fiskus leisten. Im Bezirk Moschi wären die Pflanze schon zufrieden, wenn die Karten nur für einen oder zwei Monate im Jahre eingeführt würden. Dies wird wohl nicht zu umgehen sein. Ein Grieche, auf dessen Kaffeepflanzung ich einen Tag verbrachte, braucht 150 Leute, kann jedoch nur fünfzig erhalten, obschon er oberhalb der Schamba beriefeltes Land zu ihrer Verfügung stellt; mit den Leistungen der Wadschagga jedoch, die bei ihm ausharren, ist er zufrieden. Nicht so andere, die diese Leistungen nur auf ein Drittel derjenigen der Wanyamwesi schätzen. Alle Pflanze suchen nun, Leute von diesem fleißigen Stamm zu erhalten und bezahlen gern Werbegeld und den hohen Lohn, der an der Küste üblich ist.

Wie arbeitscheu die Wadschagga sind, geht daraus hervor, daß sie gerade die Dürre von 1908, die sie doch zum Arbeiten zwingen sollte, zum Vorwand genommen haben, um in ihren Hütten zu hocken. Vergebens bot ein deutscher Pflanze ihnen den verhältnismäßig hohen Monatslohn von 8 Rp. mit dem Versprechen einer Erhöhung von einer Rupie für diejenigen, die über einen Monat bei ihm ausharren wollten. Die Leute behaupteten, sie könnten sich doch nichts für das Geld kaufen. Bananen freilich, die auf den kleinen Kulturen der Wadschagga auf dem Berge den Hauptbestand bilden, gab es infolge der Trockenheit kaum zu kaufen, und Bananen sind ihre Hauptnahrung, weil die Pflanzen, einmal angebaut, sich von selbst vermehren: eine Prämie für die Faulheit, die aber nicht fällig wird, wenn das Jahr, wie das letzte, trocken ist, und solcher Jahre sind in der Gegend manche. Deshalb müßte man versuchen, die Leute zum Maisbau mit Hilfe ihrer Beriefelungskanäle anzuhalten. Stellenweise gab es trotzdem Mais genug, so in der Niederung von Kabe und am Meruberg; auch auf dem Wege nach Riboscho am Westhang

des Kilimandscharos sah ich Duzende von Weibern, die ganze Lasten von Maiskolben bei den dortigen Eingeborenen gekauft hatten. Allerdings war der Mais in diesem Jahre recht teuer, indem für einen Petroleumemimer abgekörnter Frucht eine Rupie bezahlt wurde, während man sonst für diesen Betrag vier Eimer erhält. Ein Pflanzer hatte den glücklichen Einfall, 30 ha mit Mais zu bestellen; nicht nur machte er damit ein schönes Geschäft, sondern er bekam auch genug Arbeiter, die ihm in andern Jahren fehlten, weil er die Leute nicht zu behandeln mußte. Die Waruscha am Meru waren unvorsichtig genug, ihren Mais gleich zu verkaufen, so daß es ihnen zuletzt selbst an Nahrung fehlte. Übrigens konnten sich meine Träger für ihre 15 h in Moschi täglich auf dem Markt und in den Läden genügend versorgen, ohne daß ich genötigt gewesen wäre, meinen Reiskvorrat anzugreifen.

O diese Faulheit der Wadschagga! Ein Pflanzer hatte drei Elefanten erlegt. Die Leute kamen in Scharen, um sich an dem Fleisch satt zu essen, der Pflanzer aber wollte es ihnen nur gestatten, wenn sie sich verpflichteten, eine Woche bei ihm für eine Rupie zu arbeiten. Da stuzten sie, und „ungeessen“ schlichen sie sich weg. Lieber hungern als arbeiten! Wahr oder nicht, die Anekdote ist bezeichnend. So kommt es, daß manche Pflanzer nicht die Hälfte des gerodeten Landes bestellen konnten und auf den Rodungen das Unkraut üppig wucherte. Auch wenn die Regierung Leute braucht, um Wege auszubessern, wissen die Wadschagga eine Ausrede; sie zeigen eine Blechmarke vor, um sich als Arbeiter eines Europäers auszuweisen, dem sie natürlich entlaufen sind. Doch in einem Falle war es keine Finte. Bei einem Pflanzer meldeten sich zu seinem Erstaunen eine Anzahl Leute als Arbeiter. Sie sollten an der Instandsetzung eines Weges beschäftigt werden, der für die Ankunft des Unterstaatssekretärs v. Lindequist schön hergerichtet werden mußte. Bei gleichem Lohn zogen sie die Arbeit auf der Pflanzung vor. Mittlerweile sind sie von dort wohl wieder ausgerückt.

Man hört auf Reisen in Afrika, besonders im Bezirk Moschi und in Usambara, sehr viele Klagen gegen die Regierung wegen der Behandlung der Eingeborenen. Ich gebe nicht viel auf die Kritik, die ein völlig ungebildeter Ansiedler sich an einem Urteil etwa wegen Viehdiebstahls erlaubt, das er als der Geschädigte natürlich viel härter gewünscht hätte; der Mann ist nicht einmal imstande, die nähern Umstände des Falles genau darzulegen. Allein auch Pflanzungsleiter und Ansiedler, die allgemeines Ansehen genießen und die Ein-

geborenen zu behandeln verstehen, stimmen in die Kritik ein. Das hat sich gezeigt, als im Gouvernementsrat in Daresalam die Arbeiterordnung beraten wurde. Aber die Regierung arbeitet mit gegebenen Endreimen, oft auf Befehl von Berlin. Da ist die von einem übertriebenen Menschlichkeitsgefühl eingegebene Prügelverordnung, wonach ohne weitere Förmlichkeiten nur auf fünfzehn Hiebe erkannt werden darf, wenn es aber darüber bis zu 25 geht, muß der erkennende Beamte den Tatbestand und die Gründe kurz niederschreiben, worauf an höherer Stelle nachgeprüft wird, ob er richtig gehandelt hat. Wer die ausgezeichneten und erfahrenen, der Sprache und der Art des Landes kundigen Beamten am Werke gesehen hat, die über die Eingeborenen Recht sprechen, wird diese Verordnung als ein unberechtigtes Zeichen des Mißtrauens gegen sie ansehen.

Es ist nicht notwendig, sich des weitern über die Prügelstrafe überhaupt auszulassen. Ich habe sie an mehreren Orten anwenden sehen und kann versichern, daß die Bestraften sie ganz gut ausgehalten haben. Wenn sie nicht wäre, könnte man die Viehzucht am Meruberge ganz aufgeben, so diebisch sind dort die Waruscha. Die Folge der Verordnung ist jedoch, daß die Beamten in Fällen, wo ihrem Empfinden nach eine höhere Strafe notwendig wäre, nur bis zu fünfzehn Hieben gehen, eben um nicht genötigt zu sein, ein Protokoll auszufertigen, das durchaus nicht so kurz ausfallen kann, wie sich es die Urheber der Verordnung gedacht haben. Die Beamten aber sind keine unabsehbaren Richter und müssen darauf sehen, daß sie nach oben hin nicht mißliebig werden. Nach allgemeiner Beobachtung in Beamten- wie in Ansiedlerkreisen indes bewirkt die Verordnung und die Art, wie sie ausgeführt wird, ein auffälliges Nachlassen der Zucht, ja ein oft höhnisches und freches Auftreten der Eingeborenen gegenüber den Europäern. In solchen Dingen ist eine Einmischung des Mutterlandes stets gefährlich.

Leider halten die Weißen bei der Erörterung dieser Fragen der Regierung nicht zugute, daß sie als Wächterin der allgemeinen Politik in der Kolonie dafür sorgen muß, daß nicht durch übertriebene Strenge Negeraufstände hervorgerufen werden. Ferner treten sie oft an die Beamten mit unmöglichen Forderungen heran. Die Regierung bemüht sich, im Tieflande den Pflanzern Arbeiter zuzuführen. Dann wurde gefragt, wieviel Leute im Durchschnitt benötigt werden, und es wurden Zahlen genannt, die durchaus übertrieben waren, weil die Pflanzler den Durchschnitt so nahmen, daß sie

von der Zeit der Instandsetzung an rechneten, wo sie viel mehr Leute brauchten, als im fließenden Betrieb.

Ob sich, wie auch angeregt wird, ein Paßzwang für die Eingeborenen empfehlen würde, damit man die von den Pflanzungen entlaufenen Leute auffinden kann, entzieht sich meiner Beurteilung; einen persönlichen Ausweis bietet oft die Quittung über die Hüttensteuer, die an einzelnen Stellen in Britisch-Ost offen getragen wird, oder die vorerwähnte Arbeitskarte, die jedoch dem Bezirk Moschi verweigert worden ist. —

Ein zweitägiger Ausflug von Moschi galt der größten Kaffeepflanzung des Gebirges, der des Herrn C. Meimaridis, und der Mission der Väter vom Heiligen Geist in Riboscho, deren hochgelegene Gebäude ich schon von dem Aussichtspunkt der Leipziger Mission oberhalb Moschi hatte schimmern sehen. Zunächst hielt ich mich auf der Straße von Moschi nach Aruscha. Über die tiefen Bäche führen Holzbrücken. Sie lassen viel zu wünschen übrig und die Ansiedler tadeln mit Recht, daß keine haltbaren Brücken aus Stein gebaut werden anstatt dieser Holzbrücken, die bei Hochwasser weggeschwemmt werden und jedes Jahr für teures Geld erneuert werden müssen. Die Zufuhrwege nach den Pflanzungen, die diese selbst anzulegen haben, sind sehr dürftig, weil es an den Pflanzungen an Arbeitern fehlt. So auch hier. Ich bog von der guten Straße ab auf einen Weg, der viel von Eingeborenen begangen wird und durch mehrere Bachtäler führt, dann auf Pfade, die sich durch ein Dickicht mit zahlreichen schönen Lichtungen winden, um schließlich an der großen, sanft ansteigenden Kaffeeanlage vorbei einige Kilometer weit auf das Wohnhaus zuzureiten. Die ganz kurz gehaltenen Bäume trugen reichlich, die roten Kirschen boten einen hübschen Anblick. Zu meiner Rechten eine Reihe Albizzien als Windschutz für die Kaffeestauden, zur Linken des breiten Weges Busch, oder besser Wald. Im Mittelpunkt der Anlage, durch die zahlreiche Wasserrinnen führen, die Schäl- und Gärungsvorrichtungen, gut gedacht und unterhalten. In dem vorläufigen Wohnhaus herrschte Strohwittertum; die Angehörigen des Besitzers weilten in Europa, um bei ihrer Rückkehr in ein des Gutes würdiges großes Steinhaus einzuziehen.

Herr C. Meimaridis ist ein gebildeter und aufgeklärter Ansiedler, der viel von der Welt gesehen hat und mir manchen wertvollen Aufschluß gab; sein jüngerer Bruder spricht fließend Deutsch. Auf der Pflanzung stehen 130 000 Bäume. Die Ernte

versprach recht gut zu werden, es stellte sich jedoch ein Schädling ein, der die Bohnen auffriszt, so daß der Pflanzler im vorigen Jahre zukaufen mußte, um seine Lieferungsverpflichtungen einhalten zu können. Da fiel mir indes vor der Einschiffung in Mombassa eine Verfügung der britischen Kolonialregierung auf, wonach Kaffee aus Deutsch-Ostafrika nur in gebranntem Zustande eingeführt werden darf und die Durchfuhr allerlei lästigen Förmlichkeiten unterworfen wird, um die beginnende Kaffeekultur auf britischem Gebiet gegen Ansteckung zu schützen. Wird diese Verfügung streng durchgeführt, so ist die Durchfuhr nach dem britischen Hafen rein unmöglich; der Leser aber weiß, daß gegenwärtig an einen Verkehr nach Tanga nicht zu denken ist, und da ein solches Durchfuhrverbot, um es mit diesem schroffen Ausdruck zu bezeichnen, jedes Jahr ergehen kann, haben wir hier einen weitem Grund für den Ausbau der Nordbahn vom Pangani bis Uruscha; unsere Pflanzler sollen von dem britischen Verkehrswesen unabhängig gemacht werden. Einstweilen müssen sie sich damit behelfen, und Herr Meimaridis hat in England mehrere Motorfuhrwerke für den Verkehr zwischen Uruscha, Moschi und Marangu einerseits und der englischen Bahnstation Voi anderseits bestellt: in einigen Monaten sollten sie fahren.

Wir gingen den vorhin geschilderten Weg weiter hinauf und kamen nach längerer Wanderung an den kleinen Kanälen der Eingeborenen vorbei auf eine große, ebene Terrasse, die gerade gerodet worden war und mit allerlei Kulturen bestellt wird; daneben kleine Flächen, welche die eingeborenen Arbeiter der Pflanzung bebauen. Die Leute haben es also recht gut hier, und der Besitzer steht, wie die meisten seiner Landsleute, in dem Rufe, sie richtig zu behandeln. Trotzdem muß er Wanyamwesi anwerben lassen. Noch höher hinauf war die letzte Rodung, hart an der Grenze des Urwaldes, den die Forstverwaltung für unantastbar erklärt hat, da er für die Erhaltung eines regelmäßigen Abflusses nötig ist. An dem Felde steht auf hohen Pfählen eine Hütte für den Nachtwächter, der die zahlreichen Wildschweine vertreiben soll: etwas weiter unten ist ein tiefer Graben gezogen, um die schädlichen Grunzer abzufangen. Auch Elefanten brechen häufig aus dem Urwald hervor und verwüsten die Anlagen; einer der Gehilfen des Pflanzers war gerade, wie täglich vor Sonnenuntergang, auf dem Anstande; es tat mir aber keiner der Dickhäuter den Gefallen, sich von mir erschießen zu lassen, und so zogen wir aus der Höhe von 1600 bis 1700 m wieder hinab auf die von 1400, auf der das Wohnhaus liegt. Über

kurz wird auch dort oben ein Haus stehen, denn bei der Ausdehnung des Besitztums muß dieses mehrere Vorwerke abgeben, die mit landbaukundigen Griechen besetzt werden.

Behalten wir dies im Auge: ein Besitz von über 1000 ha kann bei intensiver Bearbeitung und mehreren Kulturen nebst Viehzucht, wozu es allenthalben hinausläuft, nicht mehr von einer einzigen Person bewirtschaftet werden, und in dem Maße, wie die Ansiedler am Kilimandscharo und Meru ihr Land in Angriff nehmen, werden sie europäische Gehilfen heranziehen müssen und wird die weiße Bevölkerung des Bezirks zunehmen. Die Meimariidische Pflanzung, die älteste der Gegend, zeigt die kommende Entwicklung.

Eine kleinere, gut gepflegte Anlage ist die der katholischen Mission, in der luftigen Höhe von 1350 m. Ich wurde von der Meimariidischen Pflanzung zuerst durch eine tief eingerissene Schlucht hingeleitet und befand mich vor einer ganzen Reihe von Gebäuden: Wohnhaus, Kirche, Werkstätte, Wirtschaftsgebäude, Ställe, Küche, Schwesternhaus, alles einfach gebaut, die Wohnräume kahl, wie immer bei katholischen Geistlichen, dafür aber durch eine liebenswürdige Gastfreundschaft erwärmt. Pater Daubenberger, ein Elsässer, ist ein feingebildeter Herr, der mehr Gewicht auf kulturelle als auf wirtschaftliche Fragen legt und durch einen in allerlei Handwerk erfahrenen Laienbruder trefflich ergänzt wird, während die Schwestern munter und guter Dinge der Wirtschaft in Hof und Garten nachgehen. Eine von ihnen leitete das Kaffeepflücken und hatte ihre schwarzen Burschen fest an der Hand. 18 000 Bäume stehen da und tragen, wie alle in der Gegend, hochfeine molkaartige Bohnen, deren Ernte die Station wirtschaftlich selbständig macht. Kurzum, eine Missionsstätte von der besten Art, die dem Mutterhaus Knechtsteden bei Köln alle Ehre macht.

Nach einem einfachen Mahl trat ich den Rückweg nach Moschi an. Er führte bergab, schier endlos, an mannigfachen Baumgruppen und zahlreichen Eingeborenenschamben vorbei, dann durch eine Senkung, in der durch dichten Wald der Garanga über schwere Felsblöcke hinunterpoltert. Es waren kaum zwei Stunden vergangen, und ich befand mich schon wieder 200 m tiefer, und noch weiter ging es bergab, dann auf die ebene Straße, um schließlich nach hartem Aufstieg wieder in mein Quartier in Moschi zu gelangen, wo ich mittlerweile eine Gerichtsitzung versäumt hatte. Sie galt den vielberegten Deutschrussen vom Neruberg, deren einer wegen einer blutigen Schlägerei zu vier Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Die Leute

kamen mir auf der Bergstraße entgegen: härtige Gesellen, Stiefel und Haarschnitt nach russischer Art; rauh und unmanierlich klang ihre Sprache.

Es war mir nicht vergönnt, den geplanten Abstecher nach dem Meruberg zu unternehmen, der so nahe vor mir lag; noch zwölf Tage hätte ich auf diese Reise verwenden müssen, um überall vorzusprechen, und dann hätte ich den Heimdampfer nicht mehr zur gefesteten Zeit erreicht. Allein ich hatte diese Russen wenigstens gesehen. Es war ein Mißgriff, diese Leute auf deutschem Gebiet anzusiedeln, wofür jedoch die Kolonialgesellschaft, die jetzt die Besiedlung ordnen läßt, nicht verantwortlich ist. In hundertjähriger Verwilderung in der russischen Knechtschaft im Kaukasus sind sie zu sehr entartet, um sich einem europäischen Gemeinwesen anpassen zu können. Von 22 Familien bleiben nur noch einige, die übrigen sind abgezogen, oder abgeschoben worden. In Leganga, heute Leudorf, wo als Besiedlungskommissar der Kolonialgesellschaft der frühere Schuztruppenhauptmann *Leue* mit Familie ansässig ist, war für die Russen ein Dorf hübsch zurecht gelegt worden, die Häuser mit Vorgärten an der Straße, dahinter die Äcker. Es schien auch anfänglich alles gut zu gehen, bis allerhand Zwistigkeiten erkennen ließen, daß man es mit äußerst ungeeigneten Menschen zu tun hatte. Sie wollten und konnten nicht regelmäßig arbeiten und verschmähten als vollständige Analphabeten die Schule, die man für ihre Kinder errichtet hatte. In voller bürgerlicher Freiheit konnte dieses in der Knechtschaft aufgewachsene Volk nicht gedeihen. Es sind noch drei Familien ständig auf dem Besiedlungsland in Leganga, während drei andere sich in Uruscha auf dem Gute eines Händlers niederlassen wollen, um dort als Zimmerleute, Tischler und Schuster ihr Fortkommen zu suchen. Diese wenigen Familien kommen nun noch kaum in Betracht.<sup>1)</sup>

Erfreulichere Aussichten scheint die kommende Besiedlung mit deutschen Kolonisten aus Palästina zu bieten, die der geistigen und der materiellen Kultur nicht entrückt waren und über genügende Geldmittel verfügen. Einige von ihnen haben die Verhältnisse an Ort und Stelle eingehend geprüft und daraufhin zur Übersiedlung geraten. Es ist aber noch nicht sicher, ob diese Ansiedler kommen werden, weil sie sich nicht in das bahnlose Gebiet wagen wollen. Während meiner Anwesenheit in Moschi kam ein deutscher Handwerker

<sup>1)</sup> Nach den neuesten Nachrichten sind wieder einige der „Russen“ abgezogen.

mit Frau und Kindern, auch aus Palästina, aber unabhängig von jener Gruppe, auf der Reise nach dem Meru durch; brave Leute, doch keine geeigneten Ansiedler, aber der Mann kann überall in der Kolonie Arbeit finden. Ein junger Deutscher aus gutem Hause, der dem Hauptmann Leue bei dem Besiedlungswerke beisteht, holte auf einem Ochsenwagen die Familie in Moschi ab. An Rat und Unterstützung wird es somit den Ansiedlungslustigen nicht fehlen. Aber nur keine armen Leute! Für die Instandsetzung auch nur einer kleinen Farm bedarf es eines Kapitals, das für die erste Anlage, den Hausbau, Ankauf von Vieh und den Lebensunterhalt während des ersten Jahres reichen muß, — sagen wir 7000 Mk. für einen unverheirateten und 12 000 Mk. für einen verheirateten Ansiedler. Man wird vielleicht einwenden, daß jemand, der über solche Mittel verfügt, auch in Deutschland in ländlichen Verhältnissen eine sichere Existenz finden kann. Zugegeben, allein es fehlt zum Glück nicht an bemittelten Deutschen, die ihr Glück in der Kolonie versuchen wollen und bei richtiger Wirtschaft auch finden werden.

Da ist in erster Linie ein früherer Offizier aus der heimischen Armee, Herr *T r a p p e*, zu nennen, der am äußersten westlichen Hange des Kilimandscharos, in Ngare na njoki, eine Fläche von annähernd 3000 ha belegt hat und Viehwirtschaft im großen treibt. Er hat schon 200 Rinder und findet für die Erzeugnisse seiner Molkerei ständigen Absatz nach Uruscha. Er dürfte seinen Viehstand in einigen Jahren wohl auf 1500 Stück bringen. Nebenbei treibt er etwas Ackerbau für die Ernährung seiner Arbeiter. Das Gut, zu dem auch ein schöner Gemüsegarten gehört, ist in voller Entwicklung. Für das Vieh ist schon ein gemauertes Gehege vorhanden — Viehboma nach ostafrikanischem Sprachgebrauch — und ein des Anwesens würdiges Steinhaus ist im Bau. Herr *T r a p p e* ist leider noch der einzige Gentleman Farmer des Bezirks, und sein Gut verhält sich zu Uruscha wie seinerzeit in Südwest das von *F r a n c o i s s e* bei Windhuk; der Platz wird von Ngare na njoki mit dem Notwendigsten versorgt. In Uruscha selbst sind zwei Händler ansässig, die beide einen offenen Laden halten. Der eine hat eine gut gedeihende Pflanzung mit einem Bestande von 90 000 Kaffeebäumen, der andere legt auf etwa 1000 ha eine Kaffeepflanzung an und will daneben Viehzucht, auch Straußenzucht treiben.

Das ist ungefähr alles, was sich von den bisherigen deutschen Siedlungen am Meru sagen läßt. Der Bezirk Uruscha, oder rich-

tiger, das Gebiet, das von der Bezirksnebenstelle Aruscha verwaltet wird, hatte nach der Zählung von 1908 eine weiße Bevölkerung von über 300 Seelen. Durch das Anwachsen der weißen Bevölkerung in der Gegend sind die Geschäfte der Bezirksnebenstelle, die bisher von einem einzigen Beamten verwaltet wurde, der obendrein die Post und den Telegraphen und Fernsprecher bedienen muß, derart gestiegen, daß der Beamte nach dem Voranschlag für 1909 einen Kanzleigehilfen erhält und das jetzige Dienstgebäude durch ein neues mit Wohnung für drei Beamte ersetzt wird, nebst einem Gebäude für Polizeiwache, Rettengefangene und Vorratsräume. Eine neue Bezirksnebenstelle wird in Iraku (südlich vom Manjarasee) errichtet. Die dicht bevölkerte und sehr viehreiche Landschaft bedarf des Schutzes gegen Massai und andere räuberische Stämme. „Die Aufgabe der Bezirksnebenstelle“, heißt es in der Begründung, „wird es sein, dort in weitem Umkreise sichere Verhältnisse und Ordnung zu schaffen, das reiche Gebiet an die bereits in Verwaltung stehenden Gebiete anzuschließen und damit den Bewohnern Gelegenheit zum Absatz ihrer Erzeugnisse sowie Anreiz zu größerer Produktion zu bieten.“

Im Distrikt Aruscha waren Anfang 1907: 383 Weiße, davon 280 Buren. Inzwischen sind viele nach Britisch-Ost abgewandert und dadurch sank Anfang 1908 die weiße Bevölkerung auf 313 Köpfe; wie viel Buren noch da sind, läßt sich nicht ermitteln, aber seither sind weitere abgezogen. Von den Buren, mit denen ich mich schon beschäftigt habe, ist auch Gutes zu sagen. Die Trekburen, denen wir begegnet sind, werden, wenn sie ihre Pionieraufgabe erfüllt haben, das Land wieder verlassen, und niemand wird ihnen eine Träne nachweinen. Andere ihrer Volksgenossen haben von den ihnen überwiesenen Ländereien einen guten Teil in Nutzung genommen, in erster Linie als Weideland, und haben aus Südafrika Zuchtbullen für Kreuzungen mit Massairindern eingeführt. Einzelne haben eine stattliche Anzahl Pferde und führen deren weitere aus Südafrika ein. Auf ihren Äckern bauen sie vorwiegend Weizen. Einer von ihnen hat einen guten Erlös aus seiner Weizen- und Kartoffelernte, wiewohl im vorigen Jahre der Absatz an Kartoffeln geringer war, weil bei den schlechten Verkehrsverhältnissen ein Wettbewerb gegen das an der Eisenbahn gelegene Usambara nicht anging. Drei Buren haben sich, dem Beispiel der Viehfarmer von Britisch-Ost folgend, auf die Schafzucht verlegt und wollen mit eingeführten Merinorammen auf Wolle züchten. Sie haben zusammen etwa 400

Stück, jedoch noch keine Kreuzungsprodukte. Im großen ganzen ist der Viehstand noch gering.

Die Buren selbst sind zum großen Teil bemittelt und gebildet. Auf ihren Farmen fehlt das Klavier nicht, und bei festlichen Anlässen erscheinen die Frauen in üppigem Staat. Bedenklich ist nur, was ich vor mehreren Jahren auch in dem Grootfonteiner Bezirk in Südwest wahrnehmen konnte, daß bei dem ausgeprägten Sippenwesen der Buren die Fleißigen von den Faulen aufgesogen werden. Auf den Farmen sitzen manche untätige Miteßer, die einen in Erwartung der Vollendung ihres Hausbaues, die andern erst in der Erwartung, daß die von ihnen begehrten Ländereien ihnen zugewiesen werden. Doch wird dieser Übelstand nicht von Dauer sein. Die Hauptsache ist, daß die meisten unserer jetzigen ostafrikanischen Buren brauchbare Elemente sind, willig und fähig, das Land in Stand zu setzen, sesshaft zu werden und deutsche Kultur anzunehmen. Das zeigen sie durch die fleißige Beschickung der Schule von Uruscha. Es war so eingerichtet worden, daß der Lehrer ein halbes Jahr in Uruscha für die Buren und ein halbes Jahr in Leganga für die „Russen“ Schule halten sollte. Sehr bald zeigte sich, daß die ersteren ebenso freudig die Gelegenheit benutzten, wie die letzteren sie mieden. Da die Kinder in Uruscha weit vom Elternhause sind, sind sie dort während der Schulzeit in einem besonders für sie gebauten Hause untergebracht, und man kann auf den Bänken ausgewachsene Jungen von achtzehn Jahren sehen, die wißbegierig den ihnen so spät gebotenen Unterricht genießen. Wie anders fand ich es in Grootfontein, wo man den Buren damals sogar einen akademisch gebildeten Lehrer hingesezt hatte! Da hielt es immer schwer, das geringe Schul- und Kostgeld beizubringen, während hier keine Kosten für die Schulbildung gescheut werden, die natürlich ganz und gar Deutsch gegeben wird. Somit darf man hoffen, mit der Zeit aus dem burischen Element bodenständige, deutsche Ansiedler zu machen, und die Reisenden, die nach mir kommen, werden nicht mehr genötigt sein, mit den fremdbürtigen Ansiedlern Englisch zu reden, ohne das man gegenwärtig in der Kolonie nicht auskommt. Wenn der Bur Bildungstrieb zeigt, sagte mir ein Brite aus Rhodesien, ehemaliger deutscher Student, mit dem ich mehrere Tage in Britisch-Ost zusammen war, so bringt er es weit: in einem solchen stahlharten Burenkörper, der im Kampf gegen die harte südafrikanische Natur kraft des Gesetzes vom survival of the fittest am Leben geblieben ist, wohnt ein aufgeweckter und empfänglicher Geist, der dem

Mitbewerb mit der englischen Rasse mehr als gewachsen ist. Einzelne Buren vom Meru verlangen von der Regierung schon eine zweite Schule — man gebe sie ihnen sofort!

Aber die Griechen? wird mancher fragen. Freilich, bei ihnen ist der Übergang zum Deutschtum nicht leicht, weil die meisten, wie auch die paar Italiener von Marangu, noch unverheiratet sind. Vorläufig können wir sie nur in wirtschaftlicher Hinsicht als erwünschte Ansiedler bezeichnen. Sie waren die ersten, die den Wert der Kilimandscharo-Landschaft erkannten, und wenn es auch bedauerlich ist, daß nicht von vornherein Deutsche sich dort ansiedelten, so haben wir doch in den Griechen eine fleißige Bevölkerung, die große fruchtbare Flecken Landes urbar gemacht hat und andauernd Werte schafft. Die Leute schlagen auch nach den Erfahrungen, die viele von ihnen in Ägypten und andern Übergangsländern gemacht haben, die Aussichten für ihr Fortkommen in unserer Kolonie hoch an und sind gesonnen, das Land zu ihrer bleibenden Heimat zu machen. Auch sie werden ohne Widerstreben ihre Kinder deutsch erziehen lassen. Einzelne mögen erfolglos wieder abziehen, die Mehrzahl aber wird als nützliche Kolonialbürger das Land weiter heben helfen.

Doch sind der Ausländer gerade genug. In an dern Neuländern, namentlich englischer Sprache, wird heutzutage von den Einwanderern der Nachweis einer gewissen Bildung verlangt: Warum ist es in Deutsch-Ost noch nicht so weit, daß kein Ausländer Kronland in Pacht oder Kauf erhält, wenn er der deutschen Sprache nicht mächtig ist? Die Deutschen, die namentlich im Distrikt Aruscha in der großen Zahl der Ausländer verschwinden, waren allerdings nicht leicht heranzuziehen, nachdem sie soviel gutes Land von andern besetzt fanden. Einer sah sich die Gelegenheit an und kehrte nach Deutschland zurück, ein anderer beschloß, abzuwarten, bis die Landschaft Uhehe zugänglich sei, um sich dort niederzulassen. Es gibt indes am Meru noch viel gutes Land, und das Beste davon wird für Deutsche bestimmt. Die Fläche, die dort in Betracht kommt, 120 000 ha, ist kaum zu einem Drittel erst belegt. Das wertvollste Land ist das bei Ngare na eirobi, nördlich vom Meru, wo schon einige Buren sitzen, die sehr gut dort fortkommen, obgleich während der Trockenzeit das Wasser knapp ist, aber auch nicht so, daß die Viehhaltung erschwert würde. Manche deutsche Familie könnte dort angesiedelt werden.

Auf den großen, noch nicht aufgeteilten Farmländereien kann man, dicht neben den Viehfarman der Buren, ganze Herden von

Gnus und Antilopen beobachten, die dort reichliche Nahrung finden; da können auch Rinder gedeihen. Die Buren jagen diesem Wilde kaum nach; sie reizt mehr der Elefant, das Rhinoceros oder jegliches sonstige Tier, dessen Fell einen Verkaufswert hat. In der Ebene an der Straße von Moschi nach Aruscha ist das Land für die aus Palästina erwarteten Deutschen vorbehalten. Sie finden dort zu ihrer Aufmunterung eine Kaffee- und Baumwollpflanzung eines Griechen, der ausgezeichnete Geschäfte macht. Überhaupt kann man alles Land vier Wegstunden vor Aruscha als gutes Baumwoll-Land bezeichnen.

Als ein Beispiel einer Einzelwirtschaft will ich einige Angaben anführen, die ein griechischer Pflanzler zur Beantwortung eines Fragebogens gemacht hat, der für die Unterrichtung des Unterstaatssekretärs v. Lindquist unter den Ansiedlern ausgegeben worden war. Der Pflanzler war von Hause aus nicht Landwirt, sondern Kaufmann. Er hat etwa 1250 ha belegt, davon 250 für Ackerbau oder Pflanzung und 1000 für Weide. Von dem Ackerland hat er schon 120 ha in Kultur genommen; das Weideland, auf dem er 250 Massairinder stehen hat, liegt in der Steppe. Er rechnet die für je ein Rind nötige Weidefläche auf 4 ha. Wenn ein Ansiedler durch Rinderzucht allein eine auskömmliche Existenz haben soll, so sind 50 Stück erforderlich; sind es Schafe, so braucht er 200 Stück. Auf der Farm werden 50 Eingeborene beschäftigt, die aus dem Innern angeworben worden sind und Löhne von 4, 5 und bis zu 8 Rp. monatlich erhalten. Auf den Feldern wird gegenwärtig Weizen gebaut; wenn jedoch bessere Verkehrsverhältnisse beständen, würde der Besitzer daneben zum Kaffee- und Baumwollbau übergehen. Das Pflanzungsland trägt schon Kaffee, wovon der Besitzer in diesem Jahre 100 Zentner zu verkaufen gedenkt. Anstatt des jetzigen Preises von 66 Mk. für den Zentner glaubt er, wenn bessere Ausfuhrwege vorhanden wären, 80 Mk. zu erzielen. Von landwirtschaftlichen Meliorationen sind Bewässerungsanlagen und Grunddämmung zu erwähnen. Den jährlichen Bedarf an Nahrungsmitteln, die zu den Erzeugnissen der eigenen Wirtschaft beigekauft werden, schätzt unser Pflanzler auf 1500 Rp., den an Petroleum, Licht, Zucker, Gewürzen und solchem Wirtschaftsbedarf, der nicht in der Kolonie erzeugt wird, auf 500 Rp., wozu noch 1500 Rp. für landwirtschaftliche und Hausgeräte, Munition, Eierfallen usw. und 300 Rp. für Bücher und Zeitschriften kommen.

Mit gemischten Gefühlen verließ ich nach acht Tagen Moschi,

das weltentlegene. Telegraph und Fernsprecher bringen keine Waren aus und ein, das besorgen die Italiener von Marangu auf dem Ostabhange des Kilimandscharos, aber nicht über das deutsche Tanga, sondern über das britische Mombassa. Die Folge davon ist, daß in Moschi so gut wie gar keine Waren deutscher Herkunft zum Kauf geboten werden: englische wiegen bei weitem vor, da die indischen Händler von den Großkaufleuten ihrer Rasse in Mombassa beziehen, und was sonst noch daneben läuft ist italienisch oder französisch, nur nicht deutsch. Die Entfernung vom Pangani (Buike), dem vorläufigen Endpunkt der Usambarabahn, ist zu groß gegen die von Voi an der Ugandabahn, und damit ist das Gebiet in den Bann der letztern gegeben. Wenn die deutsche Bahn erst bis Same reicht, wird das Verhältnis umgekehrt, Tanga wird den Sieg behalten, und vielleicht würde sich eine der dortigen Handelsfirmen, die keine Geschäfte mit Indiern macht, und daher diese nicht zu schonen braucht, sich dazu entschließen, in Moschi eine Niederlassung zu gründen.

Nun lautete mein Programm für die Heimreise: mit den Italienern nach Voi, dann kann die ganze Trägerkarawane entlassen werden! So leicht war es nicht, denn die Italiener hatten schon andere Aufträge und wollten mich auf vierzehn Tage verträsten. Da blieb weiter nichts übrig, als noch eine Safari, wenn auch mit stark verminderter Trägerzahl. Ich konnte zehn Leute nach Tanga entlassen, und mit vollem Anstand, mit warmen Grüßen an die Meinigen, verabschiedeten sie sich von mir. Auch war ich glücklicherweise nicht mehr allein, sondern in Gesellschaft eines Beamten, der seinen Heimatsurlaub antrat. So wälzte sich am 5. November unsere Doppelkarawane nach Mbuyuni hinab, wo ich, getreu meiner Gepflogenheit, nach der Einkehr auf der Pflanzung für den Rest des Tages einen Esel borgte, um nach dem Lager am Himosfluß zu reiten. Dort waren in einem tiefen Kessel am rauschenden, von hohen Bäumen umränderten Fluß die beiden Zelte einander gegenüber aufgeschlagen. Ein idealer Lagerplatz! Während mein Boy noch am Moskitoneß nestelte, kam er erschrocken herangestürzt mit dem Rufe: Simba! Simba! Ein Löwe in meinem Zelt! Doch ich wußte Bescheid, es war ein Tierchen von wenigen Monaten, das bei Uruscha gefangen worden war, als eine Gruppe Massai die Mutter gespeert hatte und dann zuerst mit der Milchflasche aufgezogen worden war. Das Tier, ein Weibchen, pflegte während des Aufenthaltes seines Besitzers in Moschi bei uns Weißen herumzustreifen

und wie eine gewöhnliche Hauskatze zu schnurren und zu miauen, nur mit tieferer, härterer Stimme; von den Schwarzen nahm es keine Notiz, es kannte schon seine Leute. Zur Nahrung erhielt es Reis mit etwas Fleisch. Auf Marsch mußte es sich gefallen lassen, in einen ganz kleinen Käfig gesteckt zu werden, und sein Träger hatte die ganze Zeit das ärgerliche Knurren und Fauchen im Ohr. Auch an Bord des Dampfers Prinzregent, wo das Löwentier in einem größern Käfig auf Deck untergekommen, war es den Fahrgästen bald vertraut. Jetzt freut sich in einer deutschen Familie die Kinderwelt an dem seltsamen Geschenk des Onkels, bis die nicht ferne Zeit kommt, wo der Löwe seinen Lebensberuf hinter einem festen Gitter in einem Tiergarten erfüllen muß.

Als wir uns am frühen Morgen zu unserm letzten Marsch auf deutschem Gebiet anschickten, zeigte sich die erhabene Berggruppe, Kibo und Mawensi zugleich, noch einmal in wolkenloser Schönheit. Während wir abwechselnd das einzige Reittier benutzten, das uns noch zur Verfügung stand, genossen wir das großartige Bild. Wir zogen über einen Sattel des Gebirges, schon ganz im Gesichtskreis des Mawensis, während der Kibo sich immer schmaler ansah. Deutlich erkannten wir die einzelnen Häuser von Marangu. Zur Rechten türmten sich, im Sonnenlicht rostig gefärbt, ganz leicht und lustig, die schroffen Wände des Paregebirges, und vor diesem flimmerte weiß die Steppe, gerade einer der wildreichsten Gründe des Schutzgebietes. Uns aber war nicht um das Sagen zu tun. Die Straße, um ihr ihre prunkvolle amtliche Bezeichnung zu lassen, war hart und eben, sehr gut fahrbar. Von weitem zeigte sich eine Ecke des Ndjipefees, während wir durch eine Niederung zogen, an deren Rand am Fuß des Gebirges zahlreiche schwarzweiß gescheckte Rinder der Eingeborenen weideten.

Gerade vor uns ein weißer Punkt, ein Haus auf einem Hügel: Taweta, die englische Grenzstation, unser nächstes Ziel. Doch vorher erledigten wir die Grenzformlichkeiten. Sie bestanden darin, daß an einer eingefriedigten Hütte Halt gemacht wurde, um einen der Askari-Unteroffiziere, die dem Brauch gemäß meinem hochmögenden Begleiter zu Diensten standen, zu entlassen, und dem andern, der bei uns blieb, Zeit zu geben, die kupfernen Knöpfe an seinem Khatirock durch andere zu ersetzen, und den blanken Reichsadler, der seine Kofia zierte, abzulegen, so daß er uns nun als gewöhnlicher Zivilist begleitete. Damit er aber einigermaßen Ansehen genoß, durfte er meinen Karabiner tragen, denn man weiß nie, was

einem über den Weg laufen kann, gerade wenn man keine 1000 Mark für einen englischen Jagdschein erlegt hat. Dicht neben der Hütte, in der unter dem Zeichen des Reichsadlers einige Eingeborene Wache halten, steht, ebenfalls eingefriedigt, die britische Grenzhütte, und an einem Flaggstock weht die Flagge des Schutzgebietes; zwei Askari in blauem Drilllich, mit kurzen Hosen und bloßen Knien, die blauen Beinwickel um die dünnen Negerwaden, standen stramm, als wir vorbeizogen. Solche distinguished foreigners sieht man da nicht alle Tage.

Vor Saweta senkt sich das Gelände; an einem weiten Exerzierplatz steht die kleine Boma mit einer Kaserne für etwa 25 Polizei-Askari. Wir erfuhren, daß der Beamte, den wir nach deutschem Sprachgebrauch Distriktchef nennen würden, soeben von einer Safari zurückgekehrt war und wollten ihm fürs erste nicht lästig fallen; es war gut so, denn er hatte eben seinen einzigen Gehilfen, einen Indier, auf mehrere Tage nach Moschi beurlaubt und mußte nun alles, was er vorfand, eigenhändig erledigen. Ein Lagerplatz mit mehreren Schuttdächern schien uns wasserarm, somit zogen wir durch das Dorf, in welchem Indierläden mit Eingeborenenhütten abwechseln, an dem Hügel vorbei, auf dem das am Morgen bemerkte weiße Gebäude, eine Missionsstation, steht, nach dem Fluß und schlugen dicht an den Bananenschamben der Eingeborenen die Zelte auf. Dann sandten wir unsere Karten nach der Boma und kündigten für später am Tage unsern Besuch an, den wir, gehörig ausgeruht, zur Teestunde ausführten. Da kam uns auch schon der Distriktchef, Captain Lachmann, entgegen, und bald darauf waren wir in der Boma heimisch. Alles, was wir zur Erleichterung unserer Weiterreise hätten brauchen können, Wasserträger für die vor uns liegende Durfstrecke, sogar Askari zum Geleit, hätten wir bekommen können, wenn nicht inzwischen unsere Reise eine andere Wendung genommen hätte. Wir verbrachten bei einem einfachen, aber schmachtigen Mahle den Abend auf der Boma. Unser freundlicher Wirt hatte von 1898 bis 1902 in der West African Frontier Force gestanden und den letzten Afchantifeldzug mitgemacht; bei uns wäre er erst Oberleutnant. Da konnte ich mit ihm westafrikanische Erinnerungen austauschen und Vergleiche zwischen Ost und West ausspinnen, während mein Begleiter, der Distriktchef von Aruscha, seinen Kollegen bei den Vergleichen über Verwaltung in Britisch- und in Deutsch-Ost Rede stand. Ich konnte mich überzeugen, wie herzlich das Nachbarverhältnis zwischen den beiderseitigen Beamten ist.

Unsere Reiseart hatte, wie bemerkt, eine andere Wendung bekommen. Tags vorher hatten wir nämlich vor dem Laden eines Indiers mehrere Karren bemerkt. Auf einem waren schwere Teile einer Mühle, die das Besiedlungskomitee der Deutschen Kolonialgesellschaft im September nach Leganga hinausgesandt hatte; sie ist die erste Anlage ihrer Art in dem ganzen Schutzgebiet. Fünf Karren waren frei und der Indier stellte sie uns zu einem mäßigen Preise zur Verfügung. Sofort trafen wir unsere Anordnungen. Meine letzten Träger wurden mit meinem Zelt entlassen, eine Karre wurde für uns beide mit einem Schuttdach versehen, und nachdem alle unsere Lasten und für die kommende Durststrecke die uns freundlicherweise geliehenen Wasserfässer der britischen Bezirksstelle auf die übrigen Karren geladen und verschnürt worden waren, konnten wir aufbrechen. Noch gab es eine Abrechnung mit den heimkehrenden Trägern, die für eine Anzahl Wandertage Kostgeld erhielten und den letzten Reisack mitnahmen. Als ich ihnen die Berechnung von bar und Reis auseinandersetzen wollte, erklärten sie, es würde schon so stimmen, wie ich ausrechnete, sie könnten dabei nicht folgen. Und so ließ ich sie ziehen, während ich auf dem verdeckten Karren mich behaglich in einen Lehnstuhl niederließ und mein Begleiter daneben ritt.

Vier Esel zogen in langsamem Schritt an jeder Karre, ein oder zwei Treiber gingen daneben und einige Ersatzesel liefen mit. Es war 3 Uhr nachmittags und unser Trek dauerte bis Mitternacht, wo wir bei Vollmond auf offenem Felde eine kurze Rast hielten, um dann bis zum Morgen, zu trecken, bis die Sonne schon hoch stand, und wieder, diesmal zum Abkochen, zu rasten, bis nach den heißen Stunden. Dann ging es weiter bis gegen 11 Uhr nachts, wo wir endlich die Wasserstelle beim Dorfe Burra erreichten. Eine gut ausgestiftelte Vorrichtung mit unserm Bettzeug hatte uns das Schlafen auf der Karre ermöglicht, während sie über die vielfach ungebahnte Straße dahinrasselte, und mein Begleiter war schier nicht wach zu kriegen. So hatten wir in kürzerer Zeit, als es beim Trägerverkehr möglich gewesen wäre, und für die bei uns verbleibenden Leute, die aufsitzen konnten, auch viel bequemer, die kritische Strecke von 50 km etwa zurückgelegt. Statt eines Reisetages hielten wir jetzt einen Ruhetag, denn erst am übernächsten Morgen wurde der letzte Trek bis Voi unternommen.

Burra liegt in einem tiefen Kessel. Der Lagerplatz, auf dem ein kümmerlicher Indierladen steht, war von einem Dornenverhau eingefast, ein Zeichen, daß wir vor wilden Tieren auf der Hut sein

mussten. Die Esel wurden sofort eingekraalt. Auf den Abhängen der düstern Burraberger erhebt sich ein Pflanzungshaus und die Gebäude einer Missionsstation der Väter vom Heiligen Geist. Ich ritt anderthalb Stunden, erst durch die Niederung an zahlreichen Schamben der Wateita vorüber, dann einen steilen Schlingelweg hinauf und befand mich in der gewohnten Missions-Atmosphäre vor einem härtigen Pater, einem Elsässer, der seine urgermanische Abstammung nicht gelten lassen wollte und als Umgangssprache Französisch wählte. Aber gastfreundlich war er doch, und triumphierend brachte ich auf dem Kopf des einen Munyamwesi, den ich bei mir behalten hatte, eine gemischte Last vorzüglichen Gemüses mit, hübsch in Bananenblätter eingewickelt. Ein anderer Pater, ein Stockfranzose, in seiner asketischen Erscheinung ganz das Gegenteil seines Ordensbruders, begnügte sich mit meiner flüchtigen Bekanntschaft und verschwand wieder. Die Station, die von Paris abhängt, ist nicht voll besetzt, es fehlt der Laienbruder, und das Schwesternhaus steht seit längerer Zeit leer und verfällt. Knechtsteden sollte uns eigentlich Personal abgeben, meinte der elsässische Herr.

Auf dem letzten Trek, der an der jetzt aufgegebenen, nach Voi verlegten Regierungsstation Mwatate vorbeiführte, kamen wir an mehreren Eselkarren vorbei, die zum Teil weitere Stücke der Mühle für Peganga brachten, dann an eine große, anscheinend vorzüglich gebaute Brücke über den Voifluß, an dem wir unter mächtigen Bäumen mittags Rast hielten. Zweimal an diesem Tage hatten wir tiefeingeschnittene Täler zu überwinden, und der Aufstieg war für die Zugtiere recht mühsam. Auf der Durststrecke aber war es durch ein Rivier gegangen, dessen Wände ganz steil ansteigen und nur mit äußerster Kraftanstrengung genommen werden konnten, indem bei jedem Wagen die ganze Negerei den Eseln in die Ohren brüllte und an den Speichen drückte. Es war, da die Gefährte und Tiere alle glücklich hinaufkamen, eine Leistung, die auch südafrikanischen Treibern Ehre gemacht hätte. Dieses Rivier ist das einzige Hindernis auf dem Wege von Tarweta nach Voi, den die Verwaltung der öffentlichen Arbeiten von Britisch-Ost gegenwärtig von Voi aus in eine Straße mit 12 m breitem Fahrdamm und Abzugsräben für 2000 Pf. St. ausbaut. Einige Kilometer vor Voi war im Busch das Roden in vollem Gange, näher beim Ort war der Straßenbau schon vollendet. Diese Arbeit erscheint auch manchen Engländern überflüssig, denn die 120 km zwischen Voi und Tarweta oder der Grenze sind auch jetzt für einen Verkehr mit Esel-

karren brauchbar genug, ja, sogar für Motorlastwagen, die der vorhin genannte Herr C. Meimaridis für den Verkehr zwischen Voi und Moschi-Uruscha einstellen will. Der Weg ist fast durchweg eben und hart und wäre mit einigen Verbesserungen an den drei angedeuteten Stellen für einen solchen Verkehr sehr wohl in stand zu setzen. Das Beginnen eines solchen Unternehmens aber zeigt deutlich, wie notwendig die Bahnverbindung auf deutschem Gebiet für die Kilimandscharogegend ist.

Wenn die Motorwagen sich bewähren, können sie während der hoffentlich bald beginnenden Bauzeit Material für die Eisenbahn von Voi herbringen und mittlerweile der allgemeinen Verkehrsnot abhelfen; später könnten sie als Zubringer zwischen den Pflanzungen und der Bahn Dienste leisten. Oder sollen wir die Engländer bitten, eine Zweigbahn von Voi nach unserer Grenze und vielleicht darüber hinaus zu bauen, um sich dauernd die geschäftliche Vorherrschaft in diesem Teil unserer Kolonie zu sichern?

Nun waren wir, sechs Tage nach dem Aufbruch von Moschi, an der Ugandabahn und warteten auf den Zug, der uns am übernächsten Tage nach Nombassa, unserem Heimdampfer entgegen, bringen mußte. Auch hier genossen wir einen freundnachbarlichen Empfang bei dem Distriktbeamten, für den gerade ein Haus gebaut wird; vorläufig wohnt er im Zelt. Mitdeutschen und britischen Ansiedlern verbrachten wir unter seinem Vorsitz und als seine Gäste im Bahnhofshotel einen anregenden Abend. Unweit von unserm Zelt hatte ein deutscher Ansiedler, der zum Kilimandscharo zog — kein Neuling in Afrika — das seinige aufgeschlagen. Auf dem weiten Gelände, das die Bahnverwaltung einnimmt, stehen, hoch und frei über dem Boden, mehrere Bungalows, Landhäuser vom indischen Typ, für ihre Beamten. Der Stationsvorsteher überreichte mir die Reuterschen Depeschen vom Tage, nachdem mir fünf Wochen lang keine frischen Nachrichten zu Gesicht gekommen waren, und am Nachmittag saß ich vor dem Zelt mit mehreren Zeitungsnummern, aus dem deutschen Dornröschenschlaf erwacht, dem Weltverkehr zurückgegeben.

Da wandte sich der Blick noch einmal nach Westen, zur Kilimandscharogegend. Sechzig Jahre waren verflossen, seitdem der deutsche Missionar Rebmann den großen Berg entdeckt hatte, und vor fünfzig Jahren hatte Dr. Krapf geschrieben: „Welcher Bestimmung harren diese eigentümlich gestalteten Ländermassen? Wie

leicht ist es hier, Eisenbahnen zu bauen, wozu Oshagga und Ungoni Eisen genug zu enthalten scheinen. Ehe ich von diesem schönen Berge hinunter ging, auf dem ich eine so großartige Aussicht genossen hatte, betete ich aus der Tiefe des Herzens: «Dein Reich komme.» Das Reich, was wir herbeiwünschen, ist das Reich der Technik. Die Bestimmung der Länder am Kilimandscharo ist klar, es sind Besiedelungsländer für Weiße, voll glücklicher Zukunft. Doch nicht die Fundi der Wadschagga und Wangoni brauchen uns Eisen für die Schienen zu schmieden, unsere großen Werke werden die Schwellen und Schienen aus Stahl auf deutschen Schiffen fertig hinausfenden. Einmal begonnen, wird der Bahnbau in Deutsch-Ostafrika nicht mehr aufhören, die Ingenieure dürfen das Land nicht mehr verlassen. Die Zeiten sind vorüber, wo man glaubte, das Land mit Kokosfaserstricken zusammenhalten zu können, wie die Lasten auf unsern Eselkarren; nur durch stählerne Stränge kann es in allen seinen Teilen festgefügt werden.

Vierter Teil.

## Ostafrikanische Großbetriebe.

Erster Abschnitt.

### Das Biologisch-landwirtschaftliche Institut Umani.

Einleitung. — Aufstieg über den Sigi. — Die Anlage von Umani. — Auf hoher Warte. — Allerlei Pflanzungen. — Wissenschaft und Praxis. — Charakter des Urwaldes.

Es soll in den folgenden Abschnitten versucht werden, den gegenwärtigen Stand der europäischen Pflanzungen in Ostafrika nach den Beobachtungen darzulegen, die ich während einiger Monate in verschieden gearteten Teilen der Kolonie zu machen Gelegenheit hatte. Ich kann mich dabei auf die rein landwirtschaftlichen und technischen Dinge beschränken, denn die handelspolitischen Verhältnisse werden von Zeit zu Zeit von berufener Seite ausführlich dargestellt, so kürzlich durch den Staatssekretär *Dernburg* und neuerdings in der nach Zusammenstellungen des Statistischen Amtes vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee im eigenen Verlag herausgegebenen Schrift: „Unsere Kolonialwirtschaft in ihrer Bedeutung für Industrie und Arbeiterschaft“. Meine Berichte gelten in erster Linie den großen Pflanzungsbetrieben für Baumwolle, Sisal-Agaven, Kautschuk und Kaffee, sodann der jetzt lebhaft geförderten Nutzung der Edelhölzer und Gerbstoffe. Es geziemt sich, mit einer Schilderung der Landeskulturanstalt, des „Biologisch-landwirtschaftlichen Insti-

tuts" in Umani als dem Sitz der Forschungen den Anfang zu machen, die zum Besten der Produktion von Europäern und Eingeborenen systematisch betrieben werden. Ebenso wird es notwendig sein, im gegebenen Zusammenhang die ersprießliche Tätigkeit der Forstverwaltung zu kennzeichnen. Man erwarte von mir keine erschöpfende Enquête, sondern nur einige Beiträge die unsere Geschäftswelt und Technik über die neueste Entwicklung der Großbetriebe zu dem Zweck aufklären sollen, eine engere Fühlung zwischen der heimischen Industrie und der ostafrikanischen Produktionstätigkeit herzustellen.

Von der Station Tengeni an der Usambarabahn fuhr ich an einem Nachmittage im vorigen Oktober mit einem Reisegefährten auf einem Bahnmeisterwagen der Sigi-Export-Gesellschaft in das Gebirge Ostusambaras hinauf. Viel Gepäck war mit uns aufgeladen, dessen Träger neben der Strecke gingen oder uns auf Pfaden überholten, während ein halbes Duzend Arbeiter unser Wäglein schob, wenn es bergauf ging, und auffaß, wenn es hinabrollte; dazu kamen noch unsere unvermeidlichen Boys. An einigen Hängen, nach der windgeschützten Seite, einige Eingeborenendörfer mit gut stehenden Kulturen von Maniok und Tabak. Nach Zurücklegung von etwa 13 km befanden wir uns im dichten, majestätischen Urwald, der indes weder mit dem westafrikanischen, dichten und dumpfigen Urwalde, noch mit unsern heimischen Wäldern etwas gemein hat. Die Bahnstrecke, die übrigens an gewissen Wochentagen mit Lokomotivenbetrieb befahren wird, verläuft im Zickzack; jedesmal, wenn wir eine Eckzunge erreicht hatten, wurde das Wäglein umgekehrt. Im Walde wurde Holz geschlagen; darüber jedoch will ich erst an geeigneter Stelle berichten. Die Bahnstrecke ist nicht ausgebaut, es fehlen von den 22 km etwa noch 1200 m, die aber nach der Neufinanzierung des Unternehmens in nächster Zeit gelegt werden sollen. So mußten wir noch mehrere Kilometer wandern, bis zur Betriebsstätte am Sigifluß, jenseits dessen, an einem Wasserfall, uns ein Massai mit zwei uns von Umani freundlich entgegengesandten Reittieren erwartete. Umani verfügt im Urwalde über beinahe 300 ha Kulturland, zu denen noch 100 ha Eingeborenenreservate kommen. Das Gelände der Anstalt reicht von 400 bis auf 1100 m über Meeresspiegel. Die Gebäude, fünfzehn an Zahl, Wohnhäuser und Laboratorien, alle aus Stein, liegen auf 900 m Höhe.

Die Versuchsfelder beginnen gleich jenseits des Sigiflusses, wo

ich alte Bekannte aus Kamerun, den Kakaobaum und die *Kickxia elastica*, dort heimisch, sowie die *Castilloa* und *Hevea*, dort eingeführt, wiedererkannte. Während es dunkelte, ritten wir 500 m hinauf, kamen an dem Eingeborenendorf, seinem Markt und seiner Lehm-moschee vorbei und richteten uns in dem Fremdenhause ein, das seinerzeit der Bezirksamtman von St. Paul-Ilairé aus Tanga als Erholungsheim erbaut hatte und das mit seinem üppigen Behang von Passiflora einen traulichen Eindruck machte. Gegenüber das stattliche Haus Prof. Zimmermanns, des derzeitigen Leiters der Anstalt für die auf mehrere Jahre berechnete Abwesenheit ihres Begründers Geh. Rat Stuhlmann.

Mehrere Tage waren wir Prof. Zimmermanns unermüdlichem Belehrungs-eifer überantwortet. Er weiß sich auch dem Neuling mitzuteilen, und es war ein Genuß, unter seiner Führung bald beritten, bald in zwangloser Wanderung auf den schönen Wegen, die das Gelände mit einem Netz von annähernd 40 km überziehen, immer wieder die Höhenunterschiede vom Sigifluß bis zur Schutzhütte auf dem Bomole zu überwinden, und zu bewundern, wie die Kulturanlagen sich als Lichtpunkte in den Urwald fügen, oder wie aus gewaltiger Höhe, an winklig gegenüberstehenden Felswänden zwei Gießbäche 50 m heruntersausen, um sich weiter unten mit einem dritten zum Sigi zu vereinigen. Wer wird es mir da verübeln, daß ich nicht immer ganz Ohr war, wenn unser Führer seine knappen Bemerkungen dahinwarf? Die Natur verlangte ihre Rechte, ich konnte mich ja noch einmal in der Stille des Laboratoriums mit dem lebenswürdigen und praktischen Gelehrten über das Gesehene aussprechen. Geben wir uns dem Zauber des Urwaldes hin, der eine mannigfaltige Bodendecke über dieses zerklüftete Gelände ausbreitet, und genießen wir die Aussicht von Umani selbst und den Hügeln, namentlich von dem, auf dem sich die Wohnung Dr. Stuhlmanns erhebt und die Pflanzung *Derema* sichtbar ist.

Ein Kampf ums Dasein spielt sich in diesem lieblichen Urwald ab. Hohe, schlanke Stämme mit heller Rinde, oft in engem Bestande, ragen aus dem Gestrüpp hervor, dessen Gewirr an den steilen Hängen kein Buschmesser zu lösen vermag. Auf den herrlichen Stämmen setzen sich Schmarotzer an und bohren ihre Wurzeln tief in das geduldige Holz, das lebt und leben läßt. Baummörder nutzen die Gelegenheit nicht minder eifrig aus, daß keine Axt an sie herankommen kann, und schlingen sich armdick um die Stämme, die sie in langsamem Ringen erwürgen. Nur der Sturm stört hier und da ihr

Treiben und wirft sie auf einen Nachbarstamm, und da findet sich auch auf ihnen ein zierliches Pflanzengebilde, und schaukelt sich wie eine Ampel auf dem wagerecht gespannten Schmarozer, während andere ihrer Art auf ihrem Wirt Stämme bilden und mit ihm wetteifern, wer der blauen Himmelsdecke am nächsten kommt. Auf dem Bomole streifen Nebelschwaden unsterk einher, und oben hüllt uns längere Zeit ein Sprühregen ein. Hinter uns verbirgt in gewohnter Weise der Magrotto seine harmonischen Umrisse: er bildet einen einzigen, launig gezackten Kegel. In weiter Ferne die blauen Linien des westfufambarischen Gebirges.

An einem Nachmittage, als wir wieder aus der letzten Anpflanzung heraus den Bomole erstiegen hatten, lag das alles deutlich vor uns, ja, durch einen Einschnitt im Gebirge sahen wir einen Meerstreifen, über den an ganz klaren Tagen der Blick bis nach Sansibar reicht. Auf dem Magrotto hinter uns durchbrechen einige Felsstücke das Gebüsch und die kahlen Stellen. Vor uns ein tiefer Abgrund: schroff fällt der Bomole in einer 80 m hohen Wand ab. Während die Sonne untergeht, schweift der Blick über das Gewelle der Wälder. Die Kronen dieser mannigfaltigen Baumriesen sind, in unmittelbarer Nähe von felsiger Höhe herab betrachtet, magerer als die unserer Laubwälder. Dadurch aber, daß die oft 50 m hohen Stämme so eng aneinander stehen, erscheint das Gesamtbild schön abgerundet.

Beim Abstieg kommen wir an zahlreichen Versuchskulturen vorbei, zunächst hart an der Bergspitze, an japanischen Koniferen, die von allen ihrer Art am besten gedeihen. Den Hauptbestand bildet Chinchona, deren Rinde das Chinin abgibt; die Blüte hat einen angenehmen Duft, wie von Vanille. Wer das bittere Chinin kennt, kann auch hier sagen: erst Ruß, dann Kralle. An einer Kampferpflanzung zerreiben wir einige Blätter in den Fingern; der Geruch ist ganz der der Droge. Vielleicht bringt auch der Kampfer der Anstalt bald Einnahmen wie schon jetzt Chinin. Wahrscheinlich auch die Gerberakazie, die in den Lagen, wo es nicht zu feucht ist, gut gedeiht. Über ihre Zukunft will ich nähere Einzelheiten erst im Zusammenhang mit der Forstnutzung mitteilen. An einer Lichtung kamen wir an Massen abgerindeter Akazienknüppel vorbei, die ausgeholzt waren; unten beim Laboratorium standen viele Säcke mit Rinde, die zur Preisbewertung nach Europa geht.

Wirtschaft und Wissenschaft gehen hier durcheinander wie dem Besucher das Studium und der unvergleichliche landschaftliche Genuß. Almani arbeitet sowohl für Fabriken wie für die Botanische

Zentralstelle. Alle Augenblicke stößt man im Walde an eine Nummer an einem Baum. Natürlich fragt man nach der Bedeutung. Doch die soll gerade erst festgestellt werden. Das geschieht zur gelegenen Zeit, indem der Botaniker einen seiner Leute einen Baum hinaufklettern läßt, um die Blüte herabzuholen, die dann mitsamt der Frucht gehörig aufbereitet, nach Berlin zur Bestimmung der Pflanze gesandt wird; sitzt die Blüte zu hoch, so wird sie herabgeschossen. Viel Arbeit ist da noch zu leisten, denn die Nummern gehen in die 1800. Der Botaniker setzt manchmal in eine Aftshöhlung mit allen Künften des Treibhausgärtners eine Orchidee an, die ihre Daseinsmöglichkeit erweisen soll. Unweit davon wuchert, wie jetzt an so vielen Stellen Usambaras, unsere Brombeere und gibt schöne Beeren in Haufen. Und Nelken und Rosen fehlen auch nicht und duften wie in ihrer fernen Heimat, ja selbst das Veilchen hat sich eingelebt.

Wir sind mittlerweile wieder an unserm Quartier angelangt. Es ist Samstagabend. Wir vertauschen die Tropenkleidung mit einem grauen Sommeranzug und nehmen um Frau Zimmermann auf einem Rasen an einem langen Tisch Platz, an dem, wie allwöchentlich, die Europäer von Umani und der eine oder andere Gast von den umliegenden Pflanzungen den Abend in geselligem Zusammensein verbringen, während aus gemessener Entfernung ein Grammophon die Klänge vornehmer Musikstücke zu uns sendet. Da wird dem Besucher im zwanglosen Geplauder abermals deutlich, wie jeder mann da draußen zur Geltung kommt, der Gärtner in seiner Art ebenso wie der leitende Beamte, und die Eingeborenen, die nur zu leicht die Unterschiede von Rang und Stand bei den Wasungu wahrnehmen, werden zweckmäßig darüber hinweggetäuscht.

Am andern Morgen geht es wieder zu Tal, zuerst an einer Eukalyptuspflanzung vorbei: die launigen Bäume treiben unten zackige weißliche Blätter, während von oben das schmale, wenn noch ganz frisch bräunliche Laub schlaff herabhängt; weiter unten stehen Kautschubbäume, an denen die verschiedenen Zapf- und Koagulationsmethoden erprobt werden. Die Pflanzungen wechseln mit Grasflächen ab, die eine geschlossene Narbe aufweisen und gemäht werden wie bei uns. Unten rieselt ein von Baumfarnen umgebener Bach durch ein Wiesental mit allerlei Feldern von Graspflanzen. Ein Kulturversuch von besonderer Bedeutung, denn in Afrika wie überall muß, wenn der Boden erschöpft ist, gedüngt werden, und da in den Tiefländern wegen der Tsetsefliege keine Viehzucht aufkommt, mithin kein Kuhdung zu haben ist, muß die Gründüngung Ersatz

schaffen. Da ergibt sich nun bei den Versuchen mit Futterpflanzen, daß manche, wie Luzerne, schlecht gedeihen, und daß Floridaklee sich am besten bewährt. Von der Talsohle steigt schroff eine Bergwand an, dicht mit Urwald bestanden, der hier als Reservat gilt. In einem andern Tale liegen die Saatbeete mit europäischen und afrikanischen Gaben Floras unvermittelt nebeneinander: Rosen und Erdbeeren, Seglinge von Maulbeerbäumen, dicke Bohnen, dann die Kameruner Knollenfrüchte Jams und Makabo nebst ostafrikanischen Nährfrüchten, deren Studium zum Nutzen der Pflanzler für eine zweckmäßige Ernährung ihrer Arbeiter nicht eifrig genug betrieben werden kann. Zum Landschaftsbild in den Tälern, wo die Gießbäche über Felsen rollen, die smaragdgrüne Moospflanzen überziehen, gehört auch der Bambus in all seinen Abarten, ebenfalls schon eine Einnahmequelle für das Institut, das in den mittleren Lagen auch Tee mit gutem Erfolg angebaut hat, bei der plumpen Art des ostafrikanischen Arbeiters aber nicht auf eine ersprießliche Pflücktätigkeit rechnen kann.

Unser Herrgott hat allerhand Kostgänger, pflegt man zu sagen. Auch im Pflanzenreich. Da steht unweit der Zentrale an einem Weg die *Allenblackia Stuhlmannia*, sonst ein ganz vernünftiger Baum, aber mit wunderlichen Früchten, mehrere Pfund schwer, wie eine große Kokosnuß. Die Frucht hat ein einheitliches braunes Fleisch, in welches der Same, kastaniengroße Körner, eingebettet ist. Wenn sie abfiel, während man gerade unten vorbeigeht! Wo bleibt da die Weisheit, die den Kürbis am Boden und die Eichel in der Höhe wachsen läßt? Aber die Natur rechnet wohl nur mit harten Negerschädeln.

Noch manche andere seltsame Pflanzenwesen trifft man im Urwalde, auf einem Ritt nach den Kaffeepflanzungen *Derema* oder *Kwamtorro*. Mehr jedoch als das Einzelne fesselt das Ganze, die Harmonie von Laubbäumen, Unterholz, Schlingpflanzen, Winden und Kräutern, das Steigen und Fallen des von verstoßen dahinplätschernden oder laut über Felsen stürzenden Bächen durchbrochenen Geländes. Das ist ein Urwald, der unserm Empfinden näher kommt als der westafrikanische mit seiner dumpfigen Luft und seinem Modergeruch, wo Palmen sich heimisch fühlen. Dort eine dichte wirre Masse, eine Schönheit, die man lieber von außen als Gesamtbild genießt. Hier bei aller Üppigkeit eine Mäßigung, die wohl tut, frisch berührt, wie die Luft, in der man atmet. Dennoch freut es uns, wenn am Bach in *Kwamtorro* der Baumwuchs

aufhört und auf die Kaffeepflanzungen und das Sägewerk und die Kaffeebereitungsanlagen ein breites Wiesental folgt. Es ist, als ob man nach stundenlanger Wanderung in den Wäldern von Manderscheid endlich in den Kaisergarten und das Salmtal gelangte.

Es wird sich im weitem noch Gelegenheit finden, auf die Leistungen und Bestrebungen Amanis hinzuweisen. Wer sie genau verfolgen will, wird sich in dem ausführlichen amtlichen Jahresbericht über die Entwicklung Ostafrikas im Jahre 1907/08 sowie in der vom Institut herausgegebenen Zeitschrift „Der Pflanzler“ ausgiebig unterrichten können.

## Zweiter Abschnitt.

### Kautschuk.

Die Arten. — Statistisches. — Aufbereitung. — Die Frage der Einheitsmarke.

Die Kultur von Kautschukpflanzen in Ostafrika ist erst seit einigen Jahren von unsern Pflanzern aufgenommen worden. Fast ausschließlich wird Ceara (*Manihot Glazovii*) angebaut, unterdes auf den Versuchsfeldern des Biologisch-Landwirtschaftlichen Instituts in Amani die bekanntesten und einträglichsten afrikanischen und amerikanischen Kautschukpflanzen in mehr oder weniger großen Mengen unter Beobachtung stehen. Für die Anpflanzung von *Manihot* spricht, daß die Kultur leicht ist und der Baum schon nach drei Jahren angezapft werden kann und in weniger regenreichen Lagen, mit denen man in Ostafrika hauptsächlich rechnen muß, besser fortkommt als die wertvollere *Hevea Brasiliensis*, die den erstklassigen Parakautschuk abgibt. Ein Nachteil beim *Manihot* ist, daß beim Anzapfen der Saft nicht so reichlich fließt wie bei *Hevea*, weshalb man ihn nicht an einem einzigen Einschnitt unten am Baume zur spätern Gerinnung auffangen kann, daß vielmehr der Stamm von oben bis unten angestochen werden muß und der Arbeiter den in schmalen Fäden ausfließenden Saft, sobald er zu gerinnen anfängt, am Stamme zu einem Knäuel aufwickelt; dabei muß die Gerinnung stattfinden, weshalb die Rinde vor dem Anstechen mit einer Säure, die ein Bindemittel bildet, bestrichen wird. Das Verfahren hat den Nachteil, daß leicht Erde oder Rindenteilchen beigemischt werden, die

Reinheit des Produktes also leidet. Diesen Mangel hat der Kautschuk nicht, den die Eingeborenen, hauptsächlich im Süden, aus Lianen gewinnen, und der sich daher bei der Industrie einer gewissen Beliebtheit erfreut.

Der amtliche Jahresbericht über die Entwicklung der Schutzgebiete erwähnt, daß bisher nur ein kleiner Teil der Pflanzungen Erträge bringt, die Zunahme im Anbau daher noch nicht in der Statistik zu erkennen ist. Von Tanga, in dessen Umgebung und Hinterland der Anbau begonnen hat, wurden 1907: 52 000 kg Kautschuk gegen 45 000 im Vorjahr ausgeführt und  $\frac{9}{10}$  dieser Menge stammt von den Pflanzungen. 1907/08 waren wenigstens fünf Millionen Bäume vorhanden und man kann die gegenwärtigen Bestände in der Kolonie auf wenigstens acht Millionen annehmen. Der Bericht bezeichnet es als einen Nachteil, daß sich für Manihotkautschuk aus Ostafrika noch keine festen Marken gebildet haben, wie sie z. B. für den Dondekautschuk, gesammelt von den Eingeborenen aus Lianen, bestehen. Als vor anderthalb und zwei Jahren die Kautschukpreise heruntergingen, wurde der minderwertige Manihotkautschuk in erster Linie davon betroffen, und der Preis fiel gegen Ende März 1908 auf 5 und gar 4 Mk. für das Kilogramm, während der Preis für Dondekautschuk aus dem Bezirk Kilwa nur unbedeutend, von 6,93 Mk. auf 6,39 Mk. sank. Vorläufig teilt sich die Produktion der Eingeborenen mit der der Europäer etwa zu gleichen Teilen in die Ausfuhr, die 1907 109 000 kg betrug. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß dieses Verhältnis sich noch in diesem Jahre wesentlich zugunsten der Europäer verschieben wird, da ihre Anlagen in Ertrag kommen. Vielfach beginnen aber auch die Eingeborenen, Pflanzungen anzulegen; so konnte ich einen kleinen Bestand von Manihot beim Sultan Mutahangarua in der Gegend von Bukoba besichtigen. Das Problem der richtigen Aufbereitung der Ware wird jedoch durch die Betätigung der Eingeborenen nur noch schwieriger.

Wenn schon auf den Pflanzungen der Europäer bisher die Reinigung des Kautschuks unterlassen wurde, um wie viel mehr wird es bei den von Natur als nachlässigen Eingeborenen der Fall sein? Der Bericht weist daher mit Recht auf die Notwendigkeit der Einrichtung von Reinigungsanlagen auf den Pflanzungen, wie auch auf eine einheitliche Klassifizierung des ausgeführten Kautschuks hin, „um durch Bildung bestimmter Marken den Kauf durch Brief oder Telegramm ohne vorhergegangene Besichtigung zu ermöglichen und den Käufern die notwendigen Garantien zu geben.“

Zum Glück sind die Pflanzler derselben Ansicht. Von den Pflanzungen des Bezirks Tanga haben verschiedene, z. B. die Ostafrika-Kompagnie in Tanga selbst (St. Paul-Ilairé), Wolters in Songoni und die große Pflanzung Lewa, deren Kautschuk in Hamburg mit 6 Mk. für das Kilogramm notiert wird, mit der Reinigung begonnen. Was die Einheitsmarke angeht, so sind die Pflanzler um so mehr bestrebt, sie herzustellen, als in dem neuen Produktionsgebiet Java versäumt worden ist, eine solche rechtzeitig festzulegen und die dortigen Pflanzler jetzt unter der Verzettlung zu leiden haben. Die Aufgabe, die den Pflanzern gestellt ist, lautet dahin, durch Vereinheitlichung der Zapf- und Gerinnungsmethoden eine gleichmäßige Qualität des ostafrikanischen Kautschuks zu erzielen und nach und nach eine gewisse Standardmarke zu schaffen. Sie haben zu erwägen, ob es sich empfiehlt, den einheitlich aufbereiteten Kautschuk nun auch an Ort und Stelle einem besondern Reinigungsverfahren zu unterwerfen und die völlig gereinigte Ware in einheitlicher Form auf den Markt zu bringen.

Die ostafrikanischen Interessenten haben sich, was die Frage der Reinigung angeht, mit den deutschen Kautschukfabrikanten in Verbindung gesetzt. Die auf der internationalen Kautschukaussstellung in London ausgestellten Proben von Kautschuk aus englischen Kolonien schienen für die Richtigkeit des Gedankens einer völligen Reinigung zu sprechen, Sachverständige äußerten jedoch Bedenken dahin, daß eine derartige vollkommene Reinigung, wie sie bei Kautschuk, der aus aufgefangener Milch gewonnen ist, leicht möglich ist, bei Kautschuk, der am Baume geronnen wäre, an Ort und Stelle kaum zu erreichen und außerdem geschäftlich kaum lohnend wäre. Bei den Besprechungen mit den Kautschukfabrikanten waren die Meinungen darüber geteilt, ob eine volle Reinigung sich an Ort und Stelle empfehlen würde; dazu brauche man teure Maschinen, ohne daß eine Nachreinigung in Europa entbehrt werden könne, und es sei daher das zweckmäßigste, den Kautschuk soweit wie möglich auf einer kleinen Walze zu reinigen, die den größten Schmutz herausnehme; notwendig aber sei, das Gerinnen durch ein Bindemittel zu bewirken, so daß bei der Ausfuhr ein Produkt entstehe, das nicht faule und dadurch in seiner Nervigkeit, mithin auch im Preise nicht nachteilig beeinflusst werde. Andere Stimmen lauteten für volle Reinigung in Afrika.

Es liegt auf der Hand, daß unbeschadet der endgültigen Entscheidung die Pflanzler versuchen müssen, ein vollständig marktfähiges Produkt drüben selbst herzustellen. Dies geschieht auch in Kamerun,

von wo vor kurzem Dr. Schulte im Hofe eine Probe von ganz klarem Kautschuk mitgebracht hat, der mit einer von ihm erfundenen Säure bearbeitet worden ist. Auch aus Ceylon kommt Heveakautschuk, in Ziegelsteinform gepreßt, ganz durchscheinend, in den Handel; die Reinigung ist ganz an Ort und Stelle vollzogen worden. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft und eine Anzahl anderer Interessenten haben nun im Einvernehmen mit den Kautschukspezialisten Frank & Markwald Versuche mit einem von Dr. Sandmann erfundenen Bindemittel „Purub“, in der Hauptsache Fluorwasserstoffsäure, auf verschiedenen Pflanzungen des Bezirks Tanga anstellen lassen, so auf der vorerwähnten der Ostafrika-Kompagnie, bei Zaesch in Mufesa und Weber in Ngomeni. Die auf mehrere Monate ausgedehnten Versuche müssen ergeben, nicht nur, daß eine bessere Beschaffenheit des Kautschuks erzielt wird, sondern auch, daß das Bindemittel bei der Massenverwendung nicht zu teuer zu stehen kommt, und daß es die Hände der Arbeiter nicht angreift, endlich, daß die in Ostafrika ziemlich hohen Kosten der Gewinnung soweit wie möglich herabgesetzt werden, und dann die gewünschte Handelsmarke entsteht. Schon die ersten Versuche ergaben einen erheblich bessern Kautschuk als den bisher gelieferten, fast ohne Schimmel, eine Zersetzung von Eiweißstoffen findet nicht statt, und das Produkt ist durchaus nervig. Das Institut Umani hat Proben von Kautschuk nach Deutschland gesandt, die mit verschiedenen Bindemitteln bearbeitet worden sind; die Prüfung hat ergeben, daß die einzige einwandfreie, die nicht roh und genügend nervig war, gerade die „Purubprobe“ war.

Wenn nun die Versuche, wie zu wünschen ist, weiter günstig verlaufen, dürften die Pflanzen des Nordbezirks an der Usambarabahn, etwa in Mufesa, eine genossenschaftliche Aufbereitungsanstalt errichten, aus der ein einheitlicher Usambarakautschuk, in Backsteinform gepreßt und mit einem Stempel versehen, in den Handel käme, und die Regierung könnte, wie das vielfach für Kautschuk, z. B. in Französisch-Westafrika geschieht, dafür sorgen, daß keine minderwertige Ware zur Ausfuhr gelangt und den Ruf der guten Ware schädigt. Den Pflanzern an der Zentralbahn unter Führung der in allen technischen Dingen sehr rührigen Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft und denen des Südens wäre dann für ihr Vorgehen ein Beispiel gegeben. Beim Absatz in Europa wäre schließlich noch ein gewisser Zweifel über die Verwendbarkeit des gut aufbereiteten Cearakautschuks gegenüber dem Parakautschuk zu überwinden, der

gegenwärtig angeblich noch mit einem Drittel oder Viertel höher bezahlt wird, weil einzelne Fabrikanten glauben, für gewisse medizinische Gegenstände ausschließlich Para verwenden zu müssen. Solche Bedenken sind in den Beziehungen der Kolonialwirtschaft zur Industrie schon mehrfach überwunden worden. Wie nun auch die Entscheidung über die Aufbereitung des ostafrikanischen Pflanzungskautechuks ausfällt, man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Manihotkultur, die vielfach als Mißlingen betrachtet wurde, demnächst dank der Anwendung richtiger Methoden bei der Aufbereitung aus den Rinderschuhen herauskommen wird.

### Dritter Abschnitt.

## Hanf und Baumwolle.

Die Sisalagave. — Ersatz für Manihot. — Aufbereitung. — Die Neu-Corona. — Die Lage des Weltmarktes. — Neue Verwendungsarten für Hanf. — Die Sanseviera. — Ihr Verbreitungsgebiet. — Die Sanseviera-„Fabrik“ in Voi. — Die Baumwolle. — Deutschlands Bedarf. — Ostafrikas Leistung. — Einfluß des Regens auf die Produktion. — Zeit der Aussaat. — Die Saat. — Eingebornenkulturen. — Aufbereitung. — Caravonicabaumwolle. — Vorsehnelle Urteile. — Großkulturen.

Obenan in der Wirtschaft Deutsch-Ostafrikas steht die Kultur und die Aufbereitung der Sisalagave. Nach dem amtlichen Jahresbericht betrug der Bestand an Sisalagaven vor einem Jahre in den Bezirken Pangani  $5\frac{1}{2}$  Millionen auf 2495 ha, Tanga 12 Millionen auf 5910 ha, Wilhelmstal 2 Millionen auf 650 ha und Lindi  $4\frac{1}{2}$  Millionen auf 1300 ha, zusammen 24 Millionen auf 10 355 ha; der gegenwärtige Bestand ist jedoch viel höher, denn allein in den Südbezirken Lindi und Kilwa hat die Ostafrika-Kompagnie schon drei und die Gesellschaft Südküste über drei Millionen Pflanzen stehen. Es sind kaum zwölf Jahre her, daß auf Anregung Dr. Richard Sindorfs mit dem Anbau begonnen wurde; von 2000 Schößlingen, die damals aus Yucatan ins Land gebracht wurden, waren zur 72 angekommen, und von diesen stammen die jetzigen reichen Bestände. Schon 1902 hatte die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft auf ihren Pflanzungen 80 000 schnittfähige Agaven; dieser Umstand wurde damals in der Budgetkommission des Reichstags zugunsten der

Bahnbauten angeführt, und mit vollem Recht, denn auf den Konzeptionsfeldern der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft wird außer Baumwolle und Kautschuk eifrig Sisal angepflanzt; diese Anpflanzungen werden in obiger Statistik noch nicht mit berücksichtigt. Ein großer Vorteil der Sisalkultur ist, daß die Pflanze keinen bessern Boden braucht, ein anderer, daß sie vom dritten Jahre an zehn bis zwölf Jahre hindurch geschnitten werden kann. Die Kultur ist und bleibt, von allen Großkulturen allein, ausschließlich Pflanzerkultur.

Die Güte des Sisalhans im Wettbewerb zum Manilahanf war längst anerkannt. Der Hanf wird einstweilen vorwiegend, wie auch der Manilahanf, zu Tauen und Seilen verarbeitet. Die Schifffahrt hatte indes noch Bedenken, zum Sisalhanf überzugehen, weil er als leicht brüchig galt, schwerer als jener ist und daher die Schlepptrassen zu tief schwimmen. Diese Bedenken hören allmählich auf. Es muß noch hinzugefügt werden, daß der im Handbetrieb auf den Philippinen aus Bananenblättern gewonnene Hanf seit einigen Jahren die gewohnte Güte nicht mehr zeigt, weil die Arbeiter immer nachlässiger werden und in die Entfaserungsmesser Scharren schlagen, damit der Stoff rascher durchgeht, so daß unreiner Hanf hervorkommt. Mit Ende 1909 werden auf einer Reihe von Pflanzungen, namentlich im Süden, große Mengen Agaven schnittreif. Die Ausfuhr, die 1904 nur etwa 1 Million Kilogramm im Werte von 125 622 Mk. betrug, war 1907 auf 2,8 Millionen Kilogramm für 2 161 685 Mk. gestiegen, im Bezirk Tanga allein mit einem Sprung von 150 Prozent für das Jahr.

Die Entfaserung ist im vergangenen Jahre wirtschaftlich und technisch einen ganz bedeutenden Schritt vorangekommen durch die von Ingenieur Hubert Voeten erfundene, von der Firma Krupp in Bückau-Magdeburg gebaute und von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Kitogwe bei Pangani zuerst in Betrieb gesetzte Neu-Corona. Die erste, sehr schwerfällige Maschine, die Raspadoren, wurde in den letzten Jahren durch die amerikanische Finigan überholt, deren Tagesleistung  $\frac{3}{4}$  t beträgt; sie kostet 13 500 bis 14 000 Mk. Bei der Neu-Corona ergibt sich eine Leistung von 2 t täglich, und der Preis stellt sich auch nur auf 14 000—15 000 Mk. Während meiner Anwesenheit in Ost-Afrika reisten zahlreiche Interessenten aus den verschiedensten Gegenden Deutsch- und auch Britisch-Ostafrikas nach Kitogwe und kehrten, von der Brauchbarkeit und Leistungsfähigkeit der Maschine überzeugt, zurück. Neuerdings wird mir berichtet, daß eine seit Dezember auf der Pflanzung von Wilkins u.

Wiese in Korogwe tätige Neu-Corona die auf sie gestellten Erwartungen vollkommen erfüllt. Ich versage mir, die technischen Einzelheiten hier anzugeben, und erwähne nur, daß die Faserverluste gering sind, die Bauart einfach ist und eine bequeme Bedienung gestattet.

Zur vollen Ausnutzung der Maschine sind etwa 30 PS erforderlich, doch wird es sich in den meisten Fällen empfehlen, eine größere Kraftanlage vorzusehen, die auch die Hilfsmaschinen, Ballenpressen, Pumpen, Sägen usw. antreiben kann. Die Leistung der Maschine ist von der Art der zu entfasenden Pflanzen, ferner von der Länge und Breite, dem Gewicht und dem Fasergehalt der Blätter abhängig. Von Sisalagaven werden in zehnstündigem Betriebe 130 000 bis 150 000 Blätter verarbeitet, was der vorerwähnten Tagesleistung von zwei Tonnen Hanf entspricht. Die Maschine ist mit einer Vorrichtung versehen, die während des Entfaserns Wasser zuführt, wodurch die Notwendigkeit eines nachträglichen Waschens und Bürstens erspart wird. Die Maschine kam gerade zur rechten Zeit, wo der Versand bedeutend zunimmt, während die Anlagen noch nicht überall mit den andern Maschinen ausgestattet waren, und setzt die Gefestungskosten wesentlich herab. Zu einer großen Pflanzung gehört auch ein Netz von Feldbahnen zum Herbeibringen der geschnittenen Blätter, denn das Tragen der Blätter vom Pflanzort zur Fabrik ist bei den Eingeborenen keine beliebte Arbeit. Im allgemeinen sind bei der Hanfbereitung noch Fortschritte zu erzielen: die Qualität würde gehoben, wenn die Blätter noch grün und vollsaftig geschnitten würden, da die Fleischteile sich alsdann besser lösen und die Faser reiner wird.

Der Sisalhanf, der noch vor wenigen Jahren den Preis von 900 Mk. für die Tonne erzielte, ging schon 1906 auf 600, dann Ende 1907 auf 500 Mk. zurück, welchen Preis die Pflanzer von Tanga als die unterste Grenze der Rentabilität, allerdings vor Einführung der Neu-Corona, bezeichneten. Gegenwärtig rechnet man wieder mit 600 Mk. Vielfach nun hörte ich Befürchtungen vor einer Zuvielerzeugung aussprechen. Allein diejenigen Mengen, die Deutsch-Ostafrika in den nächsten Jahren auf den Weltmarkt bringen wird, können auf diesen immer noch keinen Einfluß ausüben. Anders kann es werden, wenn Mexiko, wie zu erwarten ist, wieder wie früher produziert, und auch Britisch-Ostafrika tritt nebst Madagaskar bald in die Reihe der Produktionsländer.

Nicht mit Unrecht machte mich der Gouverneur Frhr. v. Rechen-  
Müllendorff, Ostafrika im Aufsitze.

berg, unstreitig eine handelspolitische Autorität, auf die Notwendigkeit für die Interessenten aufmerksam, sich in Europa und Amerika nach andern Verwendungsarten für Sisalhanf umzusehen als gerade für Tau- und Seile. Ich zog daraufhin in Europa Erkundigungen ein. Es werden seit längerer Zeit in Paris Treppenläufer, Teppichschoner, Tischdecken, Hängematten, Vorhänge und Flechtarbeiten aller Art aus Sisalhanf bereitet, der jede Farbe in der dankbarsten Weise aufnimmt und einen außergewöhnlichen Glanz zeigt. Warum geschieht das nicht auch in Deutschland? Auf der Ausstellung von St. Louis waren sehr schöne Hüte aus Yucataner Sisalhanf, erfolgreiche Mitbewerber der Panamahüte, ausgestellt. (Letztere werden aus den Blättern einer Palmenart hergestellt.) Der Glanz der Faser macht den Sisalhanf auch geeignet für Hutnetze in den Eisenbahnabteilungen und für Turngeräte, noch wichtiger aber wäre die Massenverwendung zu Garbengarnen an Nähmaschinen, auch eignet sich der Stoff für die Anfertigung von Transmissionsseilen. Nach all diesen Verarbeitungen ließen sich noch die Abfälle zum Füllen von Matrasen und zur Herstellung von Filtern und von papiernen Hohlraumisolatoren nutzbar machen.

Endlich, aber gewissermaßen nur als Reserve, kommt die eigentliche Papierindustrie in Frage, denn die Faser ist vortrefflich für die Herstellung eines Papiers, ähnlich dem besten englischen linnen post, geeignet. Dafür ist der Preis freilich zu hoch, und die fortlaufende geschäftliche Verwendung würde sich nur lohnen, wenn die Fabriken, die zu diesem Zweck die nötigen technischen Änderungen an den Rollergängen und Holländern vornehmen müßten, auf feste Mengen rechnen könnten, die sie zu einem Preise wie etwa die russischen Lumpen, 350—400 Mk. die Tonne, erhalten würden. Ein regelmäßiger Bezug von Sisalhanf hätte für die Papierindustrie den Vorteil, sie von Rußland und andern Quellen von Handpapierstoffen unabhängig zu machen, denn wenn eine Seuche in diesen Ländern ausbricht, wird die Zufuhr des gewohnten Rohstoffes abgeschnitten. Doch diese Verwendungsart liegt, wie gesagt, noch in weiter Ferne. Vorläufig gilt es für die Sisalpflanze, mit der deutschen Industrie die Fühlung zu gewinnen, die sich jetzt zwischen Produzenten und Verarbeitern von Kautschuk anzubahnen scheint.

Mit der wild im Busch wachsenden Sanseviera beginnt man in Deutsch-Ost jetzt erst als einer hanfliefernden Pflanze zu rechnen. „Im Bezirk Schirati“, heißt es in dem amtlichen Jahresbericht, „hat die Produktion fast völlig aufgehört. Während die Deutsch-Ost-

afrikanische Gesellschaft in ihrem Konzessionsgebiet noch überhaupt nicht mit der Ausbeutung begonnen hat — inzwischen ist der Vertrag gekündigt worden —, mußten die beiden andern Unternehmer in diesem Bezirk die Arbeit einstellen. Die Aussichten werden sich erst dann günstiger gestalten, wenn die Konzessionäre Entfaserungsmaschinen aufgestellt haben. Nach neuern Nachrichten aus Deutschland scheint sich jedoch die Sansevierenfaser zur Verarbeitung weniger zu eignen. Auch die im Bezirk Wilhelmstal verliehene Konzession hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Da die Pflanzen nur an einigen Stellen gleichmäßig dicht stehen, werden trotz Feldbahn zu viele Arbeitskräfte für den Transport zur Fabrik benötigt. Die Verhandlungen über die Ausbeutung der Sansevierenbestände am Gombosee (Bezirk Mpapua) sind bis jetzt noch nicht abgeschlossen.“ Nun, in Afrika ändern sich die Dinge häufig sehr rasch, und die Ausbeutung der Sansevierenbestände wird früher kommen, als diese Zeilen voraussagen lassen.

Ich lernte sie in Voi, an dem gleichnamigen Fluß und an der Ugandabahn kennen. Ihr Verbreitungsgebiet ist dort in einem Gürtel zu suchen, der sich etwa 150 km von der Küste entfernt in einer Breite von etwa 150 km von Norden nach Süden durch Britisch- und Deutsch-Ost hinzieht. Mir war eine andere Sansevierenart früher schon aufgestoßen, und zwar in der Ebene am Waterberg in Südwest. Dort wächst sie als eine gerade Rute einzeln aus dem Boden hervor, ist aber ihrer geringen Menge und auch Länge wegen, kaum  $\frac{1}{2}$  m, nicht verwertbar. Hier aber wächst eine andere Art (S. Ehrenbergii), schilfartig, mit mehreren meterlangen Blättern an einem Stoc, leicht zu schneiden, eine willkommene Gabe des Busches. Sie steht in sogenannten Feldern, die stellenweise mehrere Quadratkilometer bedecken und häufig von offenen, unbewachsenen Flächen unterbrochen werden. So hatte ich sie massenhaft auf der Wanderung nach dem Kilimandscharo am Fuß der Pareberge gesehen, wo, dem Bahnbau voraus, der Betrieb jetzt bei Wudeh eingerichtet werden soll. Von Portugiesisch-Ost und aus dem Nyassalande liegen gleichfalls Berichte über Sansevierenbestände vor. Was ich in dem verkehrssarmen Paregebiet vermisse, fand ich in Voi: Schnitt- und Entfaserungsstätten, und zwar eine an der Straße Voi—Kilimandscharo, einer englisch-amerikanischen Gesellschaft gehörend, die andere östlich vom Bahnhof, angelegt durch die Deutsch-Englische Ostafrika-Kompagnie. Dieser stattete ich einen Besuch ab. Es ging auf einer Rollbahn nach der Fabrik, wo der in britischen wie in deutschen

Kreifen gleich geschätzte Leiter, Herr R. F. P. Huebner, mich gastfreundlich empfing; Unterwegs sah ich schon im Busch die vielen, regelmäßig abgeernteten Pflanzen.

Das Schneiden auf dem Felde, eine Arbeit, welche die eingefessenen Wateita jeder andern Arbeit vorzuziehen scheinen, geschieht in Stücklohn, indem die Leute täglich eine bestimmte Zahl Bündel mit einer bestimmten Zahl Blätter an der Feldebahn gegen Quittungsmarke abliefern. Geschickte Arbeiter können schon um 1 oder 2 Uhr nachmittags die Tagesleistung erledigt haben. In der Fabrik werden die grünen Fleischteile der Blätter in den Walzen der Quetschmaschinen völlig zerdrückt, worauf die freigelegte Faser dicht dahinter in die Entfaserungsmaschine geht, und zwischen zwei endlosen Ketten eingepreßt und von diesen an den zu beiden Seiten der Maschine angebrachten großen, mit Schlagmessern versehenen Rädern vorbeigeführt wird. Diese Messer schlagen die letzten Blatteilchen aus, so daß die reine Faser am hintern Ende der Maschine aufgefangen werden kann. Der Hanf wandert in die Wasserbehälter zum Waschen, wird dann auf der Bleiche zum Trocknen aufgehängt und in der Presse zu harten viereckigen Ballen von 550 Pf. gepreßt. Ist er nicht rein genug ausgefallen, was besonders nach einer großen Trockenzeit infolge starken Eintrocknens der Blätter vorkommt, so tritt nach dem Trocknen noch die Bürstmaschine in Tätigkeit, um die letzten Unreinigkeiten zu entfernen, und das war gerade 1908 notwendig. Zu einer Anlage gehören neben den Entfaserungsmaschinen eine Wasch- und Trockenanlage, mehrere Ballenpressen, eine Kreissäge.

Die Maschinen sind noch Raspadoren und Finigan, allein auch hier wird, nach einigen Änderungen an den Förderbändern, die New-Corona ihren Einzug halten, wie sie sich überhaupt den Weltmarkt erobert, denn außer einen Duzend Maschinen für Deutsch-Ost gehen demnächst 46 nach Java. Der Abfall vom Sansevierenhanf wird verbrannt; Versuche, ihn zur Papierbereitung zu verwenden, haben noch zu keinem Ergebnis geführt. Die Ausbeute an reiner Faser beträgt zwischen  $2\frac{4}{5}$  und etwa  $3\frac{3}{4}$  Prozent, je nach dem Wassergehalt, der auch durch den Standort, Sonne oder Schatten, beeinflusst wird. Auf der Fabrik in Voi arbeiten zwei Europäer, ein goanischer Schreiber, zwei indische Mechaniker und etwa 300 eingeborene Arbeiter. Beim Beginn der Arbeiten erzielte der Sansevierenhanf 740 Mk. für die Tonne; er sank Anfang 1908 infolge der allgemeinen Krisis auf dem Hanfmarkt, die alle Marken ergriff, bis

auf 360 Mk. die Tonne, um neuerdings wieder auf 420 Mk. und mehr zu steigen.

Der Rohstoff, dessen die deutsche Industrie am dringlichsten aus den eigenen Kolonien bedarf, ist unstreitig Baumwolle. Sie braucht jetzt jährlich 1 600 000 Ballen zu 500 Pfund, muß mithin bei einem Durchschnittspreise von 60 Pfg. für das Pfund 480 Millionen an das Ausland zahlen, in erster Linie an die Vereinigten Staaten, wo die Spekulation die Preise willkürlich in die Höhe treibt, in zweiter an Britisch-Indien, das mehr und mehr seine Ernte selbst verarbeitet. Außer Togo, das langsam und sicher seine junge Baumwollproduktion vermehrt, kommt von den deutschen Kolonien das große Ostafrika in Betracht. Jedoch 1907 lieferte es erst 232 von den 400 000 t, die der Bedarf Deutschlands beträgt, und von dieser kleinen Menge im Werte von 225 000 Mk. kamen noch zwei Drittel aus den Eingeborenenkulturen. Das ist recht wenig, um eine Industrie zu befriedigen, die bei etwa zehn Millionen Spindeln und einer Viertelmillion Webstühlen über eine Million Arbeiter beschäftigt. Es ist eine Notlage, aus der nur Großkulturen unserer Wirtschaft heraus helfen können, und zum Glück haben neben den kolonialen Pflanzern europäische Baumwollfabriken dies erkannt und vermehren gegenwärtig die Anbaufläche derart, daß wir für die nächsten Jahre schon bedeutendere Zufuhren erwarten dürfen. Die Wahrnehmungen, die ich über den jetzigen Stand der Baumwollkultur im Lande machen konnte, dürften daher von Interesse sein.

Das Jahr 1908 sollte, da die Anbaufläche wohl doppelt so groß war wie 1907, eine starke Vermehrung der Baumwollausfuhr ergeben. Im Norden wie im Süden indes hat unzeitiger Regen geschadet, und man befürchtete, die Verschiffungen könnten geringer werden; das mittlere Gebiet, das eine geschlossene Regenzeit gehabt hat, könnte, so sagte man mir, den Ausfall kaum wett machen. Die Statistik wird uns bald darüber belehren. 1907 hatte der Norden nur wenig Regen, die Baumwolle verträgt indes eher eine große Trockenheit als zuviel Feuchtigkeit, 1908 dauerte die große Regenzeit aber viel zu lange. Im Süden hatte es 1907 gut geregnet, es kam auch kein Nachregen wie 1908, und es gab eine schöne Blüte und eine gute Ernte. Doch die Kultur ist noch neu, man muß sich erst über die Zeit der Aussaat mit Rücksicht auf die Regenzeiten klar werden. In Usambara und bei Daresalam südlich fällt sie in den März, vielleicht bis Anfang April, in den südlichen Bezirken Mohorro und Kilwa regelmäßig bis in den April hinein. Man

muß auch damit rechnen, daß die Regenzeiten unbeständig sind; kommen die Niederschläge früh, so müssen die Felder schon bestellt sein. Wer voriges Jahr in Kilwa im Mai gesät hatte, war besser daran als derjenige, der es schon im April, als es noch trocken war, getan hatte, und hatte den Vorteil eines rechtzeitigen Nachregens. Auch für die Anlage der Felder sind noch Lehren zu sammeln, so kennt man in derselben Gegend noch keine Abzugsgräben.

Die Saat wird durch das Kolonialwirtschaftliche Komitee vermittelt, die Lieferung besorgt die Firma Lindemann aus Ägypten in den drei Sorten Abassi, Metassi und Soanowitsch. Diese Sorten werden in Ägypten oft nebeneinander, wenn auch auf gesonderten Feldern, gebaut; die Arbeiter sind beim Sortieren der Saat nachlässig, die Kerne geraten durcheinander, überhaupt ist aus Ägypten keine ungemischte Saat zu haben. Das stört die dortigen Landwirte kaum, denn sie kennen die Sorten so gut, daß sie schon die jungen Pflanzen unterscheiden und solche, die nicht auf ein Feld gehören, ausziehen lassen: vier oder fünf Pflanzen werden ausgerissen, zwei bleiben stehen, und die Auswahl ist gemacht, die Wolle rein. Ein Teil der Saat kommt aus Indien nach Ostafrika und wird von Nichtkennern für amerikanische gehalten, von der indes keine bezogen wird. Die hier und da in Ostafrika hingeworfene Bemerkung, die ägyptischen Landwirte vermischten die Saat mit Absicht, um keinen Wettbewerb aufkommen zu lassen, ist aus der Luft gegriffen. Die Pflanzer versäumen manchmal, rechtzeitig Saat zu bestellen, deshalb war nicht genug Samen vorhanden. Das Komitee, das ihn vielfach unentgeltlich liefert, hatte 1908 2500 Zentner in Umlauf gesetzt; dieses Jahr ist die Menge weit größer. Vor der Verteilung muß das Kulturamt in Daresalam prüfen, ob die Saat rein ist, was natürlich einen Zeitverlust für die Pflanzer bedeutet. Auch die Eingeborenen werden durch das Komitee versorgt.

Neuerdings hat die Anregung, reine Saat in der Kolonie selbst zu gewinnen, Boden gewonnen, und zwar soll dafür die Pflanzung der Ostafrika-Kompagnie in Kilwetu bei Lindi, wo nach sachverständiger Beurteilung die Baumwollkultur am rationellsten betrieben wird, dafür auserselbst sein, unter Kontrolle Amanis und des Kolonialwirtschaftlichen Komitees die zentrale Bezugsquelle für die Kolonie zu werden.

Die Eingeborenen beginnen allmählich einzusehen, daß mit Baumwolle Geld zu verdienen ist, hauptsächlich im Süden, wo manche Striche, z. B. zwischen Kilwa und Lindi, dafür geeignet wären. Es

wird jedoch dort fast nur Maniok (Mohogo) gebaut. Die Leute wollen eben essen. Als bei Matumbi auf dem Wege nach Kiffuere ein Vertreter des Kolonialwirtschaftlichen Komitees einen Jumben (Schulzen) fragte, warum er soviel Mohogo und keine Baumwolle bauen lassen, erwiderte der Mann: „Ja, wenn deine Baumwolle oben Baumwolle und unten Mohogo wäre, dann solltest du sehen, wieviel Baumwolle wir pflanzen würden.“ Die Gegend ist ziemlich weit von Kilwa und Lindi; die Leute müssen zwei oder drei Tage dahinlaufen, wollen aber unterwegs essen und sind froh, soviel Mohogo zu finden; stundenlang kann man durch Mohogofelder schreiten. Wenn aber die Eingeborenen keine Baumwolle anbringen, der Europäer, für den die Zeit kostbar ist, geht sie erst recht nicht holen und erwartet sie an der Küste; es ist ein fehlerhafter Kreis. Südlich vom Viktoria Nyansa geht die Kultur bei den Eingeborenen langsam voran, am meisten bauen sie in den Bezirken Mohoro und Kilwa.

Wie so ein Eingeborenensfeld aussieht? Eine ganz kleine Fläche von  $\frac{1}{3}$  bis zu  $\frac{1}{2}$  Ur. Nachdem die Felder gereinigt und gehackt sind, lassen die Leute, trotz allen Vorhaltungen, die Aussaat bis zum nächsten Jahre. Dann reinigen und behacken sie ein anderes Feld daneben, während das ältere abgeerntete wieder verwächst. Darum findet man häufig im Busch Stauden mit den zart gefärbten, weißgelben oder rötlichen Blüten, ein Zeichen, daß einmal Eingeborenensfelder da waren. Da haben auch die Insekten Gelegenheit, die Pflanzen zu schädigen, und auf den neuen Feldern kann sehr leicht von solchen verwilderten Stauden aus die Befruchtung ungünstig beeinflusst werden. Es ist das eine der Ursachen, warum die Saat weiter aus Ägypten bezogen werden muß. Im einzelnen sind die Felder nach dem Hacken ziemlich gut gehalten und ergeben auch gute Wolle, die Leute sind jedoch zu nachlässig beim Pflücken und wissen nicht so zu sortieren, wie die Europäer es auf ihren Anlagen besorgen lassen: die Leute sollen pflücken, wie Frau v. Sévigné Kirschen aß, erst die schönsten und dann immer die schönsten, bis keine mehr da waren als die blassen und magern, die zuletzt auch noch schön erschienen; sie sollten die schönsten Flocken zuerst nehmen und die andern für später lassen. Sie gehen auch mit zwei Körben aufs Feld, einem für die bessern, dem andern für die geringern Flocken, aber da hört ihr Negerverstand auf, und sie werfen die Flocken durcheinander.

Es fehlt wie immer bei Eingeborenenkulturen die Sorgfalt, das

Streben nach guter Ware. Erst das Vorbild der Weißen, die Anleitung durch diese, kann den Leuten dieses Verständnis beibringen, und es wäre eine richtige Landpolitik, in Gegenden mit ausgedehntem Ackerbau der Eingeborenen größere Ländereien für europäische dazwischen freizumachen oder freizuhalten. Die Regierung überwacht die Verteilung der Saat. Das geschieht auch in Britisch-Ost und Uganda, dort aber sind die Behörden auch befugt, die Erträge zu prüfen und untaugliche Ware, die den guten Ruf der Marke schädigen kann, von der Ausfuhr auszuschließen. In Uganda namentlich werden fortlaufend, natürlich gegen Entschädigung, große Mengen minderwertiger Baumwolle vernichtet.

Die Aufbereitung läßt noch zu wünschen. Bei einer Entkernungs- und Pressenanlage der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Tanga, die einen Teil der Markthalle einnimmt, lagen größere Mengen Wolle, schlecht gepflückt, unrein, die drei Sorten durcheinander. Die entkernte Ware sah ziemlich gut aus, die Kerne jedoch waren zu wenig frei von Wolle, um gute Saat abzugeben oder zur Bereitung von Ölkuchen (als Viehfutter) verwendet zu werden. Das Entkernen geschieht in zwei Walzenmaschinen. Die Presse ergibt Ballen versandfähiger Wolle von 500 Pfund, zu umfangreich für die Seefracht. In Ägypten bedient man sich schon verbesserter Pressen, die bei gleichem Gewicht Ballen von halb so großem Umfang liefern. Es müßte auch in der Kolonie wenigstens eine Person zur Verfügung stehen, welche die Arbeit, mit Walzen zu entkernen, kennt und zeigen kann, wie die Messer nach Länge des Stapels und Sorten zu stellen sind, auch vermag, eine ganze Entkernungsanlage aufzustellen. Die beste Wolle, wenn schlecht entkernt, erzielt nur einen geringen Preis, wogegen weniger gute, aber richtig entkernte, befriedigend bewertet werden kann. An einer Anlage, welche die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in Kilwa hat aufstellen lassen, traten zwei Techniker in einen Wettstreit im Entkernen. Beide lieferten eine Probe. Der eine, ein Grieche, erzielte ein völlig reines Erzeugnis, der andere brachte eine schmutzige Ware, noch voll Kerne, hervor. Tüchtige Leute, die diese Arbeit verrichten, erhalten in Ägypten 500 Mk. monatlich, und ein solches Gehalt zahlen auch Bremer Unternehmer einem Ingenieur auf ihren Baumwollpflanzungen in Togo. Auch auf der Ottoschen Pflanzung in Kilossa ist jetzt ein Ingenieur angestellt.

Vielleicht wäre für die kleinern Pflanzungen die Lösung dahin zu finden, daß sie mit dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee ein Ab-

kommen träfen, wonach es ihnen einen oder mehrere Techniker, die es anstellte, zur gegebenen Zeit gegen eine dem Gehalt und den Reisekosten dieser Personen entsprechende Vergütung überließe. Es gibt schon genug Entfernungsanlagen, um ein solches Vorgehen lohnend erscheinen zu lassen: die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft unterhält deren zehn, die Leipziger Baumwollspinnerei in der Gegend von Saadani vier oder fünf; eine befindet sich in Morogoro, andere kommen für die neue Gesellschaft des frühern Bezirksamtmanns v. R o d e nach Kilwa. Eine der erstgenannten Gesellschaft gehörende Maschine stand in Daressalam längere Zeit unbenutzt, so daß bis Morogoro hinauf keine andere verfügbar war, bis vor kurzem die in technischen Dingen sehr rührige Ostafrikanische Eisenbahngesellschaft, die über eine elektrische Licht- und Kraftanlage verfügt, im Interesse der Pflanzler, die bei ihr Land kaufen, eine neue Entfernungsmaschine in Betrieb setzte.

Es ist noch der Versuche zu gedenken, die in verschiedenen Teilen der Kolonie mit Caravonica, perennierender Baumwolle, gemacht wurden. Auch die afrikanische Baumwollstaude wächst, wenn man sie stehen läßt, weiter, doch ist, wie man im westafrikanischen Sudan beobachten kann, vom zweiten Jahre an der Stapel (Faserlänge) zu kurz. Bei der Caravonica, für die die Saat aus Australien bezogen werden muß, ist es umgekehrt, und es liegt auf der Hand, daß die Kultur einträglicher würde, wenn statt der jährlichen Bestellung Pflanzen angepflanzt würden, die vielleicht achtzehn Jahre aushalten. Die ersten Versuche waren nicht ermutigend. Von australischer Saat, die auf den Feldern des Kolonialwirtschaftlichen Komitees in Saadani ausgesät wurde, gingen 80 Proz. nicht auf, und der Rest wurde ausgerissen, weil die Pflanzen zu schlecht wuchsen. Auf seiner Pflanzung in Panganja am Rufidji hatte das Komitee zweimal ohne Erfolg ausgesät. Auch von der Kulturanstalt Umani wurde ein schlechtes Aufgehen der Saat berichtet. Vielleicht war der Same zu alt. Besser ging es dann bei Versuchen in Kilwa und Lindi, und auf den von Herrn Pfüller an der Zentralbahn geleiteten Pflanzungen ist eine Wolle gewonnen worden, die zwar langstapelig, aber rauh ist und den seidigen Glanz der ägyptischen vermissen läßt.

Nun hat sich in Berlin eine Gesellschaft m. b. H. für den Vertrieb von australischer Caravonicafaat von einer bestimmten Pflanzung gebildet. Sie verlangte zuerst 300 Mk. für das Kilogramm Saat und zehn Jahre lang 25 Prozent von dem in Bremen abzuschätzenden Erlös der Wolle. Da diese Bedingungen unerschwing-

lich schienen, verstand sie sich auf Betreiben des Kolonialwirtschaftlichen Komitees zu einer einfachen Abgabe von 10 Pfg. für jeden tragenden Baum und nicht länger als zehn Jahre bei unentgeltlicher Lieferung der Saat. Darauf gehen jetzt die Pflanzer ein, einzelne beschaffen sich indes direkt Saat aus Australien. Auf der großen Anlage der Ostafrika-Kompagnie in Kitwetu bei Lindi sind außer 800 schon mit Baumwolle als Zwischenkultur bestandenen Hektar je 100 ha für ägyptische und Caravonica-Reinkultur hergerichtet. Aufmunternd sind die Ergebnisse aus Ägypten: der Stapel ist mit 40 bis 50 mm ungemein lang, der Faden sehr fest, das Verhältnis von Baumwolle zu den Kernen 60 zu 40 Prozent und die Kerne liegen nierenförmig in einer Kapsel, was die Aufbereitung der Ernte sehr erleichtern wird.

Gelegentliche Reisende mögen sich in Afrika mehr als anderswo vor leicht hingeworfenen Urteilen hüten. Leute, die mit der Baumwolle in gar keine Berührung gekommen sind, fällen gern ein vernichtendes Urteil über sie und hängen dabei um ihren großsprecherischen Pessimismus den Mantel des alten Afrikanertums. Die Kultur hat aber in der Kolonie ganz gute Lebensbedingungen, obwohl in einzelnen Landstrichen die Regengüsse un stetig sind. Die ägyptischen Griechen, die sie betreiben, sind meist sachverständig und arbeiten mit Erfolg. Ungleichmäßige Niederschläge sind doch auch in den amerikanischen Südstaaten zu beobachten.

Freilich, das letzte Wort in bezug auf Baumwolle wird erst gesprochen sein, wenn die südlichen Gebiete an den großen Seen aufgeschlossen sind. Dort werden die Stauden höher und dichter und tragen weit reichlicher als an der Zentralbahn, wo die Felder, man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, ziemlich mager aussehen. Aber einträglich ist die Kultur doch, und der Preis von 74 Pfg. für das Pfund, der gegenwärtig in Deutschland für ostafrikanische Metafisi notiert wird, ist im Vergleich zu andern Marken sehr hoch. Man bewertet sie nach ihrem seidigen Glanz. Darum werden immer größere Flächen für Baumwolle hergerichtet. Bei Pangani sind z. B. über 30 000 ha, zum großen Teil von der Leipziger Baumwollspinnerei, belegt und werden allmählich in Angriff genommen. Am Rufidji hat der Zittauer Industrielle Schubert 5000 ha belegt, bei Kilossa der Stuttgarter Fabrikant Heinrich Otto 30 000 ha, und von letztern sollten im Frühjahr 1909 500—600 ha besät werden. An all diesen Stätten wird mit Dampfplügen gearbeitet. Neue Unternehmungen kommen hinzu, so demnächst am

Rufidji die Doa-Pflanzung. Es ist auch hervorzuheben, daß nach einer Aufstellung von Moritz Schanz der Aufwand für den Anbau eines Hektars im Rufidji-Tal nur auf 98 Mk. geschätzt wird, gegen 185,25 Mk. in Britisch-Ostafrika, 347,50 Mk. in den Vereinigten Staaten und 483,70 Mk. in Ägypten. Wo künstliche Bewässerung aber nötig wird, wird sie nicht unterbleiben. Ein Unternehmer, der in Kilossa für 100 000 Mk. eine Fläche für Baumwolle urbar gemacht, hatte gleich 1908 einen Ernteertrag von 70 000 Mk. Wohl werden noch Jahre vergehen, bis unsere kolonialen Produzenten einen ausschlaggebenden Beitrag zum heimischen Verbrauch zu liefern vermögen. Immerhin zeigt sich, dank der Förderung der Verkehrsmittel, eine Entwicklung an, die ungemein rascher ist als die der Baumwollkultur in den Vereinigten Staaten vor hundert Jahren, und das Kolonialwirtschaftliche Komitee, dem die ganze deutsche, um nicht zu sagen internationale Baumwollbewegung zu verdanken ist, hat sich durch seine rastlosen Arbeiten und Anregungen ein hohes Verdienst erworben.

#### Vierter Abschnitt.

### Nus Usambara.

Der Kaffee. — Mißerfolge der Pionierzeit. — Der Einfluß Amanis. — Übergang zu anderen Kulturen. — Ein Besuch in Derema. — Die Arbeiterfrage. — Werbung, Löhne und Ernährung. — Westusambara. — Von Rombo nach Wilhelmstal. — Erägheit der Eingeborenen. — Die Arbeitskarten. — Entwaldung. — Das Gut Irente. — Ein ehemaliges Kloster. — Gedeihliche Wirtschaft. — Pfirsiche für die Schweine. — Tabakbau. — Die frühere Domäne Kwai. — Pferde, Rinder und Schweine. — Geräuchertes. — Gartenfrüchte.

Ostusambara, das der Küste zunächst gelegene, von dichtem Urwald bedeckte Hochland, wurde von den Kapitalisten der ersten Stunde als ein geeignetes Gebiet für den Kaffeebau ausersehen. Und hier wurden nun Erfahrungen gemacht, die aus innern und äußern Ursachen recht kostspielig wurden. Der Urwald wurde wahllos gerodet, so zwar, daß auf dem fast immer abschüssigen Gelände das Erdreich durch die starken Regengüsse massenhaft weggeschwemmt wurde. Man hatte überhaupt den Boden nicht genügend untersucht, sondern angenommen daß, weil hohe Waldbäume dicht nebeneinander standen,

die Fruchtbarkeit über allen Zweifel erhaben sei. Dann kamen Fehler in der Kultur selbst, Irrungen im Zurückschneiden oder Wachsenlassen der Bäume, das Unterlassen von Anpflanzungen von Schatten spendern und Windschutzbäumen an den Stellen, wo sie notwendig waren, sowie in der Aufbereitung der Ernte. An all diesen Fehlern hatten die aus alten Kaffeeländern herangezogenen Pflanzler wenigstens einen so reichlichen Anteil wie die unmittelbar aus Deutschland, und in seltenen Fällen aus der Land- und Forstwirtschaft, nach Usambara gesetzten Betriebsleiter. Von außen her wirkte der stetige Preisfall auf dem Kaffeemarkt ungünstig, ebenso die ablehnende Haltung des europäischen Mäklergeschäftes gegen eine neue, und sei es auch eine Qualitätsmarke wie die von Usambara, der kein gesondertes Dasein gegönnt werden sollte; vielmehr mußte der Kaffee durch Färbung und Polierung einer nahestehenden Sorte ähnlich gemacht werden, um unter deren Namen in den Vertrieb zu gelangen.

Heute ist man in Usambara über diese Kinderkrankheiten hinaus, aber der Kaffeebau bedeckt erheblich geringere Flächen als in den ersten Jahren. Da, wo er beibehalten wird, ist der Betrieb rationell geworden. Die Anstalt von Umani trägt das ihrige zur weiteren Vervollkommnung bei. Sie sucht für den in tiefen Lagen angebauten Kaffee Schattenbäume, für den in den höhern Lagen Windbrecher, dann die beste Art der Bodenbearbeitung; und was sehr wichtig ist, die Erschöpfung des Bodens soll durch Gründüngung verhindert werden, worüber ziemlich abgeschlossene Ergebnisse zur Verfügung stehen. Die Anstalt hat auch festgestellt, daß eine zentralamerikanische Sorte sehr gut gedeiht, wogegen von den besten javanischen Sorten keine genügenden Erträge zu erwarten sind. Daß der Kampf gegen den Bohrkäfer, der die Früchte anfrisst, in Umani mit Nachdruck betrieben wird, versteht sich von selbst; schwer dagegen ist er auf den Pflanzungen, weil er naturgemäß mit der auf lange Monate verteilten Ernte zusammenfällt.

Die Pflanzungen nun gehen allmählich zu andern Kulturen über, nicht nur neben dem Kaffee, wo sie, dem Charakter des Geländes entsprechend, Forstkulturen betreiben, wie die von Gerberakazien, demnächst auch Chinin und wohl auch Kampfer, oder wie die als unantastbarer fürstlicher Besitz mit langfristigen Anlagen rechnende Prinz-Albrecht-Pflanzung in Kwamforro, von Eickholzbäumen. Die Zeit wird noch manche andere Nutzung empfehlen. Abgesehen von dem vermehrten Anbau von Lebensmitteln wird der vorhandene Waldbestand nach gesunden Forstregeln geschlagen, und viele Kaffeepflanzungen

pflanzungen haben gegenwärtig neben ihrer Aufbereitungsanlage ein wie auch diese selbst durch Wasserkraft getriebenes Sägewerk. Nun genügt den auf großen Fuß gestellten Unternehmungen der Betrieb im Gebirge nicht mehr. Sie waren genötigt, um mit der Außenwelt den Verkehr zu ermöglichen, mit hohen Kosten Wege zu schlagen, an deren Ende heute die Usambarabahn führt. In dem Tieflande an dieser tut sich eine Kautschuk-, Sisal- oder Baumwollpflanzung nach der andern auf, und die Unternehmungen aus dem Gebirge nehmen einen wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung, wozu sie auch um so mehr berufen sind, als sie über Personal mit langer afrikanischer Erfahrung verfügen. So zeigt sich der Wandel u. a. bei der Prinz Albrecht-Pflanzung und den Unternehmungen des Hauptmanns v. Prince an: oben die alte Kaffeeanlage mit ihren Nebenkulturen und dem subtropischen Garten und der Familienwohnung, unten das große Vorwerk, auf dem Geld verdient wird. Was noch von Kaffeebeständen bleibt, wird besser bewirtschaftet als früher, ein genügend einträgliches Geschäft trotz der niedrigen Warenpreise. Eines der Unternehmen hat sich von dem störenden, zopfigen Zwischenhandel der Seestädte dadurch freigemacht, daß es seine Kaffee-Ernte durch Platzreisende in den Läden anbringt mit der Bedingung, die Ware unter Angabe ihrer wirklichen Herkunft abzusetzen; dies geschieht mit gutem Erfolg.

Um eine Anschauung von einer Kaffeepflanzung zu geben, bitte ich, mir mit von Umani einige hundert Meter abzustiegen und Derema zu besuchen. Unten am Bach die „Fabrik“: Kaffee-Wäscherei und Sägewerk. Etwas höher, auf einem Berggrat, das sehr schön ausgestattete Wohnhaus, in welchem uns Herr v. Bock, der Direktor, empfängt; daneben gut gehaltene Gärten. Ausblicke bis auf den Meeresstrich von Tanga nach Pangani auf einer Seite, auf den Magrotto, das Sigital und Umani erfreuen den Besucher. Etwa 800 ha sind mit Kaffee bepflanzt, hauptsächlich arabischem, der in Rotterdam (nicht in Hamburg oder Bremen) den Preis von 67 Pfg. für das Kilogramm erzielt. Die Ernte hätte längst vorüber sein können, allein das Jahr war sehr naß, und so dauerte sie im Oktober noch an, überall fanden wir die kurzgeschnittenen Bäume an den weiten Hängen noch voll roter Kirschen. Das war nicht unvorteilhaft, denn wenn die Reife auf einmal eintritt, entsteht Leutenot.

Die Bedeutung der Schattenbäume in dieser geschützten, warmen Lage wurde uns recht klar; da wo sie fehlen, sind wenig Blätter vorhanden und die Bäumchen überreichlich mit Kirschen behangen,

mit dem Ergebnis, daß sie ein Jahr oder länger ruhen, nachdem sie sich so übertragen haben. Nach Versuchen mit der Albizzia, einer Akazie mit dünnem, mimosenhaftem Laube, ist man zur *Grevillea robusta* übergegangen. Zimt-bäume, die ein dichtes, schlaff hängendes Laub aufweisen, dienen, in Reihen gepflanzt, als Windschutz für die jungen Pflanzen. Die Ernte wird in Körben auf einer Feldbahn nach der Fabrik gebracht, wo die Pulpmaschine unter stetiger Wasserzuführung die Kerne von dem roten Fruchtfleisch trennt. Danach kommen die Kerne 36 Stunden in ein Bad in ein zementiertes Becken, um dann getrocknet zu werden, und zwar bei gutem Wetter im Freien, bei Regen in einer Darre mit Schubfächern von gelochten Blechen. Es findet eine doppelte Auslese der Kerne statt, erst mechanisch, dann im kleinen durch Frauen mit der Hand. Derema sendet seine so aufbereitete Ernte auf den Markt, wogegen andere Pflanzungen weiter gehen und die Kerne von der sie umgebenden harten Hülle und den weichen Häutchen befreien, um nur lose Bohnen zu versenden. Die Einrichtung ist auf den verschiedenen Pflanzungen so ziemlich dieselbe, auf Kwamkorro (Prinz-Albrecht-Pflanzung) nur bedeutend größer; sicher ist, daß in bezug auf Aufbereitung der Technik Genüge geleistet wird.

Große Schwierigkeiten macht die Arbeiterfrage. Die Pflanzler können nicht umhin, da die Bevölkerung Usambaras sehr dünn ist, Leute in Unyamwesi anwerben zu lassen. Der Werber, der für Derema arbeitet, hat seinen Sitz in Tabora, und Griechen gehen ihm zur Hand. Die Verträge mit den Leuten werden bei dem dortigen Bezirksamt eingetragen und lauten auf 180 Tage wirklicher Arbeitsleistung, was die Leute, wie mir von vertrauenswürdiger Seite versichert wurde, auch sehr wohl begreifen. Wenn sie dann, wie sie es immer tun, einige Ruhetage in der Woche halten und dadurch länger im Arbeitsverhältnis bleiben müssen, so ist das ihr freier Wille. Der Pflanzler sucht sie zu fortlaufender Tätigkeit anzuhalten, da er ein Interesse daran hat, daß eine zusammen angeworbene Schar auch mit einem Male entlassen wird.

Der Tagelohn ist mit 40 Heller (53 Pfg.) ziemlich hoch, die Leute beköstigen sich jedoch selbst, die Wanyamwesi, die auf ihre herkömmlichen Gerichte halten, indem sie sozusagen kleine Messen bilden und einen der ihrigen mit der Küche betrauen. Fleisch ist reichlich vorhanden, da Derema einen starken Viehstand besitzt und sogar die Milch nach Umani liefert; es wird zwei- oder dreimal in der Woche geschlachtet. Es findet zwar nur einmal wöchentlich, Sonntags,

Markt statt, dafür können die Leute auf den vier Stationen, in die das Unternehmen eingeteilt ist, in je einer Duka (Indierladen) Lebensmittel zu Preisen kaufen, die die Betriebsleitung festgesetzt hat, und die die Leute sehr gut kennen. Es ist nicht richtig, daß die Leute, wie gerade von Derema behauptet wurde, nach getaner Arbeit drei und vier Stunden weit laufen müßten, um sich Nahrung zu kaufen, die dann noch zubereitet werden müsse. In dem Tal bauen in humusreichem Rieselboden die Eingeseffenen soviel Knollenfrüchte, daß sie davon an andere abgeben können. Wenn dann noch behauptet wird, die Pflanze ließen ihre Leute nach hartem und mühseligem Tagewerk stundenlang umherschweifen, um sich Nahrung zu suchen, so kann dem entgegengehalten werden, daß fast alle Arbeit auf Derema im Afford geleistet wird, daß die Leute, wenn sie wollen, schon um 11 oder  $\frac{1}{2}$  12 Uhr mit der Arbeit fertig sind, und daß die Läden, in denen nur einer für seine Gruppe zu kaufen braucht, nicht mehr als anderthalb Stunden von der Zentrale, bei den Wohnstätten, liegen. Der sonntägliche Markt ist ihnen Bedürfnis, eine Gelegenheit zur Unterhaltung mit Bekannten und zum Spiel, das bis tief in die Nacht getrieben wird, so daß Montags immer viele bei der Arbeit fehlen. Die Wohnstätten sind Hütten aus Brettern mit Wellblechdach und besser als Strohhütten, wie sie die Eingeborenen überall haben; daß die Bewohner keine Luft haben wollen und jede Öffnung sorgfältig verstopfen, kann man ihnen nicht verwehren. Die Behandlung der Arbeiter auf den Pflanzungen ist allgemein gut. Dafür spricht folgende Stelle in dem amtlichen Jahresbericht der Regierung:

„Es darf nicht verkannt werden, daß schlechte Behandlung der Arbeiter zu den Seltenheiten gehört und etwaige Übergriffe und Mißhandlungen gewöhnlich von jüngern, vor kurzem nach Afrika gekommenen Angestellten, nicht von der Pflanzungsleitung, ausgehen. Meistens bemühen sich die Pflanzungsleiter, die Schuldigen in solchen Fällen der verdienten Strafe zuzuführen. Die Beobachtung, daß eine Pflanzung von Arbeitern geradezu überlaufen, während eine andere in allernächster Nähe gemieden wurde, hat die Pflanze die Wichtigkeit der guten Behandlung der Arbeiter erkennen lassen, und es kann mit Befriedigung festgestellt werden, daß nach dieser Erkenntnis immer mehr gehandelt wird.“

Die Lust, beim Europäer zu arbeiten, nimmt bei vielen Stämmen zu. Durch die Arbeit auf den Pflanzungen ist solchen kriegerischen Stämmen, wie den Wabehe, welche die Arbeit lediglich als Sache

der Frauen betrachteten, klar geworden, daß sie doch nicht unehrenhaft ist. Dies ging bei den Wahebe so gut vonstatten, weil sie an eine starke Disziplin gewöhnt sind. In dem Arbeitsverhältnis, so führte mir Herr Feilke, der Verwalter der Prinz-Albrecht-Pflanzung aus, macht die Geldfrage Schwierigkeiten wegen der völligen Unfähigkeit der Leute, zu rechnen. Vom Indier lassen sie sich beim Erstreben europäischer Kleidungsstücke übertölpeln, in Maß und Gewicht werden sie betrogen. Dagegen sind sie bei der monatlichen Lohnabrechnung, wo es sich bei dem häufigen Feiern oft um halbe Tage, mithin um Heller, handelt, schwer zu behandeln, weil sie noch in der alten Münze, nach Pefas (64 auf eine Rupie) rechnen und fürchten, vom Europäer übervorteilt zu werden. Viel Geduld ist auch in andern Dingen notwendig, und es mag zutreffen, daß die militärisch geschulten Deutschen, wenigstens in der ersten Zeit, viel zu barsch für den Negerverstand auftreten. Der Pflanzungsleiter muß sich mit seinen Leuten auf stundenlange Schauris einlassen. Alle möglichen Dinge kommen da zur Sprache: Händel und Diebstähle der Leute untereinander, Ehebruch, Schläge zwischen Ehegatten und dergleichen, und wenn es dann zu kurz abgeht, sind die Leute mit der Entscheidung nicht zufrieden.

Übrigens herrscht nicht in allen Dingen Einstimmigkeit zwischen den Pflanzern über die Einzelheiten in der Behandlung der Leute. Daß der Neger unnötige Härte sehr empfindet, sich aber einer verdienten Strafe unterwirft, darüber sind alle einig. Nicht aber über die Notwendigkeit des Indiers auf den Pflanzungen. Man weiß darauf hin, daß er sich die Ersparnisse der Arbeiter anvertrauen läßt, obschon diese sie den Kommunalsparkassen übergeben könnten, und daß, wenn der Neger, der natürlich keine Quittung hat, sein Guthaben fordert, der Indier die Schuld ableugnet. Allein während in Berlin Aufsichtsratsmitglieder von Pflanzungen gegen die Indier donnern, findet die Pflanzungsleitung draußen, daß sie ohne diese nicht auskommen kann und setzt sie auf den Betriebsstätten an. Ferner sind die erfahrensten Männer im Norden über den Nutzen und Schaden der Märkte geteilter Ansicht: die einen behaupten, daß die Leute immer noch zu weit laufen müssen, um sich Nahrung zu holen, und richten eigene Konsumanstalten ohne Indier ein; das tut die Eisenbahnbaugesellschaft; die Pflanzler im Gebirgslande halten das jetzige System für erprobt und behaupten, daß der Eingeborne ohne den Markt nicht leben kann. Wer mag da entscheiden? Überlassen wir es der weiteren Erfahrung.

Von Kwamforro führt der Weg nach der Eisenbahn zuerst eine Weile an einem Gießbach hinauf durch üppigen Urwald. Dieser verändert allmählich seinen Charakter; er wird in dem Maße, wie wir an den Rand des Gebirges gelangen und die Luft freier wird, rauher und struppiger. Der Weg führt über ein Gesimse im Halbrund um ein jäh abfallendes Tal, während die ersten Ausblicke auf die Steppe sich bieten. Dann wird das breite Luengeratal sichtbar, das die beiden usambarischen Gebirgsstücke von einander trennt. Am Fuß der westusambarischen Berge eine Pflanzung, eine andere unmittelbar an der Bahn. Weithin zieht sich die Steppe, deren Eintönigkeit durch einige Bergkegel im Vordergrunde unterbrochen wird. Dann verschindet all dies wieder, dieweil wir einen steilen, steinigem Weg hinabpoltern. Am Fuß des Gebirges wieder ein Sägewerk, in dem Mwule zu Brettern geschnitten wird; es ist mit einer gut stehenden Kautschukpflanzung verbunden. Ein Weg mit zwei Baumalleen führt zur Station Mnjussi, und spät am Nachmittag bringt uns der Zug nach Mombo.

Bevor ich zu den großen land- und forstwirtschaftlichen Betrieben übergehe, welche die Eigenart des durchaus als Besiedlungsland zu bezeichnenden Westusambaras bilden, sei die Gegend selbst in großen Strichen geschildert.

An einem Morgen zu früher Stunde brach ich zu Fuß von dem sandigen Mombo, damals Endpunkt der Nordbahn, nach Wilhelmstal auf. Vor mir zog eine Trägerkarawane, die ich bald einholte. Die Leute, die mittels Halsbändern aneinandergekettet waren, trugen kleine Kisten auf dem Kopf. Ein Polizeiwachtmeister mit einigen Askari führte den Transport. Es war die übliche Geldsendung für das Bezirksamt und die Forstverwaltung. Sie hatte einen Wert von 70 000 Rp., also über 90 000 Mk., und bestand zum großen Teil in Münzen von einem ganzen und einem halben Heller. Hier handelte es sich um einen Transport von nur wenigen Stunden, oft aber müssen, wo noch keine Eisenbahn hinführt, die Heller wochenlang landein getragen werden, und dabei geht ein gut Teil des Prägegewinns drauf, ja, häufig fließt das Geld in die küstennahen Striche zurück, wenn mit oder ohne Schuld der Eingeborenen in einer fernen Gegend Lebensmittel mangeln. In Westusambara ist ein solcher Mangel nicht zu befürchten, nicht weil die Eingeborenen fleißig sind, sondern weil die Europäer der Not vorbeugen. Doch in Mombo selbst wurde auf dem Markt ein Kolben Mais mit 3 Heller = 4 Pfg. bezahlt.

Eine gute Fahrstraße nach Wilhelmstal, 36 km, ist jetzt ungefähr vollendet. Darüber hinaus führen, zum großen Teil von der Forstverwaltung angelegt, nach Neu-Hornow und durch das Hochtal im Schummewald weitere Strecken Straße oder Weg, mit der von Mombo-Wilhelmstal 80 km, wozu noch die vom Kwaisattel hinter Wilhelmstal nach den Farmen und Missionen zum Teil als unbeschottete, aber sehr brauchbare Straßen von den Farmern jüngst instand gesetzte Verbindungen kommen. Das Hochland ist somit schon gut mit Verkehrsanlagen bedacht. Ich nahm jedoch nicht die neue Fahrstraße, sondern streckenweise die alte, meist aber schnitt ich auf steilem Pfade ab. Die Landschaft ist durchaus buschig, allein in geschützten Lagen und in den Tälern ist der Pflanzenwuchs ungemein üppig. Hier und da in lachendem Grün einige Eingeborenenkulturen auf der Talsohle.

Plötzlich führt der Pfad ganz steil und gerade aus. Es ist die sogenannte Himmelsleiter, die der Kundige nur mit der „Seildroschke“ nimmt. Ich war nicht benachrichtigt und hatte mich nicht vorgeesehen, begnügte mich daher, wenn es zu hart ankam, mit der Hilfeleistung von Leuten, die mir die Hand reichten. Bei der Seildroschke seilt man sich um den Körper, so daß man von je zwei Leuten auf jeder Seite gezogen wird. Die Himmelsleiter war bald überwunden und hinter mir lag das schon bekannte, aber immer fesselnde Bild der Steppe mit den einsamen Regeln. Dann ging es hinunter an einen Wasserfall zu kurzer Rast unter Baumriesen, wo die neue Straße wieder erschien. Von da war die Wanderung nach Wilhelmstal gemächlich. Unterwegs kam ich an einem Gute vorbei, auf dem mir besonders der prächtige Stand des Hafers auffiel. Ein anderes Unternehmen, freilich bergmännischer Art, wird sich wohl bald gerade am Fuß der Himmelsleiter aufstun. Dort hat Herr J. Höfinghoff aus Haspe Glimmerfelder belegt und die ersten Proben sind als Isoliermaterial für die elektrische Industrie günstig beurteilt worden.

Wilhelmstal ist einer der vielen Orte in West-Ufambara, wo ich gern nach der bekannten Formel: three acres and a cow in ländlicher Einfachheit meine alten Tage verbringen möchte. Auf einer Höhe von etwa 1450 m über Meeresspiegel, schon nahezu 1000 m über dem nahen Mombo, liegt ein schmaler, von Berghängen nach allen Seiten eingefasster Kessel. Auf der ebenen Sohle führt eine Allee nach dem am Ende des Ortes im schmalen Bogen des Ovals gelegenen Bezirksamt, das sich aus einer hübschen Gartenanlage er-

hebt. Es ist eine sehr geschäftige Stätte, denn der Bezirk hat eine weiße Bevölkerung von 350 Köpfen. Auf dem langen Hange rechts steht, geschmackvoll gebaut, die Wohnung des Forstbeamten. Gleich beim Betreten des Ortes nahm ich Quartier in einem gut gebauten Gasthof, in dessen Hauptraum am Abend ein Reissigfeuer für nötig gehalten wurde. An der Allee ziehen sich allerlei kleine Gebäude, Indierläden, ein besserer Laden eines griechischen Pflanzers mit einer kleinen Wirtschaft, wo abends bei guten Getränken die Spitzen des Bezirks Plauderstunde halten. Da außer mir noch andere Besucher da waren, entspann sich bei unserm Erscheinen eine lebhaftere Unterhaltung, bei der wir nicht weniger an europäischen Neuigkeiten gaben als an afrikanischen nahmen. An den Hängen entstehen allmählich Forstanlagen von Eukalyptus und Gerberakazien. Rund um den Ort nach dem Innern des Gebirgsstockes zu liegen Täler mit europäischen Farmen. Ganz oben auf der Höhe links, wo man in das breite Tal von Irente blickt, liegt ein Eingeborenendorf. Wie leben die Leute bei ihrer mangelhaften Bekleidung in dieser kalten Luft? Von kleinen Bergbananen umgeben, liegen in geschützter Umgebung die runden, mit einem Vorbau versehenen Hütten. Drinnen ist nach afrikanischem Brauch auf dem Boden von Stampferde der Herd; von dem Raume nur durch einen Verschlag getrennt ist der duftende Ziegenstall. In dem obern Geschos ist der Mais aufgespeichert. Es ließe sich drinnen gut aushalten, wenn der Rauch nicht wäre; Menschen und Ziegen sind jedoch daran gewöhnt.

In Westusambara wie am Pare und am Kilimandscharo vernahm ich die bekannten Klagen über die Untätigkeit der Eingeborenen. Immer herrscht bei ihnen Mangel an Nahrungsmitteln, weil die Leute nicht genug anbauen. Das hat für die immer zahlreicher werdenden Betriebe der Weißen das Gute, daß sie Arbeiter erhalten, wozu auch die Einrichtung der Arbeitskarten in dem Bezirk beiträgt, durch die die Leute ausweisen müssen, daß sie in drei Monaten dreißig Tage Lohnarbeit geleistet haben. Diese Regelung hat leider nicht den Beifall der Regierung gefunden und zum Austritt ihres Urhebers, des Bezirksamtmanns v. N o s t i z, aus dem Kolonialdienst geführt. Sie hat zwar einige Mängel, die der amtliche Jahresbericht auch hervorhebt, bewährt sich aber trotzdem. Ein fernerer Vorteil der Trägheit der Eingeborenen ist, daß sie genötigt sind, bei den Europäern Lebensmittel zu kaufen; so setzte ein Ansiedler in vier Wochen für über 1000 Rupien, also 1300—1400 Mk., Mais an sie ab. Ein Nachteil jedoch liegt in der Betriebsweise der Ein-

geborenen, die man als fliegend bezeichnen kann: sie bauen ein Feld höchstens zweimal an, dann verlegen sie ihre Kulturen anderswohin. Während der Trockenzeit nun verderben die humösen Stoffe schnell, und da, wenn ein Feld gerodet wird, die Asche von dem niedergebrannten Buschwerk den Dung abgeben muß, so verkarstet der Boden allmählich, und die Forstkultur wird dringend nötig. Auf den Höhen um Wilhelmstal stand früher geschlossener Wald; wenn Ländereien für den Forstbetrieb hergerichtet werden, stößt man ganz oben auf den Rämmen auf Topfscherben, ein Beweis, daß Eingeborene dort gelebt haben. Eine solche Vergeudung, von der auch aus andern Teilen des Landes zahlreiche Beispiele beigebracht werden können, hält selbst die afrikanische Erde nicht aus.

Nun gibt es in Westusambara zahlreiche Täler und Hänge, wo europäische Ansiedler sich ein Gut von der Größe eines mittlern Bauerngutes einrichten könnten, allein mehr als die Hälfte des guten Landes ist in den Händen der Eingeborenen, denen die Regierung das Vierfache der von ihnen bebauten — beanspruchten wäre richtiger — Fläche lassen will. Hier gerät also eine wohlgemeinte Eingeborenenpolitik in Konflikt mit der Förderung der europäischen Besiedlung nicht nur, sondern auch, um mit Herrn Roosevelt zu reden, mit der Erhaltung der natürlichen Bodenschätze. Der Ausgleich zwischen diesen höhern Interessen und denen der Eingeborenen muß noch gefunden werden. Wenn die Mißwirtschaft mit den fliegenden Kulturen aufhört, dann sind, so behaupten gewiegte Kenner, die Leute genötigt, zum intensiven Ackerbau überzugehen und für Bewässerung und Düngung zu sorgen. Im Norden des Gebirgsstocks, im Scheletal, treiben die Eingeborenen etwas mehr Ackerbau als sonstwo; im vergangenen Jahre indes herrschte Trockenheit, und der Mais blühte schon 20 cm über der Erdoberfläche. Die Eingeborenen, so wurde mir versichert, sehen den Nutzen der deutschen Herrschaft ein und erklären, daß sie wie Götter lebten im Vergleich zu der Araberzeit. Doch es gibt auch Unzufriedene. Ein Zauberer, der von dem britischen Gebiet herübergekommen war, ging vor einigen Monaten in der Gegend um und verkaufte den Leuten Medizin, die, so versicherte er, sie gegen jede Gefahr feien sollte. Junges Volk ging vielfach auf den Schwindel ein, und die Jumben (Schulzen) wagten kaum, dem Manne nachdrücklich entgegenzutreten. Darum wurde der Feldwebel von Wilhelmstal mit einer Abteilung Askari ausgesandt, um den Aufwiegler zu fangen. Nebenbei bemerkt,

hat der ganze Bezirk mit 50 000 Einwohnern nur fünfzig Mann Polizeitruppe.

Eines Morgens kletterte ich mit meinem Reisegefährten über den linken Höhenkamm nach Irente. Unterwegs gesellte sich ein Sanitätsunteroffizier zu uns; wie sich bald ergab, hatte er in meinem Begleiter seinen frühern Brigadefeldkommandeur vor sich. Er erzählte uns, daß er sich im Lande ansiedeln wolle, wie so manche Angehörige der Schutztruppe, die durch ihre praktische Erfahrung und ihre Kenntnis von Land und Leuten dazu besonders geeignet sind; es gibt ihrer schon so viele, Offiziere darunter, daß man derselben Entwicklung wie in Südwest entgegensehen kann. Was da vor uns lag, lud zur Besiedlung ein: ein Ackergut in großem Stile, das ein Ansiedler gegen Ende 1907 von der Trappistenmission für den beträchtlichen Preis von 50 000 Mk. erworben hat, und das er jetzt eifrig durch Roden, Brennen und Pflügen bedeutend erweitert. Die Trappisten haben sich nach Natal zurückgezogen, weil sie in der Gegend gar keine Missionserfolge hatten, was nicht verhindert, daß andere Missionare, protestantische wie katholische, in dem luftigen Hochlande Gemüsebau treiben. Auf dem Wege zum Gutshofe kamen wir an schöntragenden Kaffeefeldern vorbei. Ich kann nur bestätigen, daß in Westusambara die Gelegenheit für den Kaffeebau günstiger ist als in dem östlichen Gebirgsstock. Die Bäume brauchen nicht zurückgeschnitten zu werden, auf den kleinen Anlagen, die nur einen Teil einer Mischwirtschaft bilden, aus der Dünger gewonnen werden kann, lassen sie sich besser pflegen als in großen Beständen, und auch die Ernte ist von höherer Qualität.

Weiter kamen wir an der Kapelle vorbei, neben der sich ein urtümlicher Glockenturm erhebt; die Bedachung ist aus Palmstroh, das von weither beschafft wurde und sich hier so teuer stellt wie Wellblech. Auf dem Hofe, wo unser genügsamer und unbeweibter Großbauer sich eine bescheidene Mönchzelle als Wohnung ausgesucht hat, augesichts der gut ausgestatteten Betriebsgebäude, der Ställe und des Talgrundes plaudern wir mit ihm. Er ist sehr zufrieden mit der Entwicklung des Besitztums und erklärt: Man hat's halt hier besser denn als einfacher Bauer zu Haus. Vorläufig geht die ganze Produktion nach Wilhelmstal, von wo gerade Kettengefangene herüberkamen, um Lebensmittel zu holen. Während sie abgefertigt werden, bewundern wir einen Baumgarten mit schwer beladenen Pfirsichbäumen. Da hören wir zu unserm Bedauern, daß der Besitzer für

die kostbaren Früchte keine andere Verwendung hat, als seine Schweine damit zu füttern.

Anderer Landwirte, auch Missionen, wissen ihre Produkte an die geeigneten Abnehmer im Tieflande bis nach Tanga und auf die Dampfer zu bringen; auf der Heimreise genossen wir häufig Artischocken, die in Usambura gewachsen waren. Auf der Reise von Wilhelmstal nach der vieigenannten Domäne Kwai trafen wir jeden Augenblick Träger, die jegliches Gemüse, Kartoffeln und Zwiebeln, in Lattenkisten wohl verpackt, den weiten Weg hinab nach Mombasa brachten. Bis nach Darüsselam gehen die Sendungen, wenn die Bahnverbindungen günstig liegen, und man zahlt gern einen hohen Preis für einen schweren Kopf Rottkohl. Als Zubereitung empfehle ich für draußen, ihn mit einem starken Einschnitt von Breitlauch, der in Afrika viel würziger ist als in Europa, abzudünsten und zwei oder drei Gläser Madeira in die Wallung zu gießen. Von der Dauerwurst aus Kwai schneide man ein Pfund in dicke Scheiben hinein und lasse mitkochen. Doch von den Leistungen Kwais soll bald die Rede sein.

Hier sei auf die schon weit gediehenen Versuche der Griechen vom Kilimandscharo im T a b a k b a u hingewiesen. Vor einigen Monaten ist mir von Herrn M. E. L a g h o s in Riboscho eine kleine Probe Tabak zugegangen, der, aus türkischer Saat, Ende Juli 1908 ausgesät, Ende November gesammelt wurde. Die Firma A. Constantin in Hannover war so freundlich, Zigaretten daraus zu verarbeiten. Sie fand den Tabak „wild im Geschmack, mit unangenehmem Aroma“, und bemerkte, daß auch die Blattadern zu stark entwickelt seien, so daß dies allein schon eine Verwendung des Tabaks für die Zigarettenfabrikation ausschließe. Nach meinen Erfahrungen mit Tabak aus überseeischen Ländern verspricht die Probe, wenn von demselben Tabak auf demselben Boden weitergebaut wird, ein milderes Kraut sowie weniger starke Blattrippen. So wie er nach der ersten Ernte sich in der Zigarette bot, würde er dem Geschmack nach in andern Ländern, wo man ein stärkeres Kraut liebt als in Deutschland, schon genommen werden. Es darf in den ostafrikanischen Hochländern aber nicht bei Versuchen mit orientalischem Tabak bleiben. Vielmehr sind Versuche auf größern Flächen mit Zigarrentabak angezeigt, da nach den Proben, die ich drüben würdigen konnte, aus javanischer und amerikanischer Saat ein hierfür geeignetes Produkt zu erwarten ist, ähnlich dem von Südwestafrika. Notwendig ist die Belehrung der Pflanzler, die jetzt in letzterer Kolonie geschieht, im Anbau wie in

der Aufbereitung, vor allem aber über die Maschinen, über die in Ostafrika niemand etwas weiß.

Auf einem Tragsessel, lebhaft geschaukelt, begann ich die Reise von Wilhelmstal nach Kwai. Die schöne, gut planierte Straße führt hinter dem Bezirksamt in zwei Stunden nach dem Mangambasattel. Von der Höhe genoß ich nochmals den Anblick der weiten Steppe. In dem ersten Tal zur Rechten lag ein Gut, dessen beide Besitzer ein gutes Fortkommen finden. Von dem Sattel führen mehrere Wege nach den benachbarten Gütern, dem Schummewald und Kwai. Vor mir, von bewaldeten Höhen eingefast, ein Tal mit üppigem Wiesengrund. Auf dem Weg, der gerade durch die letzten Sprengungen fertiggestellt wurde, harrte meiner und meiner Reisegefährten der Besitzer von Kwai, Herr Illich, mit Pferden, die ein ehemaliger Kavallerist des Sultans von Sansibar, noch in seiner alten Rhafi-Uniform mit der eigentümlichen indischen Reithose — in den Schenkeln gebauscht, in den Waden und bis zu den Knöcheln enganliegend — führte.

Längere Zeit ritten wir durch den Hochwald und freuten uns der reichen Bestände, wenngleich die Stämme, die über und über mit Bartflechten behangen waren — das Kennzeichen Westusambaras —, hier nicht so schön gerade wachsen wie einige Stunden weiter im großen Schummewalde. Dann kamen wir an einen Wasserfall und ein Tal im Freien, wo ein Ansiedler eine blühende Wirtschaft mit einträglichem Gemüsebau führt; eine Sägemühle war in voller Tätigkeit. Auf den Höhen, die wir dann umritten, konnten wir die schädliche Wirkung der Endwattung wahrnehmen; der Graswuchs auf den Hängen, wo die Rinder von Kwai weideten, war, zumal das Jahr im Hochlande trocken gewesen, ziemlich dürftig. Breite Ackerflächen, namentlich auf der Sohle des Tales, an dessen Ende sich der Gutshof versteckt, waren vorwiegend mit Mais bestellt. Weizen gedeiht zwar auch recht gut, indes verzichtet Herr Illich auf dessen weitem Anbau, weil Scharen munterer kleiner Vögel, kaum halb so groß wie Spazzen, die Saat aufzufressen pflegen. Im Britischen hilft man sich dagegen, indem man zuerst ein wenig vergifteten Weizen über die Felder streut und dann erst richtig ausst, das Verfahren hat sich bewährt. Der Hafer stand vorzüglich, ebenso der Floridaklee. Ein eingeborener Knecht führte ganz geschickt einen mit Ochsen bespannten Pflug.

Kwai ist in erster Linie Viehzuchtstation. Nach dem Pachtvertrag mußten auf dem Gut Pferde gezüchtet werden. Es sind jedoch nur einige Tiere vorhanden, weil die Zucht solange nicht ein-

träglich wird, bis sie auf die Weide geschickt werden können, was gegenwärtig ohne Gefahr von Ansteckungskrankheiten nicht möglich ist. Erst meilenweite Einfriedigungen werden dies gestatten. Da haben wir gleich den wunden Punkt in der Viehzucht Deutsch-Ostafrikas, die sich im großen ganzen noch nicht mit der des britischen Nachbargebietes messen kann. Dort gibt die Verwaltung den Ansiedlern, die ihre Liegenschaften einhegen wollen, den Stacheldraht zu sehr günstigen Zahlungsbedingungen ab; die Ausgabe für diesen Zweck wird aus einem Reichszuschuß gedeckt, und das Netz der Gehege ist schon verhältnismäßig dicht. Da erkennen wir die historische Neigung des Briten für die Einhegungen, die jeder kennt, der einmal durch die von Hecken und Schranken überzogene englische Landschaft gereist ist. Es ist wohl nicht zu erwarten, daß man sich auf deutschem Boden für eine volle oder auch nur namhaft teilweise Ersetzung der Einfriedigungskosten entschließen wird, auch wenn nach Aufhören des Reichszuschusses die Kolonie ihre innern Angelegenheiten selbst ordnet. Es liegt aber im öffentlichen Interesse, die Viehzucht in den Hoch- und Steppenländern durch Einhegungen sicherzustellen, so daß nicht durchgetriebenes Vieh Krankheiten in eine gesunde Herde bringt, und die Regierung täte wohl daran, den Käufern von Kronland die Einhegung vorzuschreiben und ihnen dafür eine Prämie in Form eines Nachlasses an der Pacht- und Kaufsumme zu bewilligen.

Kwai selbst hatte trotz seiner günstigen Lage erst vor wenigen Jahren fast seinen ganzen Bestand an Rindern eingebüßt. Jetzt ist das Verlorene eingeholt, und in dem langen Rinderstall fand ich im Oktober 216 Stück in guter Verfassung. Das kleine einheimische Buckelrind muß den Grundstock der Herde abgeben. Es wird mit europäischen Bullen gekreuzt und nimmt sehr bald die Eigenschaften als Milch- und Fleischspender an, die der Züchter erstreben muß. Schon das erste Kreuzungsprodukt hat nur einen ganz kleinen Höcker, der sich bei den folgenden Kreuzungen verliert; es ist stärker; die Mühe verlieren die angeerbte Gewohnheit, daß sie sich nur melken lassen, wenn das Kalb daneben steht; der Milchertrag steigt von der landesüblichen Menge von drei bis vier bis auf elf Liter täglich in der dritten Generation; die Kreuzungsprodukte nehmen die Färbung des Vätertieres an. Zuerst wurde ein Holländerbulle, ein stattliches Tier, dem die Übersiedelung nach Afrika gut bekommen ist, benutzt. Es ergab sich jedoch, daß die Holländerzucht, die Ansprüche an eine fette Weide stellt, nicht die richtige für die gebirgige Gegend war. Deshalb wurden zwei Frankensullen eingeführt. Eine Molkerei mit

Zentrifuge, vortrefflich gehalten, liefert gute Butter, die in mechanisch verlöteten Dosen nach dem Tiefland und der Küste geht.

Die ostafrikanischen Hochländer bieten für die Rinderzucht weit günstigere Bedingungen als die südafrikanischen. In jenen rechnet man nur mit drei Monaten Trockenheit, in diesem hingegen mit sechs. Das äquatoriale Afrika hat im Gegensatz zu dem südlichen Erdraum keinen Winter, und statt einer, wie dieses, zwei Regenzeiten. Somit ist das ganze Jahr durch frische Weide vorhanden, und die Butterproduktion kommt nicht ins Stocken. Die Wirtschaft ist in der Lage, Rinder zu Zuchtzwecken abzugeben; es kann jedoch nicht ausbleiben, daß auf einem Transport bis Moschi oder gar Tabora die meisten Tiere in den Niederungen den Beckenstichen zum Opfer fallen.

Das vergangene Jahr war, wie schon bemerkt, in den nördlichen Gebirgsgegenden übermäßig trocken. Dadurch wurde die Mästung der Schweine, wenn nicht beeinträchtigt, so doch zurückgehalten. Das Gut muß für seine paar hundert Schweine noch Mais von auswärts beikaufen; während aber in gewöhnlichen Jahren der Preis 3 Rp. oder 4 Mk. für den Zentner beträgt, war er auf das Doppelte gestiegen, und der Pächter hielt mit der Mästung an, bis auf seinen Feldern die später fallende Ernte beendet war. Dann konnte ein fröhliches Mästen, Schlachten, Räuchern und Wurstmachen beginnen. Zur Züchtung sind Stämme von fränkischen und Berkshire-schweinen eingeführt worden. Ein deutscher Schlachter ist auf dem Hof fest angestellt, die Maschinen für die Wurstbereitung wie alle anderen Einrichtungen für die Fleischverwertung sind bestens gehalten. Rauchfleisch und Wurst sind so begehrt, daß bei meiner Anwesenheit das Gut ganz ausverkauft war. Es muß Dauerverware sein, die in dem oft feuchten Klima der Niederung nicht verdirbt, doch es fehlt nicht an würzigem Reifig, und der Geschmack ist wenigstens so gut wie der von Ware, die mit Wacholder wie in Westfalen oder mit Ginster wie in der Südeifel geräuchert ist, ganz zu schweigen von den Ergebnissen der greulichen Holzessigräucherung. Jedenfalls hat die Domäne den Beweis erbracht, daß Viehzucht im großen im westusambarischen Hochlande möglich und einträglich ist, und der Pächter hat kürzlich das Gut käuflich erworben. In Usambara gibt es noch genug Platz für andere, wenn auch kleinere Güter.

Unangenehme Stunden verbrachten wir im Illichschen Hause, in einer Gastfreundschaft, die ganz dem Stil eines vornehmern deut-

schen Bauernhauses entsprach. Der Hausherr, ein alter Mitkämpfer Wissmanns, erzählte in schnurriger Weise aus den schweren Kinderjahren, und die gemütliche und rührige süddeutsche Hausfrau pflegte ihre Gäste mit freundlicher Sorge und Umsicht. Die frische Kost aus Stall und Garten, der Schweinebraten und die Artischocken mit Rahmsauce fanden dankbare Würdigung. Im Garten bewunderten wir den Stand des europäischen Gemüses und Obstes, besonders der Garten- und Walderdbeeren. Letztere wuchsen so üppig, daß wir sie mit den Fingern abstreifen konnten, und waren wenigstens so würzig wie in ihrer fernen Heimat. Der Obstreichthum aber eröffnet nahe Aussichten für eine kleine Einmachindustrie, die im Lande selbst guten Absatz fände im Wettbewerb gegen die englischen Produkte, deren man bald überdrüssig wird, und die nach glaubwürdiger englischer sozialpolitischer Kritik unter bedenklich unhygienischen Verhältnissen zubereitet werden.

Deutsch-Ostafrika ist von Natur ein waldreiches Land, nicht aber in Wirklichkeit. Man schätzt seine natürliche Waldfläche auf ein Viertel des Gebietes. Allein der Wald ist vielfach infolge der Raubwirtschaft der Eingeborenen verschwunden, und Busch ist an seine Stelle getreten. Die Verwaltung findet sich daher vor einer doppelten Aufgabe. Sie soll durch Errichtung von Waldreservaten der Verwüstung Einhalt gebieten und durch Anlage von Forstkulturen die Bestände wieder auf das natürliche Verhältnis bringen, damit die schädlichen Einflüsse der planlosen Rodungen auf das Klima aufhören. Sodann soll sie die Nutzung der eigenen und der Bestände der Privaten in die richtigen Bahnen lenken. Dieser Tätigkeit, die auch in Britisch-Indien vor Jahren von deutschen Forstleuten eingeleitet wurde, widmet sich in unserer Kolonie ein Stab von drei höheren Beamten und zwölf Förstern, die auf mehrere Forstbezirke verteilt sind. Eine solche Gliederung, die der Verwaltung der öffentlichen Arbeiten noch fehlt, hat sich als durchaus wirksam erwiesen, und die Forstverwaltung kann sich um so sicherer weiter entwickeln, als sie schon jetzt ihre Ausgaben aus den Erträgen ihrer Zwischenkulturen und ihrer Holzschläge deckt. Deshalb wird auch der Umfang der Reservate beständig vermehrt; die Flächen betragen schon an 300000 ha, was indes erst  $\frac{1}{3}$  Prozent der gesamten Landesfläche ausmacht. In den Reservaten werden kahle Flächen und die Rücken der Gebirge aufgeforstet; besonderes Gewicht wird auf die Einfassung der Flüsse und namentlich der Quellen durch Baumwuchs gelegt. Eine solche planmäßige Wirt-

schaft wird mit der Zeit sicher fruchtbare Ergebnisse haben und auch dadurch, daß sie der bisherigen Zunahme der Sumpfgenden entgegenwirkt, zur Sanierung weiter Landstriche beitragen. Neben den Kulturen der Forstverwaltung gehen die des Biologisch-Landwirtschaftlichen Instituts in Umani einher.

Finanziell gut gestellt, kann die Forstverwaltung langfristige Kulturen unternehmen, denen sich der Privatmann nur selten widmen kann. Ihr Hauptgeschäft ist gegenwärtig der Mangrovenschlag am Rufidjidelta, den sie durch zwei Stationen betreibt und dem sie eine Reineinnahme von 30 000 Mk. verdankt. Das Holz wird fortlaufend auf den drei Regierungsdampfern zur Feuerung benutzt, auch die Brauerei von Schulz in Daresalam wird damit versorgt und große Mengen gehen nach Sansibar und neuerdings gar nach Indien. Mangroven werden auch von Privaten in den Küstenbezirken nicht nur des Holzes, sondern auch der Rinde wegen geschlagen, die 30—50 Prozent Gerbstoff enthält, aber, wie es scheint, nur von 35 Prozent Gehalt an ein lohnendes Produkt wird. Die Rinde hat den Nachteil, daß sie einen roten Farbstoff enthält. Es ist jedoch, wie das Kolonialwirtschaftliche Komitee feststellt, gelungen, diesem Übelstande soweit abzuwehren, daß die Verwendung von Mangrovenrinde technisch keine besondern Schwierigkeiten mehr bietet; ferner weiß man, daß Mangrovenwälder künstlich angelegt werden können, so daß ein Versiegen der Ausbeute nicht zu befürchten ist. Bestände, die 1905 angepflanzt wurden, haben sich befriedigend entwickelt. Seit Anfang 1909 hat die Firma Feuerlein u. Co., Stuttgart, mit forstlichem Personal die Mangrovennutzung im Bezirk Mohoro begonnen.

Die Forstverwaltung nun, die zum Teil vom Mangrovenbetrieb lebt, kann sich vor allem mit der Teakholzproduktion befassen. Der echte Teak- oder nach jetziger deutscher Schreibweise Tiekbaum- (Tectona) hat seine Heimat im südlichen Asien. Große Mengen dieses Holzes verbraucht die Eisenbahnverwaltung von Britisch-Ostafrika. Der Tiek oder indische Eiche gedeiht in Afrika sehr gut. Ich sah schöne Alleen des schlanken Baumes mit den großen breiten, ganzrandigen Blättern und den weißlichen oder bläulichen Rispenblüten bei Tanga, und forstmäßige Bestände auf der Station Steinbruch zeigen nach drei Jahren eine Höhe von 6—8 m. (Der amtliche Jahresbericht für Ostafrika 1907/08 enthält eine Photographie dieser Bestände.) Die Forstverwaltung hat im ganzen auf 150 ha etwa 50 000 Bäume, doch wird eine solche Anlage erst nach

sechzig Jahren voll nutzbar; kleine Nutzungen ergeben sich inzwischen durch Ausholzungen. Nach den schon erworbenen Erfahrungen ist für Ziel der geschlossene Forstbestand der Alleenkultur vorzuziehen, weil die freistehenden Stämme sich wegen der Ufthildung weniger gut entwickeln. Die Methode des Waldfeldbaues, bei dem Zwischenfrüchte: Mais, Baumwolle, Mohogo (Maniok) usw. gewonnen werden, bewährt sich, weil die Erträge die Anforstungskosten decken und die gegen Wind geschützten jungen Pflanzen dreimal so rasch nachwachsen, als wenn für sich angepflanzt. Man könnte der Forstverwaltung daher für die Zielkultur freie Hand lassen.

Von einheimischen Waldbäumen werden forstmäßig angebaut: Mangroven; ein heller Mahagoni: *Khaya senegalensis*; Mwule: *Chlorophora excelsa*, oft afrikanisches Ziel genannt; rote Zeder: *Juniperus procera*; Muavi; Mussamborawe; Kasuarinen; Kautschuk; von ausländischen: Kautschuk; Chinchona; Eisenholz; *Cassia florida*; eine Fichte: *primus insignis*; echte Zeder; *Brightia*; indische Bambusarten; Eukalyptus; Gerberakazie: Black wattle; Barbatimao: ein brasilischer Gerbstoffbaum usw. Über die Zukunft all dieser und noch mancher anderer Forstpflanzen läßt sich natürlich noch kein abschließendes Urteil abgeben. Da ist bei den Gerbstoffbäumen zu erwähnen, daß Barbatimao bis jetzt nicht recht angeht, wohl aber die Gerberakazien, deren Rinde 40 Prozent Gerbstoff enthält und von denen die Forstverwaltung allein schon über 50 000 Bäume stehen hat. Ihre Leistungen konnte ich am besten bei Wilhelmstal übersehen, wo sie die vorhandenen Waldreste als Reservat belegt hat und außer Gerberakazien und Ziel vielversprechende Bestände von Eukalyptus, Zedern, Kampfer und Chinchona (Chinin) angelegt hat.

Was die Gerberakazie angeht, so gedeiht sie besser als in Natal, von wo 1907 23700 t im Werte von 2,7 Millionen Mark ausgeführt wurden. Sie verlangt einen tiefgründigen Boden. Fachleute haben die Rinde aus Usambara sehr günstig beurteilt, und die Forstverwaltung hat kürzlich größere Mengen davon nach Europa gesandt. Der Prozentsatz an Tannin ist größer als in Natal, wo die Rinde mit 15 Mk. die Tonne weniger bewertet wird als die ostafrikanische in Tanga. Von den in Afrika gewonnenen Gerbstoffen können manche sehr wohl den Wettbewerb mit dem südamerikanischen Quebracho aufnehmen, von dem man auf die Dauer keine genügenden Zufuhren erwarten kann. Deshalb haben auch schon manche Private die Kultur von Gerberakazien auf-

genommen, die schon nach sechs Jahren eine Rindennutzung gibt. Von dem Eukalyptus ist zu berichten, daß dessen Holz sich nicht bewährt, wenn man es unter dem Boden verwendet, wohl aber als Dachsparren und dergl. Die Rinde gibt ebenfalls einen guten Gerbstoff.

Sehr erfreulich ist, daß die Kampferkulturen — 6000 Bäume auf 20 ha — der Verwaltung gelungen sind, woraufhin auch Privatleute einige hundert Hektar angepflanzt haben. Japan und Formosa haben noch das Monopol für Kampfer. Es ist zu erwarten, daß ein Fachmann oder Interessent aus Ostafrika den Preis von 3000 Mk. erzielt, den auf eine Stiftung des Herrn Oldemeyer aus Bremen hin die Kolonialgesellschaft für die erste Probe marktfähigen Kampfers aus einer deutschen Kolonie ausgeschrieben hat.

Doch auf diese wenigen Beispiele aus der vielseitigen Tätigkeit der Forstverwaltung will ich mich hier beschränken. Interessenten wissen, daß sie bei ihr Rat und Unterstützung finden. Wichtig aber wäre, daß sie mehr als bisher für die allgemeine Kenntnis und den forstmäßigen Anbau der heimischen Holzarten täte. Für die meisten gibt es nur einheimische Namen, die im Britischen anders lauten als im Deutschen, aber auch in letztem nicht gleichmäßig sind. Die Interessenten der Holznutzung, namentlich im Schummewalde, haben sich bis jetzt nur einigen wenigen Arten zuwenden können. Wie mir aber berichtet wurde, hat ein Forstmann im Schummewalde an hundert Arten bestimmt, ohne daß die Verwaltung von Daresalam dieses Ergebnis veröffentlicht hätte. Aus wissenschaftlicher Zaghaftigkeit vielleicht? Nun, bei einer solchen Leistung laufen gewiß Fehler unter. Es genügt, wenn man die bisherigen Feststellungen unter Vorbehalt allmählicher Präzisierung und Berichtigung veröffentlicht.

Ein großer Übelstand ist die häufige Versetzung der Beamten nach Ablauf eines Heimaturlaubes von einem Bezirk in einen andern. Es handelt sich um die Bestimmung von Hunderten von Baumarten in je einem Bezirk, mithin um eine Arbeit von Jahren im Zusammenwirken mit der Botanischen Zentralstelle in Dahlem. Der Reichtum der Arten erschwert auch die Nutzung, weil er an vielen Stellen die fortlaufende Gewinnung einer einzigen Holzart in marktfähigen Mengen vereitelt. Daher verweisen die Umstände sowohl auf Anpflanzungen in geschlossenen Beständen, als auch auf eine Stetigkeit im Personal: der Oberförster muß mit seinem Bezirk verwachsen. Indes sind trotz dieser Mängel die Leistungen der ost-

afrikanischen Verwaltung so wertvoll, daß wir hoffen dürfen, man läßt sie auf der von Roosevelt angeregten internationalen Konferenz über die Erhaltung der Bodenschätze zu Worte kommen. Sie hat etwas zu berichten.

An einem Vorgehen wie dem eben empfohlenen hat der Handel Interesse. Bei den für die Ausfuhr nach Europa in Betracht kommenden Hölzern, so schreibt mir die Firma *J a n s o n u. P i e l - s t i c k* in Hamburg, machen die Abnehmer Schwierigkeiten aus folgenden Gründen: die alten Hölzer sind erprobt, ihren Eigenschaften nach bekannt, während die Verwendung neuer Hölzer stets ein Wagnis bildet; staatliche Werkstätten sind besonders vorsichtig bei der Einführung eines neuen Holzes. Mit *Mkwao* (aus Usambara) hat eine Behörde gute Ergebnisse erzielt, aber zu der Feststellung mehrere Jahre gebraucht. Das Angebot macht sich die Sache seinerseits schwer, indem es wahllos einen Haufen neuer Hölzer in Mustern vorlegt, ohne selbst über die Natur der einzelnen Hölzer unterrichtet zu sein. Die Angebote, die dem öffentlichen Markte zugehen, geschehen meist von Nichtfachleuten, die meinen, man könne nach kleinen Mustern urteilen, um danach sofort Bestellungen aufzugeben.

Die Abnehmer bedürfen eingehender Angaben, um ein Urteil zu gewinnen, ob ein neues Holz verwendbar ist; sie müßten im wesentlichen über folgende Punkte unterrichtet werden: 1. ist der Wuchs schlank oder wild oder gar krüppelhaft? 2. ergibt der Baum lange und breite oder nur kurze und schmale Bretter? 3. ist Neigung zum Werfen und Reißen vorhanden? 4. ist das Holz widerstandsfähig oder schnellem Verfall ausgesetzt? 5. ist Struktur vorhanden? 6. ist das Holz weich, mittelhart oder hart? 7. wie ist die Politurfähigkeit? 8. ist Fettgehalt im Holze? 9. ist das Holz elastisch oder spröde? 10. wie ist der Preis? Solange der Abnehmer nicht über diese Punkte aufgeklärt ist, helfen ihm die schönsten Proben nichts. Vielleicht gefällt ein Holz nach dem Muster, es könnte aufgenommen werden, wenn die Ware lieferbar wäre in langen und breiten Abmessungen, es kann aber kein Aufschluß gegeben werden, wie das Holz wächst; vielleicht ist es nur ein Baum von kurzem und krüppelhaftem Wuchse oder sehr schweren Ausmessungen, kurz, man weiß nichts anzugeben, und damit ist das Interesse der Abnehmer erloschen. Das Angebot sollte mehr von fachmännischer Seite erfolgen, die allein bei der Weitschweifigkeit des überseeischen Verkehrs eine schnelle Verständigung zwischen Produzenten und Abnehmern herbeiführen

könnte. Der Schwierigkeiten blieben auch dann noch genug. Die Aussichten eines neuen Holzes sind am besten, wenn es schlank und in möglichst starken Stämmen gewachsen ist, eine schöne Struktur hat, mehr schlicht als bunt ist, sich leicht bearbeiten läßt, die Politur leicht annimmt und nicht zu teuer kommt. Denn Wagenfabriken, die Telephonbauindustrie, die Schiffswerften usw. rechnen alle mit schlanken Hölzern in guten Ausmaßen. Da wäre der Regierung, die über tüchtige Forstleute verfügt und deren bei der Erwerbstätigkeit ihres Dienstzweiges noch mehr anstellen kann, die Gelegenheit geboten, in dem angedeuteten Sinne wenigstens in der Holzfrage die fehlende Fühlung zwischen Kolonialwirtschaft und heimischer Industrie herzustellen.

Die Forstverwaltung verzichtet, da sie kein kaufmännisches Personal hat, auf die Ausbeutung der heimischen Holzarten. Der Konzession für Mangrovenschlag ist schon gedacht worden. Der Gesellschaft Südküste in Lindi ist die Nutzung der Kopalbäume überlassen, die ein sehr wertvolles Harz liefern; der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die Gewinnung von Brennholz im Bezirk Muansa für den Betrieb der englischen Dampfer auf dem Viktoria Nyansa, der Zentralafrikanischen Seengesellschaft ebenfalls die Brennholznutzung im Bezirk Bismarckburg für die Salzgewinnung. Privatwaldungen werden mehrfach ausgebeutet, so in Ostusambara durch die Sigi-Exportgesellschaft und in Umbangulu in Westusambara durch die Firma Wilkins u. Wiese, welche letztere jedoch ihren Hauptbetrieb in den fiskalischen Wäldern derselben Landschaft, im Schummewalde hat, wo ihr bis 1917: 3000 ha überlassen sind.

Mein erster Besuch galt auf dem Wege nach Umani der früheren Sigi-Gesellschaft. Die Fahrt nach ihrer Betriebsstätte habe ich in dem ersten Abschnitt dieses Teils geschildert. In den Waldungen bis zur Sägerei am Sigi wurde mehrfach Mwuleholz (*Chlorophora excelsa*) geschlagen: schwere Stämme bis zu 2 m Durchmesser und 30 m Schnittlänge, mit einem nach der Schale weißlichen, im Kern schön braunen Holz mit langgestreckten, groben Poren, weshalb es sich für die feine Tischlerei vielleicht weniger einbürgern wird, wohl aber im Schiffbau, für Tafelungen und für Eisenbahnwagen; für letztere wird es schon in den Bahnwerkstätten von Nairobi (B.-D.-A.) verwendet. Um die schweren Stämme an die Betriebsbahn zu bringen, müssen besondere Schneisen geschlagen werden; rollt aber ein Stamm von der Strecke eine Böschung hinab, so geht er ver-

loren. Der Preis für Mwule stellt sich nach den Angaben von Janſon u. Pielſtick in Hamburg auf 130–180 Mk. für das Kubikmeter. Die Nutzung beſchränkt ſich übrigens nicht auf Mwule, der Betriebsleiter konnte uns eine ganze Reihe ſchöner Holzproben zeigen. Allein die Arbeit ſtand ſtill, weil das Schwungrad gebrochen war. Das Unternehmen mußte neu finanziert werden. Es iſt eine Kolonialgeſellſchaft, ſo daß für die Kapitalerhöhung und Satzungsänderung die Zuſtimmung des Bundesrats erfordert war. Das iſt nun nach langem Warten jezt glücklich erreicht, und die Geſellſchaft läßt nun die noch vorhandene Lücke von einigen Kilometern in ihrer Gebirgsbahn durch die Bauſirma Lenz, die gerade im Tiefland an der verlängerten Usambarabahn baut, ausfüllen, ſo daß in wenigen Monaten von den Holzſchlagſtätten die Ausfuhr regelrecht beginnen kann. Durch den Ausbau der kleinen Bahnen wird Umani zugänglicher u. o die Landeskulturanſtalt kann weit erſprießlicher wirken, wenn die Reiſe dorthin erleichtert wird.

Ganz anders liegen die Dinge bei Wilkins u. Wiſe in Neu-Hornow, hart am Rande des weſtusambariſchen Gebirgsſtockes. Ich gelangte in einer Tagereife am Kwaiſattel hinter Wilhelmstal von der Illiſchen Viehfarm dorthin. Eine entzückende Waldgegend, voll hoher gerader Stämme, die mit Bartflechten über und über behangen ſind, während in den zahlreichen Einſchnitten, durch welche die Bäche rieſeln, Baumfarne ſich üppig entwickeln. Neu-Hornow liegt an einer Waldwieſe, die ſich mehrere Stunden lang in dem 1900 m über Meeresspiegel gelegenen Gelände hinzieht. An einem Nachmittag während meines dortigen Aufenthalts fuhren wir in einem kleinen Wagen, der ein ſtrammes Pferd zog, auf ſchönem ebenen Wege bis zum nächſten Forſthauſe. Ein Pferd in Oſtafrika! Dieſen Luxus habe ich nur in Kwai und Neu-Hornow genießen können. Wie ſchön ſtand auch der Hafer auf dieſer Waldwieſe, von der erſt ein kleiner Teil angebaut iſt! Und zu beiden Seiten Wald und immer Wald mit reichem Beſtande an Podocarpus, Zedern, Mwule, wilden Oliven und was ſonſt noch, im Flechtensmuck ungemain herb. Man fühlt, das muß ſo ſein in der friſchen Luft. Am Tage iſt es ſommerlich warm, nachts praffelt das Feuer im gemauerten Ofen, und früh morgens liegt ſchwerer Reif auf den Bäumen und Wieſen. In Neu-Hornow erheben ſich ſchon mehrere Häuſer aus Stein, Zement und Holz, das natürlich auf dem Fleck gewonnen iſt. Eine mit meterhohem Schotterboden hergerichtete Stätte erwartete eine Lokomotive, deren Hinaufbeför-

derung von Mombo über Wilhelmstal auf einer guten Straße von 36 km, dann aber auf einer etwa ebenso langen Strecke mit einfachen Wegen und zahllosen Senkungen nach Neu-Hornow immer schwieriger war, je näher man dem Ziele gelangte. Der Transport geschah über vorgestreckte Schienen. Nachdem auf der Drahtseilbahn von Neu-Hornow hinunter nach der Bahnstation Mtumbara die Seile fertig gespannt waren, konnte im Juni 1909 der Betrieb voll beginnen, und Wilkins u. Wiese haben den Ruhm, nach elfjährigem Bemühen in Deutsch-Ost die erste große industrielle Anlage neben dem Schloiferschen Bergwerk geschaffen zu haben.

Ihr Vertreter, Herr Deining er, weihte mich in die forstliche Seite des Geschäftes ein. Der Holzschlag geschieht natürlich ganz im Einvernehmen mit der Forstverwaltung. Eine große Schwierigkeit bietet, in Afrika mehr als sonstwo, die Lagerung: das Holz darf, wenn es verarbeitet ist, nicht reißen. Zum Glück liegt Neu-Hornow im Regenschatten, man kann immer mit einer sechsmonatigen Trockenzeit rechnen. Die Stämme werden daher, wie es in Australien geschieht, geringelt, so zwar, daß 30 cm über dem Boden ein Einschnitt rings in die Rinde und noch etwas in das Holz gemacht wird, und der Baum stirbt dann ab; wenn er nach einem halben Jahre nicht gefällt, sondern abgefägt wird, wie es die Forstverwaltung verlangt, ist er ganz trocken, während das Holz, das in der sonst üblichen Weise getrocknet wird, sich noch nach drei Jahren verzieht. Der Hauptbestand ist die sogenannte Zeder: *Juniperus procera*. Sie wächst in hohen schlanken Stämmen von 30 bis 60 cm Durchmesser, und da ihr leicht rotes Holz schön gestreift ist, käme es sehr wohl für Möbel, Vertäfelungen und Schiffbauten zu statten, zumal es alle Farben leicht annimmt. Im Wettbewerb gegen die Floridazeder eignet sich das Afstholz sehr für die Bleistiftfabrikation, weil seine Färbung gleichmäßiger ist und obschon es nicht so weich ist, daneben für Pinsel-, Bürsten- und Spielwarenfabriken. Der Preis für Stammholz stellt sich in Europa auf 10 bis 18 Mk. für 50 kg. Viel kommt im Schummewald, besonders nach Malo zu, der wilde Olivenbaum vor. Er ist nicht schön von Wuchs, sehr astig, gibt aber genug gerade Stücke für feine Möbel ab.

Neben diesen von vornherein ausfuhrfähigen Hölzern des Hochlandes ist der *Podocarpus* zu erwähnen, der sich für Balken und Bretter, sowie, da sein Holz leicht, wenn auch härter als Lannenhholz ist, auch für billigere Möbel eignen würde. Aber wie kann

eine solche Holzart oder auch gar das nirgend so schön wie im Schumme wachsende Mkulu mit dem norwegischen Holz den Wettbewerb aufnehmen, da dieses, auf Segelschiffen über Kapstadt nach Sansibar verfrachtet, dort nur 60 bis 70 Mk. oder noch weniger für das Festmeter zu stehen kommt? Hatte doch der Dampfer, auf dem ich um den Viktoria Nyansa fuhr, eine kleine Ladung skandinavischen Holzes, das in Muansa gelöscht wurde; und solches Holz geht noch auf Negerköpfen bis nach Ubidji am Tanganjikasee, einfach weil bisher keine Sägewerke in Afrika waren. Jetzt sind solche für die Seengegend an der Ugandabahn im Britischen tätig, und aus Usambara könnte ich mehrere zählen. Wahrscheinlich ist, daß Podocarpus und Mkulu den Wettbewerb bis nach Tanga bestehen werden; nach dem Innern zu dürfte ihnen der Absatz schon gesichert sein. Mkulu würde übrigens, da sehr große Stücke geschnitten werden können, sich sehr gut verarbeiten lassen; die Neigung ist gleichmäßig, das Holz, erst weiß, so lichtempfindlich, daß es in wenigen Tagen nachdunkelt. Für die Tischlerei wird sich in Neu-Hornow eine sehr günstige Gelegenheit bieten, wenn die Nordbahn nach dem Meru ausgebaut wird, wo die Ansiedler ordentliche Möbel brauchen. In Neu-Hornow werden fortlaufend zwanzig Europäer Beschäftigung finden.

Das Werk arbeitet seit acht Jahren auch im Tieflande, in Umbangulu, und was die Zeder für den Schummewald, ist dort der Mweobaum, der Hauptschlag. Er liefert in fast ganz astfreien Stämmen von 40 m Höhe mit 40 bis 100 cm Durchmesser ein dem Nußbaum ähnliches Holz, das gerade die richtige Härte für feine Tischlerzwecke hat. Es spaltet sich nicht schwer, ist feinporig, zeigt Glanz und läßt sich leicht polieren. Die leichte Färbung geht am Lichte allmählich in ein dunkles Braun über. Da es in seiner ruhigen Struktur nicht gleichmäßig gemasert ist, muß man es an verschiedenen Seiten hobeln, und dann kommt die schöne Maserung zum Vorschein. Die Verwendung für Eisenbahnwagen, im Schiffbau, für Telephonbauzwecke, für Täfelungen usw. ist daher gegeben; der Rauchsalon des Lloyd dampfers York ist ganz in Mkeo. Auch dem Mkenenebaum, von dem bekannt ist, daß sein wenig saftfreies Holz nicht reißt, wird eine Zukunft für dieselben Zwecke wie dem Mkeo vorausgesagt, während das afrikanische hellrote Mahagoni: *Khaya senegalensis* aus Ostafrika noch nicht allgemein für ganz brauchbar gehalten wird; vielleicht sind auch die richtigen Massenproben noch nicht an die begutachtenden Stellen gelangt.

Die vorhin erwähnte, von Adolph Bleichert u. Co., Leipzig-

Gohlis, angelegte Drahtseilbahn, deren Beladestation sich unmittelbar an dem Werk Neu-Hornow befindet, führt zuerst über den Gebirgskamm, dann mit einem Gefälle von 1434 m an die Eisenbahnstation Mtumbara. Wagerecht gemessen, beträgt ihre Länge 8900 m. Des sehr schwierigen Geländes wegen hat die Seilbahn zwei Winkelstationen erhalten, so daß sie sich aus drei gradlinigen Teilstrecken zusammensetzt. 88 Stützen aus Eisenkonstruktion von 30 m Höhe sind auf festem Zementmauerwerk, letzteres von Ingenieur Höfinghoff aus Haspe, erbaut. Die weitesten Spannungen von einer Stütze zur andern, über tiefe Täler, haben 800 und 940 m. Die stündliche Leistung beträgt 10 000 kg abwärts, während gleichzeitig etwa 1000 kg aufwärts befördert werden sollen. Etwa zwei Drittel des Transportes wird in Langholz und ein Drittel in kurzen Stämmen, Brettern, Risten usw. bestehen. Zum Transport der Langhölzer, die bis zu 14 m Länge und 1000 kg Gewicht haben können, dienen Doppelwagen mit je zwei Gehängen. Rechnet man im Durchschnitt für einen Doppelwagen 800 kg und für den Einzelwagen 400 kg Nutzlast, so wird die erforderliche Leistung erreicht, wenn stündlich acht Wagen jeder Art, also im ganzen sechzehn, auf die Fahrt geschickt werden. Wegen des starken Gefälles muß ein Zugseil für die beiden obern und ein zweites für die untere Strecke dienen. Unter normalen Umständen bedarf es keines äußern Antriebes, sondern die Reibungsflächen werden durch das Gewicht der niedergehenden Lasten überwunden, und auf jeder Strecke wird noch ein Kraftüberschuß von 12 PS erzeugt. Trotzdem ist wegen der erwähnten anfänglichen Steigung das Bremsvorgelege an der Beladestation mit einem Antriebsvorgelege vereinigt, das mit der Kraftstation des Werkes durch Riemen verbunden ist. Beim Anlauf können bis zu 15 PS nötig sein, während der Kraftbedarf aufhört, sobald sich genügend beladene Wagen auf der Gefällstrecke befinden. Von besonderer Wichtigkeit für den sichern Betrieb ist die Bauart des Kugelapparates, der die Seilbahnwagen mit dem Zugseil verbindet. Der hier benutzte Bleichertsche Apparat ist sorgfältig ausgedacht und bietet eine Reihe von Vorzügen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Bei einer Zugseilgeschwindigkeit von  $2\frac{1}{2}$  m in der Sekunde wird die Fahrt also etwa eine Stunde dauern. Zur Verbindung der End- und Zwischenstationen untereinander ist eine Fernsprechanlage notwendig.

Auf dem Werke Neu-Hornow wird die Betriebskraft für die Sägerei und die Antriebsvorrichtung der Drahtseilbahn von einer

57 pferdigen Dynamomaschine gewonnen, die von einer 65 pferdigen Lokomotive gespeist wird. Eine zweite Lokomotive für das Sägewerk allein soll noch in diesem Jahre hinaufgeschafft werden. Bei der bisherigen Instandsetzung des Werkes hat die Firma Wilkins und Wiese mit sieben Unternehmern gearbeitet. Es ist ihr und den Erbauern der Drahtseilbahn sehr zu wünschen, daß ihre für die wirtschaftliche Hebung der Kolonie bedeutungsvolle gemeinsame Arbeit noch in diesem Jahre Früchte trägt.

Von Bedeutung für die Kolonie wird allmählich die Bambuskultur, wozu die Anregung von Umani ausgeht. Dort sind die verschiedensten Sorten angepflanzt; es werden Stecklinge an die Pflanzungen abgegeben, die an geeigneten gut bewässerten Stellen kleine Flächen damit anbauen. Der gewöhnliche Bambus, der vielfach zu Leitern, zu Tragstühlen und im Hüttenbau benutzt wird, wächst an der Küste nicht sehr gut, wohl aber in Usambara und am Kilimandscharo. Nicht die schweren, sondern die dünnen Stäbe eignen sich für die Ausfuhr, um wie die japanischen mit der Wurzel in den Regenschirmfabriken verwendet zu werden; auch in der Gärtnerei, als „Tonkingstäbe“, werden sie benutzt. Eine Versuchsanlage von japanischem Bambus ist in Umani im Betrieb. Größere Massen von Bambusholzstoff braucht die Papierindustrie. In China wird aus diesem Stoff das beste Papier bereitet. Ein englischer Fachmann, der im Interesse der Papierindustrie Indien bereist hat, empfahl dort die Anlage von Bambusanlagen. Darauf beeilten sich die englischen Fabrikanten, junges Holz zu bestellen, anstatt gerade nur dickes und altes zu nehmen, wie es in China geschieht. Kommt es in Ostafrika zu einer namhaften Ausfuhr für die Papierindustrie, so kann es nur Halbrohstoff sein.

## Fünfter Teil.

### Die Palmeninsel Mafia.

Von Daresſalam nach dem Ruſidji. — „Verſchickte“ als Fahrgäſte. — Kümmerliche Unterkunft. — Mangrovenschlag. — Verkehr im Delta. — Schenſihunde. — Dhaufahrten zur Slavenzzeit. — Geſtaltung Maſiaſ. — Die Inſel unter den Arabern und unter deutſcher Flagge. — Europäiſche Pioniere. — Quer durch Maſia. — Das Bezirkshaus auf Eſhole. — Kulturformen im Hausbau. — In der Regierungſchule. — Die Ruinen von Rua. — Am die Eſholebucht. — Mattenflechten. — Nutzen der Kokospalme für den Neger und die europäiſche Induſtrie. — Ausſichten der Kokoskultur auf Maſia. — Mängel in der Aufbereitung. — Techniſche Fortſchritte. — Das Wuchersyſtem des Indiers. — Die Araber auf Sanſibar. — Hörigkeit und Arbeiterverhältniſſe auf Maſia. — Geſchäftsgemeinſchaft von Arabern und Europäern. — Kriminalfälle. — Eine Vergiftung. — Eine heiratsluſtige Alte. — Nach Kilindoni. — Eine Ortsgründung. — Dampfer und Dhauverkehr mit dem Süden.

Am frühen Morgen lichtete der kleine Regierungsdampfer Ruſiyi in dem Hafen von Daresſalam den Anker zur Fahrt nach der Südküſte. Auf dem Hauptdeck wimmelte es von Eingeborenen und Indiern; es waren darunter etwa 40 Frauen und einige Männer: die Angehörigen und das Gefolge einiger Häuptlinge aus Anyamweſi, die gegen die deutſche Herrſchaft gewählt hatten und daher zu mehrmonatiger Gefängniſſtrafe, in Kilwa an der Südküſte abzubüßen, verurteilt worden waren. Danach ſollten ſie mit ihrem Anhang zwangsweiſe auf Maſia angeſiedelt werden. Das iſt inzwiſchen geſchehen, und wenn ich gut unterrichtet bin, ſind weitere Verurteilte ihnen auf das kleine Eiland gefolgt. Gouverneur Frhr. v. Rechenberg verfolgt mit dieſer Verſchickung einen doppelten Zweck: er will Maſia heben und in die Wiſtſchaft der Kolonie einbeziehen; Maſia braucht aber arbeitsamere Leute als ſeine Eingeborenen, und beſſere

Arbeiter als Wanyamwesi kann es in Ostafrika nicht geben; auf der andern Seite werden durch die Anweisung eines domicilio coatto, wie die Italiener den Zwangswohnsitz nennen, Aufwiegler unschädlich gemacht, ohne daß man sie hart zu verurteilen brauchte.

Wir Europäer freilich mischten uns nicht unter die Negerei, sondern ließen höchstens deren eigene und die Rüchengerüche zu uns auf das Oberdeck dringen, eine Fläche von der Größe eines kleinen Saales, voll besetzt mit den bekannten Liegestühlen aus Bombay. Acht oder neun Weiße mußten mehrere Tage auf diesem engen Raume wohnen: der Pfarrer von Daresalam, der nach dem Süden fuhr, um ein deutsches Kind zu taufen, ein General z. D., der sich Ostafrika ansah, mehrere Pflanzer, ein holländischer Pflanzungsdirektor einer der Gesellschaften von der Südküste und ein Laienbruder von einer katholischen Mission. Das Gespräch war karg, denn die Dünung ging hoch, und in Decken eingewickelt dösten die meisten, einige seekrank. Auf einem kleinen Tisch wurden die Mahlzeiten eingenommen, zubereitet und aufgetragen von unerzogenen Negerjungen; die Verpflegung war schlampiger als alles, was ich bis dahin selbst in Britisch-Ostafrika von Goanern hatte erdulden müssen.

Abends wurden auf Deck Felddbetten aufgeschlagen. Man hatte kaum Raum genug zum Auskleiden, und die Waschgelegenheit war so dürftig wie nur möglich. Das also ist ein Regierungsdampfer! Wäre es wenigstens der „Kaiser Wilhelm II.“ gewesen! Allein der lag untätig bei Daresalam, und die Rufihi hatte ihren Reisebefehl so plötzlich erhalten, daß für sie weder ein geeignetes Personal angeheuert, noch besserer Proviant beschafft werden konnte. Die sog. Bombaydampfer der Deutschen Ostafrika-Linie fahren nur einmal monatlich, und zwar in der zweiten Hälfte des Monats, eine Woche nach dem Regierungsdampfer. Während der ersten Hälfte des Monats ist der Süden demnach ohne Verbindung. Mittlerweile ist es insofern wieder besser geworden, als von den Regierungsdampfern wenigstens der „Kaiser Wilhelm II.“ die Südfahrt macht, und mit dessen Einrichtungen kann man sich schon zufrieden geben.

Wir sind in das Rufidjidelta eingefahren, und zwar in dessen Simba-Uranga-Arm. Auf dem Festlande liegt eine verlassene Faktorei. Eine Zollstation ist an der Mündung des großen Stromes geplant, dessen breite Arme um eine Anzahl Inseln laufen. Soweit das Auge sieht, Mangroven, im Hintergrunde von Palmen überragt. Ein Bild ganz ähnlich einer Krieklandschaft in Kamerun.

Das Mangrovenareal wird am Delta auf 15 000 bis 16 000 ha

geschäft und ist jetzt von einer deutschen Gesellschaft in Betrieb genommen worden, um sowohl Brennholz wie nach glücklicher Lösung der chemischen Preisfrage eines genügend farblosen Mangrovenextrakts aus der Rinde Gerbstoff zu gewinnen. Da tauchen die Bäume ihre Stelzwurzeln in den tiefen, salzigen Schlamm, rundum senden sie ihre Atemwurzeln aus der Erde. Die auf Betreiben der Stuttgarter Firma Karl Feuerlein gebildete „Deutsch-Koloniale Gerb- und Farbstoffgesellschaft m. b. H.“ rechnet auf 300 000 Festmeter Holz und 32 000 t Gerbrinde, deren Herstellungskosten 7 Mk., der Verkaufswert in Hamburg aber 11 bis 12 Mk. die Tonne beträgt. Ein früheres Mangrovenunternehmen scheiterte, weil es sich die Verarbeitung des Holzes zu Brettern zum Ziel gesetzt hatte; dazu ist es zu knorrig: ein Beispiel unter vielen von dem frühern Vorgehen durch Taten ohne Erfahrung. Die neuen Unternehmer, für die ihre Vorgänger das Lehrgeld bezahlt haben, wissen, woran sie sind. Ihr Geschäft ist übrigens nur das nächstgelegene in der vielversprechenden Rufidjigegend. Oberhalb der schiffbaren Strecke haben sich gewaltige Pflanzungen, meist für Baumwolle, aufgetan.

Das aus einem Duzend Armen bestehende Delta wird seit kurzem von einem flachgehenden Heckraddampfer aus Aluminium befahren; er nimmt keine Lasten, sondern dient als Rähneschlepper, hat aber einige Kammern für Reisende. Oberhalb der Fälle von Panganja, die dem Schiffsverkehr mit der See etwa 160 km von der Küste ein Ziel setzen, hat der Fluß weite schiffbare Strecken; wie diese zu regulieren, wie die dazwischen liegenden Schnellen zu umgehen sind, muß noch näher erkundet werden: die Arbeiten würden wohl keine besondern Schwierigkeiten bieten. Die Entwicklung des Verkehrs hat die Regierung veranlaßt, am Rufidji eine Zollstation zu errichten, die auch ein Auge auf den Dhauverkehr mit Mafia halten muß.

Wir fanden den „Serkal“, wie die Eingeborenen die Regierung nennen, erst durch einen Forstmann vertreten, der die Mangrovenschläge leitet. Vor seiner Betriebsstätte warfen wir Anker, um von dem knotigen, gewundenen roten Holz für die eigenen Bunker wie für die andern Regierungsdampfer, die Brauerei von Daresalam usw. einzunehmen soviel es nur ging. Für die Boote und für das Einladen großer Stämme dient am Ufer eine schiefe Ebene von Balkenschienen. Unfern davon liegt das einfache Forsthaus, dessen Veranda durch Drahtgewebe moskitosicher gemacht ist. Zwei Hunde kamen uns entgegen und complimentierten uns als Weiße ihrem Herrn zu, wohl-erzogen. Sie sind von der bekannten afrikanischen langhaarigen großen

gelben Windspielart, also wie man sonst wegwerfend sagt, Schenfhunde. Es ist das einzige Mal, daß ich solche so gut gepflegt gefunden habe. Sonst haben die einheimischen Hunde Scheu vor dem Weißen, sie sind halbwild, in schlechtem Futterzustand. Dieses Paar, das sich so frisch gebärdete und so reinlich aussieht, zeigt, was „Hunde-verstand“ aus dem verrufenen afrikanischen Köter machen kann. Unweit vom Forsthaus ein Saatbeet mit ausgesproßten Kokosnüssen, schon so weit gediehen wie die Nuß, die sich seit einigen Jahren im Frankfurter Palmengarten mit Wachsen abquält. Dahinter zieht sich um ein gut gehaltenes Dorf, wo der Indier den Arbeitern vom Holzschlag die verdienten Heller abnimmt, ein unregelmäßiger Bestand hoher Palmen mit schweren Nüssen. Wir lagen vor Salale über Nacht unter dem Moskitoneß.

Lange vor Sonnenaufgang rasselte am andern Morgen die Ankerkette, und vor 8 Uhr lag Mafia vor mir. An dem sandigen Strande, am Ras Risimani, wo ein Rathaus steht, ging ein Weißer auf und ab; ein Junge führte seinen Esel. Wir waren also erwartet, wir d. i. die Wanyamwesigefellschaft, ohne die beiden geketteten verurteilten Herren, die gen Kilwa weiterfuhren. Beim Ausbooten legte sich das schwarze Fleisch in dichtem Gedränge unter die Bänke, während ich am Ruder Platz nahm. (Der General knipste vom Oberdeck herab mit dem Apparat.) So werden uns die Sklaventransporte von ehemals geschildert: auf dem Kiel der Dhau ein wirrer Knäuel stinkender, kranker Menschen für den Harem oder die Schamba, und wenn einer darüber starb, über Bord! Schlimmer noch wurde es im 19. Jahrhundert, als die Kriegsschiffe den Sklavendhau nachstellten; da war der menschliche Raub sorgsam unter Waren und Planken versteckt, ohne Licht und Luft, und wenn die Dhau angehalten wurde, öffnete sich der Kiel und die Opfer versanken lautlos im Ozean, der Schiffsführer hatte reine Hände. So erinnert alles an die Araber, auf dem Festlande, wo sie kolonisierten und in den Mangrovenwäldern Raubbau trieben, und auf der Insel, wo man auf Schritt und Tritt den Spuren ihrer Vorfäter und ihnen selbst begegnet.

Nach etwa zwanzig Minuten war alles gelandet, und Herr Altman, der Verwalter der Bezirksnebenstelle, die von Kilwa abhängt, hatte mich, unbekannt und unerwartet, wie ich war, herzlich willkommen geheißen, denn auf dem entlegenen Eiland ist jeder Besuch angenehm. Dann wurde die Wanyamwesifchar gemustert und der Fürsorge eines als Vorarbeiter auf einer Pflanzung schon

mit den Verhältnissen vertrauten Stammesgenossen anvertraut, und wir Weiße gingen oder ritten selbänder in nördlicher Richtung auf diese Pflanzung zu, der Einwanderertroß hinter uns unter der Führung der Polizeiaskari. Kisimani, durch dessen sandige Wege unter Palmen und Mangobäumen wir zunächst wanderten, zeigt noch viele steinerne Ruinen inmitten der Hütten und Fachwerkhäuser der Eingeborenen, und so offenbarte sich mir gleich der Charakter der Kulturschichten, die auf dieser Insel, oder vielmehr dem Mafiaarchipel, übereinander liegen; sie sind hier, unter ganz einfachen Verhältnissen, deutlich erkennbar.

Die von mehreren Buchten durchschnittene, von Südwest nach Nordost verlaufende Hauptinsel hat einen Flächeninhalt von 434 qkm, etwas weniger als das hamburgische Staatsgebiet. Die Bevölkerung, die aus den den Suahili verwandten Wambwera und den sich als Nachkommen des Propheten ausgebenden, wahrscheinlich aus Hadramaut stammenden, gewissermaßen aristokratischen Schatiri, mehrern hundert Arabern und etwa 40—50 Indiern besteht, wird auf 6000 Köpfe geschätzt. Die Insel, zum Teil Korallenformation, ist ziemlich flach und steigt nur hier und da über 30 m über Meeresspiegel. Die Ostküste hat bis zur Escholebucht einen ungedeckten Korallenrand, als dessen Fortsetzung die dieser Bucht vorgelagerte Insel Juani erscheint, während das Innere und der Westrand Mafias mit einer mehr oder weniger humösen Sandschicht bedeckt sind. In der Mitte liegen zahlreiche kleine Süßwasserseen, Sandas genannt, Schlupfwinkel für Flußpferde, die bei Hochwasser sehr gut vom Rudfidji herüberschwimmen können. Einige tief eingeschnittene Bäche, über die die Verwaltung Brücken gelegt hat, geben dem sonnen-durchglühten Gelände die nötige Erfrischung. Die Regenzeit ist ziemlich fest zwischen November und Mai abgegrenzt, mithin gehört Mafia zu der südlichen Regenzone wie das gegenüberliegende Festland, während Sansibar noch in die nördliche Zone mit ihren zwei Regenzeiten fällt, ein Umstand, den man bei der beabsichtigten Anlage von Nelkenkulturen berücksichtigen muß.

Unsere Kenntnis Mafias beruht in der Hauptsache immer noch auf einer Schrift des zu früh verstorbenen Oskar Baumann, dem wir so viel in der Erkundung Ostafrikas verdanken. Die Schrift ist von 1896, daher in einigen Punkten überholt, bot mir indes auf meinen Wanderungen eine zuverlässige Führung. Diese Wanderungen beschränkten sich auf den Süden und die auch historisch am interessantesten Nebeninseln Eschole und Juani. Schon um das

Jahr 1000 unserer Zeitrechnung kam, von Kilwa aus, der Archipel unter mohammedanische Herrschaft. In Kilwa herrschten damals schirafische, also nach heutigem Begriffe persische Sultane; von diesen rühren noch Münzen her, die in Kifimani und anderswo gefunden wurden. Einzelne tragen das Gepräge des Sultans Selimani.

Als im 16. Jahrhundert die Portugiesen auftraten und sich auf dem Festlande niederließen, kam auch der Archipel in ihre Gewalt, indes scheinen sie diese niemals nachhaltig ausgeübt, sondern sich darauf beschränkt zu haben, im Süden und auf den Inseln Juani und Sibondo sich Anlege- und Verpflegungsplätze zu sichern. Jedenfalls blieb die islamische Kultur, die nach Vertreibung der Portugiesen im 18. Jahrhundert durch die Maskater Eroberer Nombassas, Sansibars und Kilwas unter deren Zeichen stand, was sie vom Mittelalter an gewesen war. Die Escholebucht mit ihren feichten Pässen bot zur Portugiesenzeit wie auch später, als die Europäer den arabischen Sklavenjägern nachstellten, einen bequemen Unterschlupf. Als Kifimani ihnen nicht mehr sicher genug erschien, konnten die Beherrscher des Archipels sich wenigstens in der schirafischen Stadt Rua auf Juani halten, deren Ruinen einen Besuch erheischen; doch davon später.

1890 war durch das bekannte deutsch-englische Abkommen der Mafia-Archipel schon, mit Sansibar und Pemba, England zugesprochen worden, dann aber wurde er durch ein nachträgliches Übereinkommen gegen den Verzicht Deutschlands auf die — heute wertlose — Stevensonsche Straße zwischen Tanganjika und Nyassa, dem Reiche zuerkannt. In Eschole hißte darauf der Bezirksamtmann v. Z e l e w s k y die deutsche Flagge und ließ einen Sudanerposten zurück, dessen Führer die Bevölkerung knechtete. Dann wurde ein Hindu als Zollbeamter Verwalter des Gebiets, bis er mit der Rasse durchbrannte, und einem andern Hindu folgte endlich 1892 ein deutscher Zollbeamter, der sich jedoch auf die Geschäfte seines Faches beschränken und einem Aliden die politischen und die gerichtlichen Angelegenheiten überlassen mußte. Seit einigen Jahren besteht die Bezirksnebenstelle, und ein weißer Unteroffizier, dem die Polizeiasfari und die Bacharia (Bootsleute) unterstehen, versah den Zolldienst mit, bis ganz kürzlich das Zollamt Kilindoni an der Westküste unter einem Fachbeamten eröffnet wurde, im Einklang mit der vorerwähnten Politik des Gouverneurs für die Einbeziehung des Archipels in den deutschen und dessen Loslösung von dem Sansibar

Wirtschaftsbereich; zu dieser Politik gehört, logisch wie alles, was Frhr. v. Rechenberg unternimmt, auch die Beherrschung des Mafia-Kanals — wie der Ozeanstreifen zwischen Festland und Insel genannt wird — und diesem Zweck soll wie Kilindoni auch die schon erwähnte Rufidji-Station dienen. Was ist nun Mafia wert, und nach welcher Richtung kann es sich weiter entwickeln?

Eine Pflanzung im Werden zeigte uns Herr Bresch, ein Ansiedler mit südafrikanischer Erfahrung, als ich mit dem Bezirkschef Altman von Kisimani nach Eschole wanderte. Auf dem Platz war ein steinernes Haus im Bau; mittlerweile lebte der Besitzer in einer geräumigen Hütte mit Palmstrohdach. Daneben stand das Zelt eines andern Ansiedlers, Dr. Lessels, der sich nach vielen Reisen in der Kolonie für eine Niederlassung auf Mafia entschieden hat, die an der Westküste der Insel, etwa in der Mitte entsteht. Er war gerade zu Besuch, und so war bis auf den Unteroffizier von Eschole das männliche weiße Element der Kolonie auf dem jungen Anwesen versammelt. An einem Abhang stand Manihotkautschuk, aber in welchem Zustande! Die Wildschweine, die größte Plage der Insel, hatten da gehaust. Versuche, sie zu vergiften, sind fehlgeschlagen, weil sie nicht überall gleichzeitig vorgenommen wurden. Herr Altman beabsichtigte daher, die Tumben (Dorfschulzen) zusammen zu rufen, um sie über Verteilung und Benutzung von Gift anzuleiten, das zu gleicher Zeit überall gelegt werden sollte. Die Eingeborenen schützen ihre Maniokschamben durch Gehege.

Die beiden Ansiedler wollen Baumwolle anbauen, wozu der leichte Boden auch sehr geeignet scheint; Herr Bresch hat sich für die perennierende Art *Caravonica* entschieden. Demnächst kommt ein größeres, drittes Unternehmen einer Gesellschaft hinzu, die unter der Leitung des frühern Bezirksamtmanns v. Rode steht; sie geht damit um, eine Feldbahn in der ganzen Länge der Insel anzulegen. Auf dem Weitermarsch nach Eschole suchten die Herren einen Platz für die Wanyamwestikolonie aus; die Leute fanden einstweilen Unterkunft auf der Pflanzung.

Der Weg ging meist durch Palmenschamben. Nur in der Mitte der Insel kamen keine mehr vor, es war alles niedriger Busch, in welchem ein an unsern Ginster erinnernder Strauch vorwog. Die Schamben waren ungleichmäßig gut gehalten, einzelne voll Antraut, andere schön gesäubert. Wir machten bei einem Araber halt und ließen einige unreife Nüsse herunterholen, um uns

an der frischen Milch zu laben. Dann ging es an einer Markthalle vorbei, deren die Verwaltung auf der Insel mehrere errichtet hat. Da fast alle Arbeiten durch Kettengefangene geleistet werden, stellen sich die Kosten eines solchen Baues — einer niedrigen Mauer mit Pfeilern, die ein Dach aus Palmrippen oder Palmstroh tragen — auf nur 50 Rupien = 67 Mark. Die Hallen sind beliebte Versammlungsplätze, wo den ganzen Tag über Geschäfte gemacht oder vernachlässigt werden. Eher letzteres, denn von dem Maß an Regsamkeit der Bewohner zeugt folgendes. Ein Mann, der seine sechzig Jahre zählen mag, rühmte sich, in seinem Leben an fünfzig Palmen gepflanzt zu haben!

Wir kamen weiter durch ein Dorf, in welchem Hütten und Steinhäuser durcheinander standen. Bei erstern sind die Wände aus Rippen, die Füllung aus Blättern der Palme; wenn neu, sehr gefällig. Die Steinhäuser sind aus Bruchsteinen, die überall vorhanden sind, und Korallenkalk, der hauptsächlich an der Ostküste gebrannt wird. In einem solchen Dorfe fehlt niemals die Moschee, ein viereckiger Steinbau mit einem Brunnen davor. Angenehm ist die Lichtwirkung der von den Palmenkronen gebrochenen Sonnenstrahlen. Als wir am Spätnachmittag bei Utende die Ostküste erreichten, hatten diese ihre sengende Kraft verloren. Wir kamen noch an einem Europäerhaus vorbei, das früher einer italienischen Kopragesellschaft gehört hat, jetzt von dem wohlhabenden Araber Mohammed Abu Bakr bewohnt wird, und hart am Strande, unweit eines Indierladens, ließen wir uns nach Eschole hinüber rudern, dessen Bezirksamt uns zuerst nur seine schmale und kahle Seitenmauer zulehrte. Während wir näher kamen, wurde die Front mit Altan sichtbar, und nachdem wir auf den Schultern der Ruderknechte von dem aufgelaufenen Boot bis an den trockenen Rand geritten waren, gingen wir auf einem kalkgemörtelten Aufstiege zu dem amtlichen Hause, vor dem der Polizeiposten stramm stand. Drinnen aber wurden wir von der jungen Hausfrau begrüßt, die uns mit Stolz einen am Platze geborenen blühenden Flachskopf zeigen konnte. Dr. Lessel war mitgekommen, und so gestaltete sich der Abend recht gesellig. Wir hatten übrigens für das kleine, aber sehr behagliche Heim aus der Möbelskammer der Regierung ein längst erwartetes Ausstattungsstück mitgebracht, ein Büfett. Auch ein Ereignis. Dankbar gedenke ich der Tage, die ich in dem traulichen Bezirks Hause verbringen konnte.

Ein Rundgang auf Eschole, vom Bezirks Hause aus, füllte

einen Morgen angenehm aus. Oben im Hause ist die Privatwohnung, unten sind die Geschäftsräume, die Kasse, die von dem Sanitätsunteroffizier verwaltete Post. Hinter dem Gebäude ein großer Hof mit Mörtelboden, nahe dabei eine Schaurihalle und ein Eingeborenenlazarett, in welchem mehrere Leute auf Pritschen lagen und jeden Morgen zahlreiche Kranke behandelt werden. Dicht neben dem Bezirkshaus ein großes Araberhaus mit rundbogigen Fenstern und einer noch von Rua stammenden prächtig geschnittenen Türe, wie es deren auf Eschole noch viele, neue und alte, gibt. In dem Hause hat ein Indier seinen schmutzigen Ladenbetrieb aufgeschlagen. Ein breiter Platz, an dessen Strandende ein Kopraschuppen unter zollamtlicher Aufsicht steht, wird von der Markthalle und mehreren ansehnlichen Häusern eingefasst.

Nicht ohne Überraschung erkenne ich auf meinem weitem Gang eine regelrechte Stadtanlage, das Werk des Zollbeamten Firnstein. Baufluchtlinie und Baumreihen — rotblühende Akazien — Straßenlaternen, alles so unarabisch wie möglich. Als das erst im Werden war, kam Oskar Baumann und ärgerte sich über die Gradlinigkeit, die mit plumpem Griff zuerst ein arabischer Aktide dem Ort aufgezwungen hatte. Erst Firnstein, der 1898 kam, brachte Leben in die kahlen, der Sonne preisgegebenen Zeilen, und Eschole ist recht schmuck geworden, da Häuser und Hütten oft miteinander abwechseln, hie und da eine Hütte sich, von Bananenblättern umgeben, in einen gemauerten Kraal einfügt, eine Moschee, von Grabstellen umringt und von dicht belaubten Bäumen überschattet, träumerisch dasteht, während unweit davon ein Affenbrotbaum das Gemäuer eines kleinen Begräbnisplatzes sprengt. Hier fällt besonders die Form der kleinern Häuser auf: viereckig mit einem gedeckten Vorbau, dessen Dach von Baumstämmen getragen wird; darunter, auf einem halbmeterhohen Steig, spielt sich das tägliche Leben ab; die Türe ist seitlich daneben, an der Front. Das ist die arabische Hüttenform, je nachdem aus Lehm, Kuddung oder wirklichem Gemäuer, wie sie überall vorkommt, wo arabischer und Suahili-Einfluß eingedrungen ist. Jetzt verbreitet sie sich mit der Eisenbahn in Ostafrika nach dem Innern und verdrängt die elende runde Schensihütte. Morogoro an der Zentralbahn zeigt deutlich den Kulturübergang mit der älteren Form in Ringosdorf und der kulturell höheren in der „Neustadt“. Auf den Vorbauten hocken die Frauen und flechten die farbigen Grassmatten. Irgendwo sah ich, wie so oft in Afrika, eine Nähmaschine; ob sie benutzt wird

oder nur zum Prunk dasteht, entzieht sich meiner Kenntnis; der Indier freilich weiß damit umzugehen.

In der sonnigen Stille des Morgens dringt von weitem das laute Auffagen aus einer Schule unverkennbar an mein Ohr. Ich gehe darauf los und stehe in einer Knabenklasse — die Mädchen erhalten in der Kolonie höchstens in der einen oder andern Mission Unterricht — von etwa vierzig Schülern. Der Lehrer ist aus der Regierungsschule von Kilwa hervorgegangen und spricht genügend Deutsch, und die älteren Schüler, deren einige beinahe erwachsen sind, übersetzen vor mir einige Lesestücke aus dem Kisuahili ins Deutsche. Ganz mechanisch; es wird bei ihnen von der Kenntnis unserer Sprache wohl nicht viel haften bleiben. Es genügt ja, wenn die Jugend in erster Linie Kisuahili lesen und schreiben lernt. Natürlich gab es zu meiner Ehre auch einige Gesangvorträge; es waren allbekannte deutsche Lieder, die recht hart in Text und Weise klangen. Erfreulich ist, daß auch in den entlegensten Stätten des Südens die Regierung für Unterricht sorgt und daß die Schule von Eschole so verhältnismäßig gut beschickt ist. Die Schüler kommen aus allen Teilen des Archipels, weshalb sie in einem Kosthaus untergebracht sind, wo sie ihre Nahrung selber zubereiten.

Aus den schönen rechtwinkligen Vierteln gelangte ich schließlich in solche, wo die Stadtlage aufhört und die Hoflage beginnt, wo ungeheure Mangobäume Schatten spenden, und dann an das östliche Ufer, gegenüber Juani. Es war Ebbe, und die Leute wateten durch den seichten lagunenartigen Seekanal nach Juani hinüber, ihre Lasten auf dem Kopf. Durch die eingehegten Bananengärten nahm ich meinen Weg zurück. An einem Nachmittag unternahm ich mit Herrn *Altman* einen Bootsausflug nach Juani. Zuerst ging es die Länge Escholes entlang, dann an wunderbar geformten Korallenfelsen vorbei, landschaftlich ähnlich den vulkanischen Felsstücken in der Ambasbucht in Kamerun, nach der seichten Landungsstätte von Rua. Wir liefen mehrfach in dem kristallklaren Wasser auf den Korallengrund auf, und da wurde uns klar, daß die Gründung einer Stadt an dieser Stelle nur aus Not, zum Schutz vor dem Feinde, geschehen konnte. *Mohammed Abu Bakr* war mit uns und erwies sich als ein geeigneter Führer. Wir stiegen durch die Mangroven hinauf und befanden uns bald mitten in den Ruinen und dem Gestrüpp, in welchem hier und da etwas Verdächtiges raschelte. So wie *Bau-*

mann die Stätte schildert, bietet sie sich noch dar, dank der Festigkeit des Mauerwerks, das nur aus Bruchstein und Kalk, ohne Sand, besteht.

Unveränderlich sind die orientalischen Bräuche und Formen: die viereckigen Hofmauern, die einst Palmhütten umgaben, zeigen dieselbe Anordnung wie in Tschole, ein größeres Haus mit zwei Stockwerken hat dieselbe Bauart wie irgendein altes oder neues Araberhaus in Sansibar oder Mombassa. Dieses Haus muß einem wohlhabenden Manne gehört haben, denn die Böden sind mit behauenen Platten belegt, die Türpfosten und Einlagestellen der hölzernen Querbalken sind ebenfalls aus Haussteinen; sehr gut erhalten ist der Flur mit den Steinbänken, auf denen in arabischen Häusern die Dienerschaft zu warten pflegt. Einzelne Gemächer im Obergeschoß, sowie die Treppen sind noch ganz. Einige Moscheen, aus denen hohe Bäume emporschießen, haben noch ihre Säulen; die Gebetnischen in platereskem Stil sind recht gefällig, sie sind aber auch der einzige bauliche Schmuck in Kua, die Privatgebäude sind völlig kahl. Baumann schreibt: „Weder an den Gebäuden noch bei den wenigen Gräbern konnte ich, trotz eifrigen Suchens, irgend eine Inschrift entdecken.“ Wir waren glücklicher. Unser arabischer Gewährsmann, der selbst in der vierten Generation von Bewohnern Kuas abstammt, kannte die Gräber, welche die Nachkommen von Tschole aus pietätvoll unterhalten. Er las zwei Inschriften, auf denen als Todesjahre 1111 und 1178 mohammedanischer Zeitrechnung angegeben ist, was nach der unsrigen 1701 und 1764 ausmacht. Die Räumung, die wohl schon um diese Zeit, unter der Herrschaft der Maskater Araber, begann, vollzog sich dann zu Anfang des 19. Jahrhunderts, anlässlich eines Einfalles der Sakalaven aus Madagaskar.

Auf eine ältere Zeit weisen die Münzfunde hin; sie entsprechen denen von Kisimani, wo, wie es heißt, vor mehreren Jahrzehnten die Portugiesen gegraben haben sollen. Auf den Ruinenstätten wie am Strande konnten wir zahlreiche Porzellanscherben von dem typischen Seladon auflesen, das über Schiras von China nach Ostafrika gebracht wurde. Einige ganze Teller von derselben Arbeit sind von Kua nach Tschole gekommen. Kaurimuscheln liegen in großen Mengen auf dem Sande. Niemand sammelt sie mehr, die Geldwirtschaft hat sie ihres Ranges als Zahlungsmittel entzogen.

Einen andern Nachmittagsausflug unternahmen wir im Bogen

um die Eschalebucht auf Mafia. Dort reiht sich eine Palmen-  
schambe an die andere. Auch viel Maniok wird gebaut, Bananen  
helfen nicht, aber vom Anbau von Körnerfrüchten konnte ich nichts  
merken. Reis wird indes auf der Insel gebaut, doch muß davon  
für rund 90 000 Mk. jährlich eingeführt werden, nebst einer beinahe  
gleichen Menge anderer Körnerfrüchte. Diese Einfuhr, wie auch die  
von Tabak (147 000 Mk.) nimmt stetig zu, allein das alles könnte die  
Insel selbst hervorbringen, wenn ihre Bewohner nicht so unsäglich  
faul wären.

Eine zahlreiche Gesellschaft lungerte in der Markthalle von  
Marimbani herum. Der Jumbo kam heran und meldete, daß die  
Diebstähle von Kokosnüssen abgenommen hätten, seitdem die Ver-  
waltung einen Geheimpolizisten von Kilwa herübergeschickt habe.  
Wenn er nur nicht wieder abberufen wird! Es lebt sich so bequem,  
wenn man Kokosnüsse stehlen kann. Es werden auch etwa 5000  
Rinder gehalten, und bei der Inzucht kommen keine Seuchen vor;  
die Rasse ist jedoch durch Inzucht verkümmert und die Ansiedler  
werden nicht unterlassen, sie aufzukreuzen.

Der Handelsverkehr des Archipels ist verhältnismäßig stark:  
375 000 Mk. Einfuhr, 445 000 Mk. Ausfuhr für 1907. Bei der  
Ausfuhr bildet mit 387 000 Mk. die Kopra, die ausschließlich nach  
Sansibar geht, den Hauptposten, der Rest verteilt sich auf Matten  
und Flechtgras, Kokoskerne und Bast, Rinder, Palmstroh und  
Schilbpatt.

Zunächst sei der Flechtarbeit gedacht. Der Stoff wird aus den  
jungen, noch geschlossenen Blättern der Phönixpalme gewonnen,  
gebleicht und in Streifen von 2 mm Breite geschnitten, dann ge-  
färbt, und zwar schwarz mit der Kohle von einer Wurzel, grün  
mit dem Saft verschiedener Blätter, rot und gelb mit Farbstoffen,  
die der Indier liefert. Die Fasern werden mit den Farbstoffen ver-  
kocht, und gefärbte und ungefärbte Fasern werden in Streifen  
von etwa 1½ cm geflochten, die dann mit Bast von derselben  
Palme zusammengenäht werden. Je schmaler die Streifen, je greller  
die Farben, um so höher stellt sich der Preis. Besonders teuer  
stellen sich die Gebetteppiche wegen ihrer geschweiften Ränder: für  
etwas mehr als ein Quadratmeter 4 Mk., während man für eine  
buntere Matte von etwa vier Quadratmeter 7—10 Mk. bezahlt.  
Auf dem Festlande werden, so weit der Suahili-Einfluß reicht,  
ebenfalls solche Matten geflochten, die von Eschole sind jedoch die

geschätztesten. Kein Neger, der etwas auf sich hält, reißt ohne seine Matte.

Was ist die Kokospalme nicht alles dem Neger? Die Frucht bietet ihm, wenn sie halbreif gepflückt wird, ein erfrischendes und nahrhaftes Getränk; ist sie reif, so hat er an dem Fruchtfleisch, der Kopra, die er als geborener Kochkünstler auf mancherlei Art zuzubereiten weiß, eine schmackhafte Kost. Die harte Schale schneidet er sich als Trinkgefäß zurecht. Aus dem braunen Bast der fleischigen äußern Hülle dreht er haltbare Stricke, die Rippen der Blätter dienen ihm als Stangen und Sparren beim Bau seiner Hütte, deren Wände er wiederum mit der Blattmasse der Palme auskleidet, und schließlich gewinnt er aus den Blätterknospen einen Saft, den er gären läßt, die Tembe. Gegen diesen Mißbrauch muß die Verwaltung einschreiten. Sie gestattet nur bei einer beschränkten Zahl Palmen die Anzapfung, welche die Bäume schwächt und unfruchtbar macht, und diese Bäume sind an eingehauenen Trittlöchern erkenntlich, die das Erklettern erleichtern; daneben erhebt die Verwaltung von den Tembebäumen eine Steuer. Noch sei erwähnt, daß bei ganz alten Bäumen, die nicht mehr tragen, das bis dahin schwammige Holz kernfest und brauchbar wird.

Für den Europäer ist die Kopra ein unentbehrlicher Rohstoff, und die Einfuhr davon steigt fortwährend. Von über 5 Millionen Tonnen im Werte von etwa 30 Millionen Mark, die nach Deutschland eingeführt werden, kommen kaum 10 Prozent aus Ostafrika, dessen Ausfuhr, 3000 t im Werte von 1,3 Millionen Mark zum größten Teile nach Marseille, in die Seifensiedereien geht. Der Bedarf an pflanzlichen Fettnährstoffen nimmt jedoch mit der Bevölkerungszahl in Europa derart zu, daß die Nahrungsmittelindustrie sich mehr und mehr der Kopra, unter andern für Herstellung des Bratfettes Palmin, wie übrigens auch der hauptsächlich aus Westafrika eingeführten Kerne und Fleischhüllen der Ölpalme zuwendet. Ein deutscher Industrieller unternimmt in nächster Zeit eine Reise nach Westafrika, wo die beiden Palmarten genutzt werden, um für die Nahrungsmittelindustrie die Bezugsmöglichkeiten ihrer und anderer pflanzlicher Öl- und Fettstoffe zu erkunden.

Man schätzt den Bestand an Kokospalmen in Ostafrika nebst Mafia auf schon eine Million, und er könnte wohl verzehnfacht werden. Die Anregungen und Saatverteilungen durch die Regierung haben eine beträchtliche Vermehrung der Bestände bewirkt, wozu

auch die Erhebung der Hüttensteuer beiträgt, für die der Neger sich bares Geld beschaffen muß. Und für ihn wirft keine Kultur eine so sichere Rente ab wie die der Kokospalme. Auch die polizeilichen und fiskalischen Maßregeln gegen das Tembezapfen haben erkenntliche Wirkungen. Überdies nimmt man an, daß noch wenigstens ebensoviele Nüsse im Lande verzehrt als zur Koprabereitung verwendet werden. Die Ausfuhr des Produktes betrug 1907 1 345 000 Mk., gegen keine 200 000 Mk. im Jahre 1900. Mafia lieferte 1907 beinahe ein Viertel. „Sehr zum Schaden für den Ruf unserer Kopra“, heißt es in dem letzten amtlichen Jahresbericht, „wird diese in Sansibar, wohin noch immer ein sehr großer Teil geht . . ., mit minderwertiger Ware vermischt.“

Auf Mafia hat sich diese Politik der Regierung besonders erfolgreich erwiesen, denn nachdem Baumann 1895 dort nur 2000 Palmen angenommen hatte, wurde mir der Bestand von tragenden Bäumen mit 267 000, der der nichttragenden mit 210 000, zusammen 477 000, angegeben, mit dem Bemerkten, daß er sehr leicht auf eine Million gebracht werden könnte. Dazu läßt die ungewöhnliche Größe der Nüsse ein, die sonstwo wohl kaum erreicht wird. Der Wert eines tragenden Baumes wird je nach der Lage auf 1—8 Rp. (1,33—10,70 Mk.) geschätzt, der durchschnittliche Ertrag eines Baumes, der seine 50—60 Nüsse ergibt, auf  $3\frac{1}{2}$  R., bei den Koprareisen der letzten Jahre allerdings nur  $1\frac{1}{3}$  Rp.

Die Aufbereitung der Kopra ist durchaus urtümlich. Die Nüsse werden aus der Basthülle gerissen, die Schale wird in zwei Hälften aufgeschnitten, und dann schneiden die Arbeiter mit einem Messer die Kopra los, die nun in der Sonne trocknet. Da indes die Zahl der vorhandenen Arbeiter schon jetzt kaum genügt, und demnächst, wenn eine halbe Million Bäume im Ertrag ist — die Palme kommt schon im siebenten oder achten Jahre hinein — sicherlich nicht ausreichen wird, muß man bald zum Maschinenbetrieb übergehen. Die Nüsse werden mit Steinen und einem Messer geöffnet, die Kopra wird dann aus der Schale geschnitten. Dafür gibt es nun eine Spaltmaschine, die nach Entfernung der Basthülle die Nussschale der Länge nach in drei Teile spaltet; es ist eine billige und einfache Werkzeugmaschine. Wichtig ist, daß die trocknende Kopra nicht verregnet, weil sie dann schimmelt, und Regengüsse kommen auf Mafia auch in den trockenen Monaten vor, aber noch wichtiger, daß der Fettgehalt der Kopra, die in der Sonne getrocknet ist, nur etwa 50 Prozent, der mit künstlicher Wärme getrockneten Ware

dagegen 60—68 Prozent beträgt. Letzteres weiß die Routine nicht oder will sie nicht wahr haben. In der Südsee weiß man es wohl und arbeitet allgemein mit Darren.

Die leitende Firma für den Vertrieb von Maschinen für die Kolonialwirtschaft, Theodor Wilckens in Hamburg, teilt mir mit, daß die Ausführung einer Kopradarre sich danach richtet, welche Leistung erzielt werden soll, ob Tag- oder Nachtbetrieb, ob nur mittels künstlicher Wärme oder auch unter Benutzung der Sonnenwärme getrocknet werden soll. Allgemein werden aus Deutschland nur die Eisenkonstruktionsteile geliefert, da die Holzbekleidung billiger und besser an Ort und Stelle hergestellt werden kann. Es kann natürlich auch das ganze Gebäude in Eisen geliefert werden. Als Beispiel liegt mir ein Kostenanschlag vor über eine mittlere Kopradarre, ausschließlich für künstliche Trocknung und für eine Leistung von täglich etwa 1000 kg Kopro. Die Gesamtkosten betragen 4060 Mk. ab Hamburg, einschließlich der Drahthorden. Werden jedoch die Horden drüben aus Holz angefertigt, so fällt der für sie eingesezte Betrag von 2520 Mk. zum größten Teil fort. Wie man sieht, handelt es sich um keine besonders hohe Ausgabe, und doch ist es seltsam, daß erst ganz kürzlich die erste Kopradarre nach Ostafrika gekommen ist, und zwar nach Kilwa für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft. Sie schreibt mir:

In Beantwortung . . . teilen wir Ihnen . . . mit, daß wir auf unserer Niederlassung Kilwa eine Kopradarre seit vorigem Jahre in Betrieb haben, die im allgemeinen auch zur vollen Zufriedenheit arbeitet. Wenn ab und an einzelne Partien, in der Regenzeit gedörrt, bei der Ankunft in Hamburg noch etwas Schimmel zeigen, so hoffen wir, daß diese Kinderkrankheiten auch in absehbarer Zeit überwunden sind. Für die Darre haben wir die Eisenteile hier in Deutschland machen lassen, was ungefähr einen Kostenaufwand von 1000 Mk. verursacht hat. Die Horden sind in der Gouvernements-Handwerkerschule in Kilwa selbst angefertigt.

Die Gesellschaft arbeitet auch in anderer Hinsicht neuerdings recht fortschrittlich und löst sich von dem Schlendrian des altmodischen Faktoreihandels. Was die Sonnentrocknung angeht, so kann man einen allgemeinen Ersatz durch künstliche Trocknung nicht erwarten. Die Regierung hat daher die Eingeborenen über ein zweckmäßiges Vorgehen schon belehren lassen und damit vielfach Erfolg erzielt. Noch wäre zu erwähnen, daß der Direktor der

französischen Botanischen Zentralstelle eine einfache chemische Bearbeitung der Kopro vor dem Versand empfiehlt, die ein Verschimmeln verhütet.

Sehr wünschenswert wäre, daß die neuen Ansiedler den arabischen Schambenbesitzern die Kopraernte, oder besser noch gleich die Nüsse, abkaufen könnten, um die Ware richtig aufzubereiten und die Besitzer den Klauen der indischen Wucherer zu entreißen. Vorläufig hat der Indier das gesamte Koprageschäft in den Händen. Der Araber verkauft ihm seine Ernte gegen einen Vorschuß, der meist in Waren, seltener gegen Bargeld, geleistet wird, in einem Betrage nach der Größe der Schambe. Stehen etwa 200 Bäume, so werden etwa 150 Rp. dargeliehen, und der Indier läßt die Zinsen auflaufen. Nach einiger Zeit verlangt er von dem Besitzer Geld oder Kopra, und da dieser kein Geld hat, verpflichtet er sich, in festen Fristen Kopra zu liefern, die ihm aber nur zu 1,50 Rp. für das Frasila (von annähernd 16 kg) angerechnet wird, wenn der Marktpreis in Sansibar auf 2,50 Rp. steht. Die Lieferung wird auf sechs Monate verteilt, so daß alle zwei Monate ein Drittel zu leisten ist; bleibt der Koprpreis, der auch beim schlechtesten Stande des Marktes nicht unter 2,50 Rp. geht, während dieser Zeit auf diesem Satz und erfolgt die Lieferung regelmäßig, so hat der Indier schon 100 Rp. verdient. Ehe aber alles geleistet ist, kann der Preis auf 3 Rp. für das Frasila gestiegen sein, und dann hat der Indier volle 100 Prozent gemacht. Allein der Besitzer liefert nicht rechtzeitig und wird verklagt. Der Indier verlangt nun die ausbedungene Menge, 150 Frasila, zu 3 Rp. als zum Tagespreis. Da der Beklagte nicht liefern kann, steigert der Kläger seine Forderung auf 200 Frasila, also auf das Doppelte vom Werte seines ursprünglichen Darlehens. Will der Kläger durchaus das Geschäft abwickeln, so wird die Schamba verpfändet und der Gläubiger beantragt deren Verkauf, den die Behörde dann auch genehmigt.

Soviel über diese Art Geschäfte.

Im übrigen kauft der Indier nur ungern eine Schamba, das Warengeschäft erscheint ihm einträglicher. Wenn er dennoch sich zur Erwerbung eines Grundstücks entschließt, braucht er eine behördliche Genehmigung nur dann einzuholen, wenn der Wert des Objektes 300 Rp. übersteigt, während ein jeglicher Landkauf durch einen Europäer der Genehmigung bedarf. Warum diese Bevorzugung? Hat doch der Indier vor dem Europäer das voraus, daß, wenn er Erntevorschüsse gibt, er sich durch seinen vertraulichen Verkehr mit

den Eingeborenen über deren Besitz und Schulden unterrichten kann. Die Eingeborenen selbst sind gründlich unehrlich. Um sich Geld zu verschaffen, verpfänden sie Liegenschaften, die nicht ihnen, sondern der Frau, dem Onkel oder sonst wem gehören. Diese Erfahrung mußte einer der Ansiedler machen, er war um sein Geld. Warum legt man kein Register an, was unter den einfachen Verhältnissen keine großen Schwierigkeiten bieten kann? Wird der Indier aber einmal auf diese Weise betrogen, so vermag er den Verwandten des Schuldners allerhand weis zu machen, zumal auch sie meist bei ihm in der Kreide stehen, und dann zahlen sie in der Regel. Wenn ein Indier, sagte man mir zum Schluß, für 50 Rp. Waren als Erntevorschuß geliefert hat, ist es in einem halben Jahre auf 300 Rp. aufgelaufen. Dafür hat der Schuldner schon 200 Frasila Kopra geliefert, die ihm nur mit 1.50 Rp. angerechnet werden, während der Marktpreis 3 Rp. beträgt. Da darf man sich wohl fragen, wann diesem Wucher Einhalt geboten wird.

Die Araber befinden sich überhaupt in einer kritischen Lage. Nachdem Rua aufgegeben worden war, ließen sich die einen in Eschole, die andern in Sansibar nieder. Von den Sansibarern sind noch manche auf Mafia begütert, und wenn Mohammed Abu Bakrs Vermutungen zutreffen, dürften einige wieder nach dem deutschen Archipel zurückkehren, weil die Verhältnisse auf der großen Insel unerträglich geworden sind.

Daran ist vor allem die Abschaffung der Sklaverei schuld. Sie wurde schon 1897 verkündigt, so zwar, daß von da ab alle Kinder als freigeboren galten, die Sklaven überdies für 30 Rp. freigekauft werden konnten. Letzteres geschah vielfach, die Freigekauften begaben sich jedoch unter anderm Namen wieder in die Sklaverei und ließen sich abermals freikaufen. Vor zwei Jahren wurden noch die Besitzer von 60 000 Sklaven entschädigt, und damit ist die Sklaverei getilgt. Nachdem die Freigekauften sich eine Zeitlang ihres Loses gefreut hatten, gerieten sie in Not. Sie wollten meist nicht arbeiten, und für ihren persönlichen Unterhalt hatten sie kein Land. Die alten Leute und die Kinder, die vordem bei ihrem Herrn Schutz gefunden hatten, waren dem Schicksal preisgegeben und viele starben Hungers. Bezeichnend ist folgender Vorfall. Eine Mission hatte einen Mann für 30 Rp. freigekauft, hatte ihn dann unterrichtet und nach der Taufe entlassen. Da wußte der Mann nichts Besseres zu tun als sich wieder zu seinem frühern Herrn zu begeben, der indes nichts mit ihm zu tun haben wollte. Nun war er völlig auf die Straße

gesetzt, ohne Möglichkeit, seinen Unterhalt zu verdienen. Schließlich nahm sich ein Europäer, der ihn halbverhungert am Wege fand, seiner an.

Die Folge der unvermittelten Abschaffung der Sklaverei war, daß von den absterbenden Palmen viele nicht mehr ersetzt wurden, und die Bestände im Unkraut verkamen. Noch schlimmer wurden die Zustände in der Kultur der Gewürznelken, die eine völlige Reinhaltung des Bodens erfordert; da die Leute nicht mehr zur Arbeit angehalten werden können, hat die Zahl der Bäume stark abgenommen, und in einem trockenen Jahre gehen viele ein. Man nimmt an, daß die Bestände in den letzten Jahren um ein Viertel abgenommen haben. Dazu hat auch die Art beigetragen, wie die Nelkenknospen jetzt abgeerntet werden: sie sollen sorgfältig gepflückt werden, die Arbeiter hacken sie jedoch mit dem Buschmesser ab und dadurch werden die Bäume natürlich geschwächt. Wenn dann der Besitzer gegen diese Raubwirtschaft einzuschreiten sucht, laufen ihm die Leute davon. Das Jahr 1907 war günstig, es ergab das Ueberdoppelte einer Durchschnittsernte, und es wurden für einen Baum bis zu 20 Rp. bezahlt; 1908 waren es wieder nur 5 Rp. So viel über Sansibar.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die Araber daran denken, die Nelkenkultur auf Mafia einzuführen. Dort ist zwar auch seit 1906 Gesetz, daß die Kinder von Sklaven, oder richtiger Hörigen, als freigebornen gelten und für 30 Rp. kann jeder Hörige sich freikaufen. Dr. L e s s e l hat den Kaufpreis für eine Anzahl Leute erlegt und läßt sie ihn auf seiner Pflanzung abarbeiten, indem er sie vier Tage in der Woche beschäftigt, während die drei übrigen Tage ihnen gehören. Sie ziehen es jedoch vor, zu faulenzeln und Kopra zu stehlen, die sie zu dem geborenen Fehler, dem Indier, tragen. Selbst für eine halbe Rupie (67 Pfg.) täglich sind kaum Arbeiter zu haben. Auch könnten die Leute sich ein gutes Stück Geld durch die Abarntung von Mattenfasern verdienen, wenn sie nur wollten. Immerhin glauben die Araber auf Mafia besser auskommen zu können als auf Sansibar und Pemba, indes müssen sie sich wohl oder übel daran gewöhnen, mit Lohnarbeitern zu wirtschaften. Ob freilich die Nelkenkultur auf der deutschen Insel zu empfehlen ist, steht noch dahin. Die Regierung hatte schon einmal dort Saat verteilen lassen, die Kultur wurde jedoch nicht fortgesetzt, nachdem einige Bäume gut angegangen waren. S t u h l m a n n hebt hervor, daß nur ein Teil des Bodens Mafias dieselbe

Beschaffenheit aufweist wie in den Nelfengegenden Sansibars und Pembas, daß ferner die Niederschläge anders verteilt sind, und daß die Koprage Gewinnung, die einen gesicherten Absatz hat, in erster Linie die vorhandenen Arbeitskräfte braucht. Auf einen Versuch kann man es indes ankommen lassen. Daneben wäre es angezeigt, der sehr leicht zu betreibenden Kopalgewinnung mehr Aufmerksamkeit zu schenken, denn es wachsen prächtige Kopalbäume auf der Insel.

Auf die Dauer aber wird man, um geordnete Verhältnisse zu schaffen, nicht umhin können, einen Arbeitszwang — keine Zwangsarbeit — einzuführen. Die Zwangskolonisierung durch Banyamwesi ist ein guter Griff, aber auch nur ein Behelf. Das arabische Element verdient wegen seiner hochentwickelten Kultur gehalten und gefördert zu werden. Ich habe den besten Eindruck von diesen wohl, erzogenen orientalischen Kavaliern, gewonnen. Ein alter Mann, der als Wali von Kilwa bessere Tage gekannt hatte und zu Wiffmanns Zeiten nach Europa gekommen war, erkundigte sich nach Dr. B u m i l l e r. M o h a m m e d A b u B a k r, der jetzt Mitte der Dreißiger steht, ist sehr aufgeweckt und dürfte wohl seinen Vorteil in einem geschäftlichen Anschluß an die Europäer erkennen. Vorsicht ist zwar bei Arabern immer geboten, die einfachen Verhältnisse auf dem Archipel lassen sich jedoch gut übersehen. Große Ausgaben wird die weitere Instandsetzung des Gebiets nicht erfordern. Was an öffentlichen Arbeiten bisher geleistet worden ist, kommt auf Rechnung der Kommune. Mit einer Einnahme von 60 000 Mt., die sich noch vermehren wird, deckt die Verwaltung reichlich ihre Ausgaben.

Friedliche Menschen sind die Bewohner Masias ohne Zweifel. An den Aufständen, die seit Begründung der deutschen Herrschaft im Süden gewütet haben, hatten sie keinen Anteil. Allein den menschlichen Leidenschaften frönen sie so gut wie alle andern sogenannten Naturkinder, mehr als die Kulturmenschen. Hier und da gestattet ein ruchloses Verbrechen einen tiefen Einblick in die Negerseele. So vor etwa zwei Jahren. Der Fall verdient erzählt zu werden.

In Eschole wohnen mehrere Dhauführer, die auf den dort gebauten Fahrzeugen den Verkehr mit dem Festlande vermitteln. Bei dem allgemeinen Aufschwung infolge der zunehmenden Koprarausfuhr geht auch dieses Geschäft gut. Jaha, einer dieser Schiffer, sah sich daher in der glücklichen Lage, seiner schon ältern Gefährtin Bambili eine zweite Bibi von jüngerm Alter, Bentimarenga, zuzugesellen.

Er war mit einem Fischer, Kombo, befreundet, und da er ihm volles Vertrauen schenkte, übertrug er ihm jedesmal, wenn er eine Fahrt unternahm, die Obhut seiner Angelegenheiten und seines Hauses. Drei Monate nach der Heirat mit Ventimarenga nun mußte Jaha wieder auf See, und auch diesmal stand er nicht an, den Freund zum Hüter seines Hauses zu bestellen, und segelte unbesorgt ab.

Die Dhau mochte indes kaum um die Südspitze von Mafia gefahren sein, als Kombo sich den beiden Frauen Jahas, die sehr zurückgezogen lebten, unter allerlei Vorwänden näherte. Eine wilde Leidenschaft für die junge Ventimarenga hatte ihn erfaßt und er setzte ihr mit Liebesanträgen zu. Sie blieb ihrem Herrn und Gebieter treu und machte dem Verführer heftige Vorwürfe, weil er das Vertrauen seines Freundes mißbrauchte. Als Kombo ihr dennoch weiter nachstellte, beklagte sie sich bei dessen Frau und darüber kam es zu lebhaften Zwistigkeiten im Fischerhause. Doch die Zeit verstrich, Jahas Heimkehr konnte nicht mehr fern sein. Wenn er von Kombo's treulossem Verhalten erfuhr, würde er aufbrausen, denn er war jähzornig von Art und auf die Ehre seines Hauses bedacht; und die Freundschaft eines wohlhabenden Mannes pflegt einträglich zu sein. So sann Kombo nach, wie er sich der beiden Frauen Jahas, die als Anklägerinnen gegen ihn auftreten würden, entledigen könnte.

Da begab es sich, daß ihm auf dem Fischfang ein „Bunju“, ein Igelstich (Tetrodon) ins Netz geriet. Dieser Fisch hat die Gabe, sich aufzublähen, und treibt dann, die großen Augen und den Rücken mit den nach allen Seiten gespreizten Stacheln abwärts gewendet, an der Oberfläche des Meeres. Von diesem Fisch ist der Rogen nebst andern Theilen der Eingeweide so giftig, daß sie von alters her zu Mord und Selbstmord benutzt werden. Diesen Igelstich versteckte Kombo auf dem Kiel seines Kanus und nahm ihn nach Escholle mit. Am Stande bei der Markthalle setzte er sich nieder und häutete den Fisch ab. Darüber kam sein Genosse Ismaili, der ihn warnte, daß der Fisch giftig sei, allein Kombo lachte ihn aus. Er tat die Eingeweide des Bunjus in eine Basttasche und trug sie in Jahas Haus. Da Ventimarenga sich seine Gefälligkeiten ein für allemal verboten hatte, gab er den Rogen der ältern Frau, der Bambili, die den Leckerbissen arglos annahm und zubereitete. Kombo ging in sein Haus und aß, dann begab er sich in die Moschee zum Gebet, und danach bestieg er sein Boot, um auf Fischfang zu fahren.

Waren es Gewissensbisse oder Neugier, es litt ihn nicht lange

in der Lagune, und er legte wieder am Ufer an. Nachdem er dort kurze Zeit unter den Bäumen gelegen hatte, berechnete er, daß das Gift schon seine Wirkung geübt haben müsse, und begab sich in das Haus seines Freundes, der eben von der Reise heimgekehrt war. Und eben waren auch die beiden Frauen gestorben. Beim Anblick der Leichen verriet Kombo einen Anfall von Reue, nahm sich aber bald wieder zusammen.

Der Verdacht fiel sofort auf ihn, und am folgenden Tage wurde er verhaftet. Dabei, wie auch während der Gerichtsverhandlung, leugnete er seine Schuld hartnäckig. Unter großem Zulauf fand die Verhandlung in der Schaurihalle am Bezirks Hause statt. Richter war Herr Altmann mit zwei arabischen Beisitzern. Der Angeklagte konnte nicht leugnen, daß er den giftigen Fisch gefangen und auf die Insel gebracht hatte, allein er fand die Ausflucht, daß er ihn in der Nähe der Hütte Jahas verloren habe. Sein Genosse Ismaili sagte dazu aus, Kombo habe den Fisch nicht ausgeweidet, sondern ganz in die Basttasche getan, doch diese Lüge war zu offenkundig. Auch daß er die tödliche Wirkung des Giftes nicht gekannt hätte, wollte Kombo glauben machen, aber auch damit hatte er keinen Erfolg. Es war bekannt, daß er mancher Gifte kundig und vor einigen Jahren längere Zeit verschwunden war, um in aller Heimlichkeit Dawa, Medizin, zu bereiten. Die Überführung gelang schließlich, und ebenso gering wie das Leben der beiden Frauen schätzte Kombo sein eigenes Leben ein, als die Verurteilung erging. Mit einem trotzigem: Sayari, ich bin bereit, nahm er sie entgegen. Sie erging einstimmig wegen Mordes und lautete auf den Tod durch den Strang. Noch mußte die Bestätigung des Urteils aus Daresalam abgewartet werden, dann bestieg an einem Morgen Kombo in Gegenwart einer ungeheuren Volksmenge den Galgen, und ruhig und gelassen ließ er sein Schicksal walten.

Noch manches andere Verbrechen ist in den letzten Jahren an den Tag gekommen. Eine Frau hatte einen Jungen heimlich getötet. Dessen Mutter fand eines Tages die Knochen und machte Anzeige. Die Mörderin wurde überführt und zum Tode verurteilt. Als sie den Galgen bestieg, sagte sie zu dem Polizei-Auskari: „Warte einen Augenblick, bis ich mein Tuch zurecht gebunden habe.“ Ein anderer Verbrecher war ein Fischer, der einmal eine Anzahl Frauen auf einer weiten Bootsreise zu befördern und dabei zwei von ihnen umgebracht hatte. Auch diese Tat kam erst spät zur Anzeige und Sühne. Wie manche andere jedoch gelangt vielleicht niemals zur

Kenntnis des Msungu, des weißen Bwana, der doch so oft in endlosen Schauris die kleinsten Zwistigkeiten schlichten muß. Rachsucht ist immerhin eine Gewähr, daß schwere Verbrechen zur Anzeige kommen.

Nicht nur im förmlichen Schauri, auch als zwangloser Ratgeber muß der Bezirksbeamte den Eingeborenen den Weg des Rechtes weisen, wie ein englischer Friedensrichter. Herr Altman läßt die leichten Geschäfte, die in diese Gattung gehören, in die Stunden zwischen Bureau schluß und Abendessen legen. Die Leute dürfen dann in seiner Wohnung vorsprechen. Eines Abends saßen wir auf dem Altan und plauderten wieder über den Koprahandel, als ein Weib mit einem Anliegen erschien. Sie mochte wohl vierzig Jahre zählen, hatte sich aber für eine Negerin besonders gut erhalten. Für sie wie viele andere Schwarze ist die Ehe ein Hühnerhaus: die drin sind, wollen hinaus und die draußen sind, wollen hinein. Es vergeht denn auch in Ostafrika fast kein Schauri ohne eine Ehescheidung. Diesmal wollte die Frau, die schon mehrere Männer gehabt hatte, aber immer wieder einen findet, weil sie wohlhabend ist, zur Abwechslung nochmals heiraten, und der Auserkorene war eine Art Dorflump, mit dem sie schon einmal verheiratet gewesen war, von dem sie sich aber getrennt hatte, weil er sie schlug und ihr Vermögen verpraßte. Der Vorbeter der Moschee wollte den neuen Bund nicht bekräftigen, weil eine neue Ehe zwischen Geschiedenen durch das Gesetz, den Koran, verboten sei. Die Frau wurde daher abgewiesen und lautlos schlich sie von dannen. Am andern Morgen wohnte ich im Bureau der Abwicklung eines Konkurses bei; ein Indier hatte wieder einen Neger gezwickt. Das Geschäft ging einfach und glatt vor sich, wie überhaupt die ganze Rechtspflege mit den Eingeborenen, von der ich auf Eschole wie in Tanga und Moschi den Eindruck gewonnen habe, daß sie den Umständen ganz angemessen ist.

Die reizenden Tage von Eschole verflogen nur zu rasch, bald sollte der Dampfer wieder vor dem Ras Kisimani für mich stoppen. Frühmorgens brachen wir auf. Es war Ebbe, für ein Boot war die Lagune zu seicht, und so wateten denn vier Rettengefangene mit einem Tragsessel hindurch, auf dem ich gebühlich geschaukelt wurde. Herr Altman ritt mit seinem weißen Esel mit vorgestreckten Beinen neben mir. Diesmal hielten wir mehr nördlich noch, durch die Mitte der Escholebucht auf Mafia zu, auf dessen sandigem Strande liebliche Wasservögel nach Würmern und Schalthieren gruben; es war ein Anblick etwa wie wenn im September die aus den Nordländern

herübergeflogenen Zugvögel vor der Weiterreise nach den Gegenden, die keinen Winter kennen, am Nordseestrande Halt machen, um noch eine kräftige Wegzehrung zu nehmen.

Die Reise ging meist durch Busch mit viel „Ginster“, auf guten, wenn auch manchmal sandigen Wegen. Hier und da mußte ein Bach durchwatet werden, an vielen Stellen waren jedoch schon Brücken gebaut. Nach einigen Stunden wurde der Busch dichter, dann ging er in einen Hochwald über und bald befanden wir uns in Rilindoni, an der Stätte, die vor einiger Zeit der Gouverneur für die Errichtung eines Zollamtes ausgesucht hatte, vielleicht vierzig Meter über dem Spiegel des vor uns liegenden Masiakanals. Auf der Anhöhe wie am Abhange nach dem Meere zu war schon viel gerodet, und es wurde flott weiter gearbeitet, denn fünfzig Kettengefangene ergibt die Kriminalistik des Archipels fortlaufend. Die Anlage ist dem Gelände vortrefflich angepaßt. Von dem freigelegten weiten Platz auf der Platte läuft nach Norden hin durch den parkartigen Wald ein schöner Weg, an dem sich für die Europäer Villen reihen können, während auf der Platte selbst das neue Bezirksamt erstehen wird und dahinter das Eingeborenenviertel und die Läden der Indier kommen werden, die sich schon bereit erklärt haben, mit der Verwaltung dorthin überzusiedeln. Südlich von dem Bezirksamt wird dann eine weite Markthalle entstehen, und von diesen beiden Gebäuden wird man an das nur einige Meter über dem Meere zu erbauende Zollamt gelangen auf zwei schon fertigen Wegen, zwischen denen ein Quelltal liegt. Am Strande soll ein 300 m langer Wellenbrecher aufgeworfen werden, und man hofft, daß, wenn diese Arbeiten vollendet sind, die Dampfer auf der Reede halten werden. Im Zusammenhang mit dem ganzen Plan steht auch die kürzlich in Rilindoni und gegenüber auf dem Festlande bewirkte Aufrichtung von Feuerzeichen. Das Zollamt in Rilindoni ist schon eröffnet.

Die wichtigste Frage ist die, ob es gelingen wird, den Koprahandel von Sansibar ab nach dem Festlande zu lenken. Weniger als das neue Zollamt, so erklärte man mir in Dares̄salam an zuständiger Stelle die Frage des Verkehrs nach dem Süden, wird dazu der Handel beitragen, wenn dieser sich entschließt, auf Masia Niederlassungen zu errichten. Es ist auch nicht immer für die Ostafrikalinie möglich, den Wettbewerb mit den Ohaus aufzunehmen, weil diese an vielen Stellen aufs Trockene laufen können, um Ladung unmittelbar an Land zu nehmen und zu löschen. Die Fracht auf

einem Bombaydampfer der Linie ist nicht höher als die für Dhaus, dann kommen aber bei dem Dampfer die Lade- und Löschkosten wegen der Verwendung von Leichtern hinzu. Der gesamte Verkehr zwischen Daresalam und Sansibar geht dann auch durch Dhaus. Ich glaube dennoch, daß nach Fertigstellung der Anlagen von Kilindoni, wenn auch die europäischen Unternehmungen sich eingelebt haben, das Ziel, das der in Handelsfragen sehr sachverständige Gouverneur verfolgt, erreicht werden wird, sei es denn mit den Dhaus, die in diesen Gewässern ihre volle Daseinsberechtigung haben und behalten werden.

Mittlerweile stellte der Hunger sich ein, von der benachbarten Siedlung kam Herr B r e s c h herangeritten. So stiegen wir wieder hinan, neben den Gefangenen, die singend den am Ufer für die Bauten ausgegrabenen Kalk hinauftrugen. Die Anlage der Wege, die Ausnutzung der Schlucht zwischen ihnen, durch die der Quellbach rieselt, zeugt von einem Verständnis, das selbst bei einem europäischen Landschaftsgärtner gelobt werden würde. Während das Frühstück hergerichtet wurde, zapften wir einen prächtigen Kopalbaum an und gewannen ein kristallklares Harz. Dann setzten wir uns in einer Laubhütte nieder, die noch von dem Besuch des Gouverneurs her stand und plauderten beim Mahle weiter über die Zukunft der Insel. Die beiden bisherigen Ansiedler und der Bezirksbeamte halten gute Verständigung untereinander, das verspricht schon viel.

Nun aber war die Zeit da, von dem liebenswürdigen Herrn A l t m a n n Abschied zu nehmen, und mit Herrn B r e s c h allein zog ich am Spätnachmittag durch prächtige Palmenschamben wieder nach dessen Platz, um den Abend noch mit ihm zu verbringen. Früh am andern Morgen, nach einer angenehmen Nacht unterm Zelt in der Seebrise auf der Anhöhe, trugen die „Retten“ mich nach dem Ras Rifimani, und unterwegs bewunderte ich die gute Laune der Wanyamwesi Frauen, die ein ihnen angewiesenes Feld behackten und ihren Gesang unterbrachen, um mir, gewissermaßen einem Bekannten, ein fröhliches „Jambo, Bwana“ zuzurufen. Am Ras war der Dampfer noch nicht in Sicht. Reisende und Postfäcke warteten schon. In der Rasthütte tauschte ich rasch meine Kleider gegen einen Badeanzug um und tummelte mich auf dem feichten Strande, bis der Ruf meiner Leute, daß der Dampfer nahe, dem Spiel mit den stark salzigen Wellen ein Ende machte.

Die Rufiyi war wieder stark besetzt. Ich erkundigte mich nach

dem Verkehr mit dem Süden. Dares̄salam liefert, soweit die Bombaydampfer in Betracht kommen, nur wenig Fracht dorthin; einer hatte dafür nur eine Einnahme von 62 Rupien. Umgekehrt freilich kommt vom Süden, der als die Kornkammer der Kolonie gilt, viel Getreide für den Verbrauch im Norden des Landes — nicht für die Ausfuhr — bis zu 2000 Sack auf einmal. Der Verkehr wird bald reger werden, wenn die großen Pflanzungen von Lindi im Ertrag sind, und damit kann man für Ende dieses Jahres rechnen; schon sind bedeutende Mengen Baumwolle von dort gekommen.

Nachmittags lag die Rufiyi schon wieder vor Salale, und andern Tages gegen Mittag betrat ich den glühenden Boden Dares̄salams mit der festen Überzeugung, daß die Einbeziehung des Mafia-Archipels in die Wirtschaft der Kolonie ein geschickter Zug des Gouverneurs ist, und daß die fünf oder sechs Weißen, die demnächst dort als Ansiedler oder Beamte Pionierarbeit verrichten, eine dankenswerte Aufgabe erfüllen.



G. D. Baedeker, Verlagshandlung in Essen.

# Jahrbuch über die deutschen Kolonien.

Herausgegeben von  
Dr. Karl Schneider,

I. Jahrgang. Mit einem Bildnis des Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft, Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg und einem alphabetischen Personen- und Sachregister.

Preis in Ganzleinwand geb. Mk. 5.—.

## Inhaltsverzeichnis:

### Vorwort.

Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg-Schwerin, Regent von Braunschweig, Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft von Prosper Müllendorff.

Die Fortschritte in der geographischen Erschliessung unserer Kolonien seit 1905 von Prof. Dr. Max Eckert in Aachen.

Aus dem Seelenleben der Eingeborenen von Prof. Dr. Carl Meinhof in Berlin

Die deutschen Schutztruppen:

- a) Deutschlands militärische Stellung in den Kolonien von Major Maercker.
- b) Die militärische Lage in Deutsch-Ostafrika von Oberleutnant Kramer.
- c) Die militärische Lage in Kamerun von Hauptmann Stieber.
- d) Die militärische Lage in Süd-Westafrika von Major Maercker.

Die Gesundheitsverhältnisse in unseren Kolonien von Stabsarzt Kuhn.

Rückblick auf die Fortschritte unserer kolonialen Entwicklung im Jahre 1906 [07] von Prof. Dr. Anton in Jena.

Die Verwaltung unserer Kolonien und die Fortschritte des letzten Jahres von Dr. Max Fleischmann, Amtsrichter und Privatdozent an der Universität Halle a. S.

Die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit in Deutsch-Ostafrika von Pater Acker.

Art und Charakter des Negers von Oberleutnant Richelmann in Lauban.

Die Rechtsanschauungen der Togo-Neger und ihre Stellung zum europäischen Gerichtswesen von Missionar Spieth.

Die Besiedelung von Deutsch-Ostafrika von Dr. med Arning, Mitglied des Reichstags.

Südwestafrika nach dem Kriege von Paul Rohrbach.

Die Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika von Prof. Dr. Anton in Jena.

Umschau in der Kolonialliteratur des letzten Jahres von Dr. W. Morgenroth in Cöln.

Zeittafel zur Übersicht über die deutsche Kolonialbewegung 1907 vom Herausgeber.

Alphabetisches Personen- und Sachregister.

G. D. Baedeker, Verlagshandlung in Essen.

# Jahrbuch über die deutschen Kolonien.

Herausgegeben von  
Dr. Karl Schneider,

II. Jahrgang. — Mit einem Bildnisse des Staatssekretärs des Reichs-Kolonialamts **Bernhard Dernburg**, 1 Übersichtskarte von Afrika und 3 Eisenbahn- und Baumwollkarten von Togo, Kamerun und Ostafrika.

Preis in Ganzleinwand geb. Mk. 5.—.

## Inhaltsverzeichnis:

### Vorwort.

**Bernhard Dernburg**, Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts vom Herausgeber Dr. Karl Schneider.

Rückblick auf unsere koloniale Entwicklung im Jahre 1907 [08] von Prof. Dr. G. K. Anton in Jena.

Die Fortschritte in der geographischen Erschliessung unserer Kolonien seit 1907 von Prof. Dr. Max Eckert in Aachen.

Aus dem Seelenleben der Eingeborenen von Carl Meinhof, Professor am Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin.

Die Verwaltung der Kolonien im Jahre 1908 von Prof. Dr. jur. Max Fleischmann in Halle a. S.

1. Abschnitt: Kolonie und Heimat.
2. „ „ Auf kolonialem Boden.
3. „ „ Kolonie und Ausland.

Die Gesundheitsverhältnisse in unseren Kolonien von Ph. Kuhn, Stabsarzt beim Kommando der Schutztruppen im Reichskolonialamt.

Beurteilung der militärischen Lage in Ostafrika von Hauptmann Göring.

Die militärische Lage in Kamerun von Oberleutnant Werner.

Die militärische Lage in Südwestafrika von Hauptmann im Kommando der Schutztruppen Becker.

Die evangelische Mission in den deutschen Kolonien von Missionar D. Westermann, Lehrer am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin.

Die Aufgabe der katholischen Mission in den Kolonien von Pater Acker, Provinzial der Väter vom hl. Geist in Knechtsteden bei Köln.

Ausbildung für den Kolonialdienst von Professor E. A. Fabarius, Direktor der Kolonialschule in Witzenhausen.

Schiffahrtsverbindungen mit unseren Kolonien von Oberstleutnant z. D. Gallus in Berlin-Friedenau.

Deutschlands Stellung in Ostasien von Dr. Paul Rohrbach.

Die Einwirkung der deutschen Herrschaft auf die Schwarzen in Ostafrika von Oberstleutnant z. D. Richelmann.

Zeittafel.

Alphabetisches Personen- und Sachregister.

G. D. Baedeker, Verlagshandlung in Essen.

Von sämtlichen Regierungen und Schulbehörden empfohlen:

# Bilder aus den deutschen Kolonien.

Lesestücke,

gesammelt und bearbeitet

im Auftrage der Deutschen Kolonialgesellschaft.

187 Seiten. 19. bis 32. Tausend. Preis karton. Mk. 1.—.

## Inhaltsverzeichnis:

1. Die Bedeutung der Kolonien für die deutsche Volkswirtschaft. 2. Wirtschaftliches Leben in unseren Kolonien. 3. Kautschuk. 4. Die wichtigsten Kautschuk-Gewächse. 5. Kopra und die Kokospalme. 6. Die Kolanuß. — **Schutzgebiet Togo:** 1. Das Togoland. 2. Die Lagune von Togo. 3. Topographienleben auf dem Togosee. 4. Küstenmarsch. 5. Fahrt auf dem Volta. 6. Land und Leute im Agugebirge Mitteltogos. 7. Aus Hinter-Togo. 8. Die hauptsächlichsten Handelswerte Togos. 9. Unsere Togoneger als Ackerbauer. 10. Unsere Togoneger als Handwerker. 11. Leben in einer Faktorei. 12. Ein Kriegszug in Togo. 13. Der deutsche Beamte in Togo. — **Schutzgebiet Kamerun:** 1. Das Dorf Bonaberi. 2. Wanderung in Kamerun. 3. Eine Reise nach Bamum. 4. Audienzen beim König von Bamum. 5. Erster Schulanfang in Bamum. 6. Schwierige Flußübergänge in Kamerun. 7. Bali, ein Hochland Innerafrikas. 8. Am Wuriflusse. 9. Ein Zusammentreffen mit Zwergen. 10. Der Segen der deutschen Herrschaft. 11. Schulvisitation. 12. Das Losangowesen. 13. Eine heidnische Gerichtsverhandlung. 14. Frei und doch nicht froh. 15. Die Nutzpflanzen des Negers. 16. Erstürmung von Libati. — **Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika:** 1. Deutsch-Südwestafrika. 2. Eine Mondnacht in Deutsch-Südwestafrika. 3. Eine Fahrt nach Rehoboth. 4. Das Ovamboland. 5. Eine Kriegsfahrt auf der Eisenbahn nach Windhuk. 6. Die Hottentotten. 7. Aus dem Leben einer Buschmannsfamilie in Deutsch-Südwestafrika. 8. Hausbau. 9. Ein Besuch bei Farmern. 10. Siedlungen im Herzen des Hererolandes. 11. Ein Feldprediger in Südwestafrika. 12. Eine Straußenjagd. 13. Löwenjagd. 14. Geländekenntnis in Deutsch-Südwestafrika. 15. In der Kalahari. — **Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika:** 1. Tanga, der Haupthafen der Kolonie. 2. Tabora. 3. Wanderung in der Landschaft Donda. 4. Ein rätselvoller Fluß. 5. Eine Stunde im Urwalde von Usambara. 6. Waldwirtschaft in Deutsch-Ostafrika. 7. Im Schumewald. 8. Wirtschaftliche Entwicklung in Deutsch-Ostafrika. 9. Eine Kaffeepflanzung. 10. Leben auf einer Missionsstation. 11. Lagerleben in Deutsch-Ostafrika. 12. Ansiedlung deutscher Bauern in Ostafrika. 13. Ein Feierabend in Deutsch-Ostafrika. 14. Der Kilimandscharo. — **Schutzgebiet Kiautschou:** 1. Tsingtau, die Hauptstadt Deutsch-Chinas. 2. Die Bevölkerung in Deutsch-China. 3. Eine Frühlingsfahrt durch Deutsch-China. 4. Der Hafen von Tsingtau. — **Schutzgebiet Neu-Guinea und Samoa:** 1. Neu-Guinea. 2. Der Papua im Norden des Kaiser-Wilhelmlandes. 3. Naturfreuden. 4. Der Urwald auf Neu-Guinea. 5. Handel. 6. Kinderspiele. 7. Das tägliche Leben auf den Pflanzungen des Kaiser-Wilhelmlandes. 8. Die Eingeborenen der Gazelle-Halbinsel. 9. Von Aberglaube und Zauberei. 10. Krieg. 11. Muschelgeld macht selig. 12. Das Land Baining. 13. Der Urwald in Baining. 14. Der Kasuar. 15. Die Sorge für den Landfrieden auf den Bismarckinseln. 16. Reise nach Neu-Mecklenburg. 17. Pflanzen und Tierleben an der Küste von Palau. 18. Reise nach den Palau-Inseln. 19. Die Karolinen-Insel Ponape. 20. Die Karolinen-Insel Jap. 21. Das Klima der Karolinen-Insel Jap. 22. Das Steingeld. 23. Land und Leute auf den Marshallinseln. 24. Samoa.

Julius Bely, Hofbuchdrucker, Langensalza.





Gerhard Düdden  
Buchbinderei  
BREMEN, Lessingstr. 3A.



IX c  
3410

Müllendorff  
Ost-Afrika  
im Aufstiege